1985
L
1084

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-273052-p0001-9



Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-273052-p0002-5

Neueste
Reise durch Corsica,

mit Bemerkungen
über die natürliche Geschichte des Landes,
und die Sitten und Gebräuche
seiner Bewohner.

Aus dem Französischen
des Abbé Gaudin, Jacques



Leipzig
in der Weygandschen Buchhandlung
1788.

[Voyage en Corse, dt.]

HALLE

85 L 1084

Ax

[0696]

Vorbericht
des Uebersetzers.

Der Verfasser, der Abbé Gaudin, hielt sich viele Jahre in Corsica auf, wo er zu Nebbio General-Vicarius war: es gebrach ihm also weder an Muße noch Gelegenheit, und wie seine Aufsätze zeugen, auch nicht an Einsicht, Beobachtungen anzustellen, wovon diese Schrift das Resultat enthält, und deren Mittheilung dem Publikum desto willkommener seyn muß, da er, seit Boswell und Lamberg, die überdies nur einen Aufenthalt von wenigen Wochen machten, der neueste Reisende ist, der diese merkwürdige Insel, und zwar unter der französischen Herrschaft, bereisete. Auch er räumt dem menschenfreundlichen Comte de Marboeuf, die Ehre ein, die Revolution in den Herzen der Insulaner bewirkt zu haben,

ben, die den Keim innerlicher Unruhen erstickte, und sie unvermerkt an Gesetze und Abhängigkeit, ohne gewaltsame Mittel, gewöhnte.

Bey der Uebersetzung habe ich die Folge der Aufsätze geändert, und einiges was für Ausländer nicht so interessant wie für die Landsleute des Verfassers war, ingleichen die Gedichte, und die bey der Aufnahme in die Akademie zu Lyon gehaltene Rede, als dem Haupt-Gegenstande fremd, weggelassen.

Erster Abschnitt.

Reise des Verfassers von Bescovato, bis Niolo, Corte ꝛc.

Ein Land, das so voll hoher Gebirge ist, wie Corsica, hat einen Reichthum an manchfaltigen, immer abwechselnden und immer pittoreskern Aussichten und Siten, die auf die Seele einen entzückenden und starken Eindruck machen, und die wir mehr als einmal zu bewundern Gelegenheit gehabt hatten. Man versicherte uns, daß wir zu Niolo, und in seinen ungeheuern, angränzenden Bergen, noch weit erhabenere und auffallendere Gegenstände von der Art, und überdies ein Volk antreffen würden, das wegen seiner Abgeschiedenheit von den übrigen Einwohnern der Insel fast neu ist. Mehr bedurfte es nicht, um unsre Neugier zu einer Wanderung dahin anzuspornen. Verge-

bens suchte man uns, durch übertriebene Vorstellungen der Beschwerlichkeiten und Gefahren dieser Reise, in unserm Vorsatze wankend zu machen: vergebens bedrohten uns zwey liebenswürdige Dichter, zum voraus uns unsre Grabschrift zu setzen, wenn wir halsstarrig bleiben würden: die Vorbedeutung schreckte uns nicht, und wir traten muthig unsre Reise an.

Unsre Reisegesellschaft bestand aus der Aebtissin von A**; (die man in Corsica, wie zu Lyon und zu Paris bewundert, weil ein Diamant überall geschätzt wird, und von der neulich ein ein Officier etwas sonderbar, aber sehr richtig sagte, daß sie in ihren Augen die ganze Encyclopedie] habe) aus dem Grafen von Buttafaco, dem jungen Grafen von Levi, mir, drey Bedienten, und zwey Soldaten vom Provinzial-Regiment, die wir bloß als Wegweiser, und keinesweges zur Bedeckung mit uns nahmen, weil es vielleicht kein Land giebt, wo man sicherer reiset, als jezt in Corsica. Hierzu kamen noch ein italienischer Maulthiertreiber, Villano, ein drolliges Geschöpf, der vom Sancho Pansa, Alles, Gestalt, Sprüchwörtersucht und Naivetät hatte, zwey andre Maulthierknechte und neun Maulthiere. In diesem Aufzuge verließen wir Vescovato, unter den Seegenswünschen des versammelten Volkes, und des Grafens und der Gräfin

von

von Marboeuf. Die Gräfin hatte das Amt unsers Proviantmeisters übernommen, und man kann leicht denken, daß unsre Gaumen und Mägen sich vortreflich dabey befanden.

Wir erreichten bald die große, von den Franzosen angelegte, Heerstrasse, die bis Corte führt. In Corsica ist sie eine Art von Wunder, weil man da überall nur abstürzige, jähe und fast unbrauchbare Pfade und Fußsteige antrift. Diese Strasse folgt dem Laufe des Golo, die, wie die andern Flüsse des Landes, bloß ein wildes, in ein tiefes Bette gedrängtes, Wasser ist. Zur Rechten und Linken thürmen sich Berge, fast senkrecht in die Luft, in Höhen von 5 bis 600 Toisen. Es sind beynah ganz nackte Felsen, unterdessen liegen doch hier und da einige Dörfer auf den Höhen zerstreut, aber immer sind sie auf den isolirtesten und jähesten Felsen angelegt. Die ewigen Fehden der Einwohner machten diese kriegerische Lagen zu ihrer gemeinschaftlichen Vertheidigung nothwendig. Hier erblickt man nicht die Gruppen von Häusern und einzelnen Wohnstätten, die in andern Ländern das Auge erfreuen, und den Reichthum der Landschaft haben.

Der Golo hat fast kein Gestade: das wenige, was davon vorhanden ist, und urbar gemacht werden könnte, ist, wie man sagt, äußerst unge-

sund. Ich glaube es gern. Die, durch das Wiederprallen von den Bergen verursachte, Hitze ist am Tage unmäßig, und nach dem Untergange der Sonne haben die Dünste, die sie an sich gezogen hat, wegen der Höhe dieser Berge keinen Abzug, verdichten sich also, und fallen ins Thal durch ihr eigenes Gewicht zurück. Das ist die Ursache, warum es alsdenn hier, selbst in den Julius- und August-Monaten, so empfindlich kühl ist; ein Reisender, den die Nacht in diesen Bergengen überrascht, läuft Gefahr sich eine, oft tödliche, Krankheit zu hohlen, wenn er nicht um sich her ein großes Feuer anzündet, das die Luft in Bewegung setzt, und so ihre bösen Einflüsse mildert.

Wir hatten nicht Zeit, uns durch eigene Erfahrung davon zu überzeugen. Denn es war kaum Mittag, als wir zu Ponte-Novo anlangten. Ponte-Novo, Alecia und Francardo, sind drey Brücken, welche von den Franzosen angelegt worden sind, und den schönsten Strassendämmen Frankreichs Ehre machen würden. Nachdem wir die letzte passirt waren, kamen wir nun tiefer ins Land, und fingen an, die ersten ächt-corsischen Wege zu versuchen. Man reiset längst dem Golo fort, und hängt, gewissermaßen, über dem Strom; allein dieser Absturz hat noch nichts fürchterliches, weil er nur einige

Toi-

Toisen beträgt. Was am meisten Mühe macht, sind die, unordentlich auf den Pfad zerstreute, Bäume, deren Aeste sich in allen möglichen Richtungen kreuzen, und den Reisenden zwingen, beständig eine andre Stellung anzunehmen, indessen die Wurzeln, die abhängigen Felsen, und die einzeln, unter seinen Tritten ausglitschende, Steine seinem Maulthiere nicht wenjger zu thun geben.

Was aber muthig und sicher macht, ist die außerordentliche Geschicklichkeit der Pferde und Maulthiere, die man in diesen bergigen Gegenden reitet. Es ist ein wahres Vergnügen, und zu gleicher Zeit ein interessantes Schauspiel für den Naturforscher, zu sehn, wie künstlich diese Thiere den Hindernissen, vor denen uns am meisten bangte, auszubeugen oder sie zu überwinden wissen. An den gefährlichsten Stellen bleiben sie von selbst stehn, prüfen mit den Augen den Boden, setzen alsdenn den Fuß behutsam vorwärts, um ihn gleich wieder zurückzuziehen, wenn sie sich in ihrer Erwartung betrogen haben sollten, und klammern sich zugleich mit ihren Hinterbeinen an, um nicht mit fortgerissen zu werden, wenn es vorne einbrechen sollte 1).

Bey

1) Dieselbe Vorsichtigkeit hat der Uebersetzer, auf den nicht minder gefährlichern, und weit beschwerlichern Pfa-

Bey so vieler Vorsichtigkeit ist ihr Gang langsam, aber sicher, sobald man sie ihren Weg selbst wählen läßt. Der Reiter thut am besten, unbeweglich im Sattel zu bleiben, und die Augen zuzumachen, wenn ihm vor der Tiefe des Abgrunds grauset. Sein Reitthier allein wacht vor seine Sicherheit, und er kann sich getrost auf dasselbe verlassen, denn so entsetzlich auch diese Wege sind, so sind doch Unglücksfälle außerordentlich selten.

Mit Ende des Tages kamen wir nach Castirla, ein trauriger, gräßlicher Aufenthalt, wo tausend schwebende, herabhängende Felsenstücke mit plötzlichem Einsturze dem Reisenden drohn, der unter den elenden Hütten der Einwohner nicht sowohl ein Obdach findet, als schon halbverschüttet ist. Der ganze Berg, welcher das Dorf dominirt, ist mit ungeheuren Granitblocken besäet, die sich vom Gipfel losgerissen haben; da sich dieses alle Jahre, beym Schmelzen des Schnees, erneuert, so steht das Dorf in Gefahr einst darunter begraben zu werden. In der Nachbarschaft sind weit bequemere Plätze zum Anbau, allein eben diese Beschwerlichkeiten, und weil der Zugang so gefährlich, folglich feindlichen

An-

Pfaden der hohen rhätischen und penninischen Alpen, an den Pferden und Maulthieren dieser gebirgigen Gegenden, mit Erstaunen bewundert. A.

Angriffen weniger ausgesetzt ist, sind Schuld, daß die Einwohner dieser Lage den Vorzug gaben. Bey den unaufhörlichen Kriegen mußte man solche fürchterliche und öde Gegenden wählen; jezt, da die Sicherheit wieder hergestellt ist, ist zu glauben, daß die Einwohner sich nach und nach wieder in die Ebenen begeben werden.

So drohend und fürchterlich auch alles um uns her aussah, so begegnete uns doch nicht das geringste Widrige. Im Gegentheil, wir genossen bey dem Abt Thadei, wo wir eingekehrt waren, der herzlichsten und gastfreyesten Aufnahme, Gastfreyheit ist fast überall die Tugend armer Völker, aber vorzüglich der Corsen. Jeder Fremder, der ihre Gebirge durchwandert, kann kühnlich im ersten Dorfe um eine Herberge ansprechen. So unbekannt er auch ist, so wird er doch gewiß mit der größten Bereitwilligkeit und Dienstfertigkeit, ja oft mit einer Verschwendung aufgenommen werden, welche die Kräfte seines Wirths übersteigt, ohne daß es ihm möglich wäre diese Großmuth zu vergelten, weil jedes Anerbieten von der Art als eine Beleidigung ausgelegt werden würde.

Ist es eine Person, die man erwartet hat, und der man eine Ehre anthun will, so wird ihre Ankunft für das ganze Dorf zum Fest. Freunde, Nachbarn, Verwandte, alle versammeln

meln sich beym Wirth des Gastes; jeder steuert freygebig bey, was er im Vermögen hat, und jeder beeifert sich, dem Gast seinen Aufenthalt angenehm zu machen. Dieser Wetteifer, der wirklich vom Herzen geht, die Heiterkeit auf den Gesichtern, ihr treuherziges, offenes Wesen, und der Lärm des Festes, das Alles macht, daß man es nicht ohne Rührung mit ansehn kann. Man hat eine so naive und wahre Freude vor Augen, daß man sie nothwendig theilen muß.

Der Tisch ist immer überflüßig besetzt, der Herr nimmt seinen Platz hinter dem Sitz der Person, die er vorzüglich ehren will, und bedient sie mit größter Sorgfalt. Die andern Gäste setzen sich ohne Rücksicht auf Etikette, und so viele als die Tafel fassen kann, denn gewöhnlich ist ihre Anzahl weit größer. Die, welche keinen Platz finden konnten, bedienen die Sitzenden, sobald aber die Mahlzeit geendigt ist, ändert sich die Scene. Man trägt neue Gerichte auf, und der Wirth und alle, die noch nicht gegessen hatten, nehmen die Plätze der vorigen ein, und werden nun wieder von ihnen bedient. Es sind Arten von Saturnalien, wo aber die Ungleichheit der Stände die Fröhlichkeit nicht stört, und wo diese wechselseitigen Dienstleistungen bloß das Vergnügen ausdrücken, sich gefällig zu seyn. Ihre Freude ist lärmend, wie

das

das immer der Fall bey einer zahlreichen Versammlung von Männern ist, aber ohne Tumult und Unordnung, denn man hat in Corsica fast kein Beyspiel, daß die Freuden der Tafel zu Excessen verleitet hätten.

Ein einziges mangelt diesen Festen, die Gegenwart der Damen. Die Frau von Hause, und die Freundinnen, die ihr beystehn wollten, beschäftigen sich mit den Anstalten und Zurichtungen des Festes, und hierauf schränkt sich fast ihre ganze Rolle ein. Gegen Ende der Tafel zeigen sie sich kaum einen Augenblick, um den Beyfall einzuerndten, den man mit Vergnügen mehr ihrem artigen Wesen, und öfters ihrer freyen und naiven Grazie, als ihrer Geschicklichkeit in der Kochkunst zollt. Kaum sind diese Komplimente vorüber, so verschwinden sie wieder, und begeben sich in ihr Gynaeceum zurück. Dies war auch die Sitte des alten Griechenlands, die aber der französischen Galanterie unmöglich gefallen kann.

Wir mußten von Castirla schon mit der ersten Morgenröthe aufbrechen, denn wir befanden uns nun am Eingange des schrecklichen Weges, dem seine Steile und seine unzählige Abgründe den Namen einer Leiter, der Scala di Santa Regina, erworben haben. Die heilige Regina soll ihn angelegt haben, und dann muß

man

man bekennen, daß sie ihn so rauh und schmal gemacht hat, wie man uns den Pfad zum ewigen Leben schildert. Ohngeachtet man ihr eben keinen großen Dank dafür schuldig ist, so ermangelten wir doch nicht, sie andächtiglich anzurufen. Grausen überfiel uns bey jedem Schritt, den wir weiter kamen. Wir ritten auf dem Abhang eines fast kahlen Felsens, bald wassergleich mit dem Golo, bald 100 oder 200 Toisen, über seinem Bette schwebend. Der Weg und die ganze Strecke ist mit Felsentrümmern besäet, die sich vom Gipfel der Gebirge losgerissen haben, und den Reisenden ahnden lassen, daß er bey jedem Schritte, durch einen ähnlichen Zufall, zermalmt werden könne. Damocles, über dessen Haupte ein Schwerd an einem Faden hing, befand sich in keiner größern Gefahr.

Unter diesen Bergtrümmern zeichnet sich einer durch einen besondern Umstand aus. Es ist ein Granitblock, von wenigstens 20 Fuß in der Länge, 4 Fuß breit, und auch so dick. Er ist fast ganz viereckig zugehauen, als ob es durch Menschenhände geschehn wäre. Nachdem er sich lange fortgewälzt hatte, ist er endlich unmittelbar am Rand des Weges, und zwar so vortheilhaft, auf der scharfen Seite liegen geblieben, daß er eine Brustwehr an einer der gefähr-

fährlichsten Stellen, und mit einer Festigkeit bildet, die einem Ingenieur viele Mühe gekostet haben würde. Ganze zehn italienische Meilen lang trift man fast nicht ein Plätzchen an, das nicht wegen der Jähe des Absturzes, oder der steilen Lehne des Felsens, mit Gefahr verbunden wäre. Oft sind es würklich in den Felsen gehauene Treppen. Man stelle sich Häuser von 100 bis 200 Stockwerken vor, die man wechselsweise hinauf und hinab klimmen muß, und urtheile nun, wie sehr man sicherer und geübter Pferde bedürftig ist. Der Pfad ist zuweilen so schmal, daß kaum das Maulthier für sich durch kann, und man es abladen muß. An manchen Stellen schwebt sein Körper und der Körper des Reiters halb über dem Abgrund, dessen Tiefe das Auge nicht zu messen wagt. Da die beyden Berge, wegen ihrer Einschnitte und Krümmen, so zu sagen, in einander eingreifen, so glaubt man überall undurchdringliche Schranken anzutreffen. Man wähnt, an den Gränzen der Natur zu weilen, die sich hier in ihrer ganzen Gräßlichkeit, aber auch in ihrer ganzen Majestät zeiget. Ich verschone Sie mit den schwermüthigen Betrachtungen, zu welchen dergleichen Anblicke die Seele nothwendig stimmen. Man flieht sie nicht, man findet sogar einen geheimen Reiz darinn, sich ihnen zu überlassen. Aber sie dauern nicht

lange und manchmal wird man durch herrliche und unerwartete Siten herausgerissen, die ganz entgegengesetzte Wirkungen hervorbringen. An einer solchen Stelle machten wir auf der Mitte des Weges halt, um uns durch ein reichliches Frühstück zu stärken. Drey junge Fichten liehn uns ihren Schatten, und aus einer wilden Höhle rieselte ein bescheidener, heller Bach über ein Bette von dichtem Rasen.

Unsre Gesellschaft war durch einen Commissarius der Junta 2), dem Herrn Grimaldi, ver-

2) Die Junta ist ein Polizey- und Straf-Gericht, das 1772 errichtet wurde. Es ist in vier Departements abgetheilt, welche in Dörfern des innern Landes ihren Sitz haben, um allen Theilen der Insel in der Nähe zu seyn. Jedes Departement besteht aus sechs Commissärien, die alle geborne Corsen seyn müssen, und unter der Inspection des General-Commendanten, des ersten Präsidenten, und des General-Procurators stehn. Die Hauptabsicht bey der Errichtung der Junta war, die Ausgetretenen zurückzurufen, und die Zwistigkeiten zwischen den Familien zu heben, oder wenigstens ihren Folgen zuvorzukommen. Das Verfahren bey diesem Gerichte geschieht wie bey allen corsischen Tribunalen, unentgeldlich, und die Commissarien haben einen Gehalt vom Könige. Sie haben ein wachsames Auge über die Fehden und Zwistigkeiten in ihren Sprengeln, und können die Uebertreter gefangen setzen lassen, aber ihre Urtheilssprüche müssen von dem Commendanten, dem ersten Präsidenten, und General-Procurator, bestätigt werden.

verstärkt worden. Er war der vornehmste Einwohner von Niolo, bey dem wir einkehren sollten. Er hatte sich die Mühe gegeben, uns bis Castirla, mit inländischen Pferden entgegen zu kommen, die dieser bösen Wege mehr gewohnt waren, und sie uns also mit größerer Sicherheit zurücklegen ließen. Nach eingenommenen Frühstück setzten wir unsern Marsch fort, und mußten noch 4 bis 5 Millien lang gleichen Gefahren und Mühseligkeiten Trotz bieten. Endlich erreichten wir Niolo. Die Einwohner pflegen zu behaupten, daß man hier aus der Hölle ins Paradies käme, was nun wohl ein wenig zu viel gesagt ist; aber so viel ist gewiß, daß Niolo, in der jetzigen schönen Jahreszeit, ein anmuthiges Ländchen ist, und daß dem Auge des Reisenden seine Reize um so mehr gefallen müssen, weil der Kontrast mit dem Schauerlichen des zurückgelegten Wegs ihm zu lebhaft vorschwebt. Niolo hat ohngefähr neun Millien in der Länge, und zehn in der Breite, und ist in fünf Kirchspiele abgetheilt, welche über 3000 Einwohner enthalten. Beym ersten Anblick scheint das Land eine Ebene, ob es gleich ein stark abschüssiges Thal ist. Allein diese Täuschung wird durch die außerordentliche Höhe der umgebenden Berge veranlaßt. Die Abendseite nimmt der Berg Cyntho ein, dessen Gipfel fast immer mit Schnee

bedeckt, und über 1400 Toisen hoch sind. Gegenüber ist eine andre Bergkette, wo die Seen Ino und Creno liegen, aus welchen die Flüsse Golo und Tavignano entspringen. Die Nord- und Mittags-Seite sind eben so jäh und steil, und keiner von diesen Bergen ist unter 7 bis 800 Toisen hoch.

Die Sitten der jetzigen Bewohner sind simpel, etwas bäuerisch, aber nicht wild. Sie sind gastfrey und dienstfertig gegen Fremde, und empfangen sie willig und freudig.

In dem ganzen übrigen Corsica liegen die Dörfer blos auf steilen und fast unzugänglichen Felsen 3). Alle dort mit einander verbundene Häuser scheinen nur ein einziges Gebäude auszumachen. Die Zugänge sind schmal und gewunden, und oft noch mit Felsenstücken angefüllt, um sie noch beschwerlicher zu machen. Diese Dörfer können sich so, ohne andre Befestigung, lange wehren, und der geschickteste Ingenieur würde keine bessere, locale Vertheidigung ausdenken können. Allein in Niolo, wo die Natur alle diese Vertheidigungsmittel gleich beym Eingang anbrachte, haben sich die Bewohner blos

auf

3) Boswell sagt; sie lägen so hoch, daß man am Tage kaum die Häuser erkennen kann; allein nichts ist angenehmer als ihr Anblick bey Nacht, und beym Schein der unzähligen Hirten-Feuer umher. A.

auf diese verlassen. Die Häuser in den Dörfern sind bequemer angelegt, die Zugänge sind leichter, und das Volk hat sich mehr ausgebreitet, und ist also mehr in der Nähe seiner Ländereyen und Besitzungen. Schon dieser Umstand allein hat sie arbeitsamer als ihre übrigen Landsleute gemacht. Obgleich ihr Boden von Natur nicht sehr fruchtbar ist, und viele Arbeit erfodert, so haben sie doch nichts beym Anbau vernachläßigt. Alle, von Bächen gewässerte, Stellen sind durch Baumpflanzungen verschönert, und bilden reizende „Siten."

Der Haupt-Reichthum besteht in Vieh, und die fünf Kirchspiele zusammen sollen über 20000 Stück enthalten. Da die Berge, die ihnen zur Trift dienen, den Winter durch mit Schnee bedeckt sind, so verlassen alsdenn die Männer ihr Land, und ziehen in den andern Gegenden Corsica's mit ihren zahlreichen Heerden umher, die sie im Frühjahr wieder in ihre Heymath bringen.

Die Weiber bleiben allein zu Hause, und arbeiten emsig an Verfertigung der Leinwand und des groben Tuches, worinn sie sich kleiden. Sie verkaufen sogar einen Theil davon an Auswärtige, was für sie zu einer Quelle von Reichthum wird, die zwar nicht sehr reichhaltig ist, aber wenigstens eine große Thätigkeit zu unterhalten

halten dient. Denn ich habe nicht ein einziges kleines Mädchen von sechs bis sieben Jahren gesehn, das nicht, sobald ihre Hände den Rocken handhaben konnten, mit Spinnen oder einer andern ähnlichen Arbeit beschäftiget war. Eine Bemerkung, die ich um so williger mache, weil dies Beyspiel vielleicht das einzige in seiner Art in Corsica ist.

Der Gestalt nach sind die Männer durchgehends robust, groß und wohlgemacht, und die Kinder haben oft eine ziemlich hübsche Farbe, und angenehme Züge. Allein diese Weisse und diese Züge verunstalten sich sehr geschwinde durch das viele Arbeiten, und sonderlich durch den Gebrauch des Fichtenholzes zum Heitzen, oder um ihre Wohnung zu erleuchten. Der dichte Rauch dieses Holzes überzieht Alles, was ihm zu nah kommt, mit einer öhlichten, unauslöschlichen Schwärze.

Die Form und Bestandtheile der Kleidung der Weiber schaden ihrem äußerlichen Ansehn wenigstens eben so sehr. Man glaubt, daß diese Form ursprünglich von den Mauren abstammt, welche lange Zeit dies Land bewohnten. Vielleicht erfand sie die Eifersucht, allein heutiges Tages wird sie gewiß blos der lieben Gewohnheit wegen beybehalten. Man hat mir versichert, daß der Kopfaufsatz vor diesem ein

ächter

ächter Turban war, jezt ist es eine bloße Beguine mit unendlichen Falten. Die übrige Tracht besteht aus einem Hemde, das gerade unter dem Kinn zugeknöpft wird. Darüber schlagen sie eine Decke oder Hülle von einem dicken, schweren Tuch, die zu gleicher Zeit Wams und Rock, und von einem Stücke ist, und bis auf die Fersen geht. Die Mode will, daß sie unten stark in Falten geschlagen seyn soll, was ihre Schwere noch vermehrt. Vorne wird sie unter dem Hals zusammengehäkelt, und von da an bis unter dem Magen bleibt ohngefehr ein Finger breit offen. Dieser Theil wird bey dem reichsten mit einer schmalen Borte von einem andern Tuche, von abstechender Farbe, eingefaßt, und hierinn besteht die einzige Auszeichnung, und fast ihr ganzer Luxus. Es würde schwer fallen, eine Tracht auszusinnen, welche der Lüsternheit und der Einbildungskraft weniger zu schaffen gäbe. Sie maskirt und verstellt den Wuchs, und versteckt nicht allein den Busen, sondern verhindert sogar ihn nur zu ahnden. Die Farbe ist Kapuzinerartig, und Stoff und Costum bleiben für alle Stände, Alter und Jahreszeiten immer die nemlichen. Der Körper der jungen Mädchen wird unter dieser ungeheuern Last zu Boden gedrückt, und kann niemals zu seiner völligen Entwickelung gelangen.

Nichts ist seltener zu Niolo als die Anwesenheit von Fremden. Wir wurden erwartet, und unsre Ankunft war ein Schauspiel und Fest für diese guten Leute, das uns selbst mit belustigte; weil ein solches Costum, wie wir hier vor Augen hatten, uns noch nicht zu Gesichte gekommen war. Sonderlich interessirten uns die Menge Kinder, die vor jeder Thüre standen, und uns einen sehr vortheilhaften Begriff von der Bevölkerung des Landes gaben. Frau von A*** war der Hauptgegenstand der allgemeinen Bewunderung und Liebe, da sie in ihre Wohnungen gieng, ihren Kindern liebkosete, sich für ihre Arbeiten interessirte, und sich von allem unterrichten ließ, und dies alles mit ihrer gewöhnlichen liebreichen Art, ohne dem kränkenden Stolz und dem Hochherabsehn der Großen und Vornehmen that, so wurde sie beynahe angebetet. Eine von den Weibern fiel ihr in der Aufwallung ihrer Freude um den Hals, und küßte sie auf beyde Backen.

Bey unserm Wirth Grimaldi gieng es unterdessen hoch her, und seine Gastfreyheit kannte keine Gränzen. Leckerbissen aller Art wurden aufgetischt, an denen Ninis, der Koch des Grafen von Buttafaco seine Geschicklichkeit bewiesen hatte, denn wenn man nicht mit der corsischen Küche und sonderlich mit dem Oelgeschmack

be-

bekannt ist, das sie an alle ihre Speisen thun, so läuft man Gefahr an der reichlichsten Tafel Hungers zu sterben. Das Land hat einen Ueberfluß an Wildprät, und die Forellen sind in diesem Theil des Golo so häufig, daß jeder Bauer so viel fängt, als er braucht. Dazu kommt, daß sich die Einwohner für ihren eigenen Tisch wenig daraus machen, sondern bey ihrer außerordentlichen Frugalität sich an der einfachsten Kost begnügen, und diese Leckereyen zum Behuf ihrer Gastfreyheit für willkommene Gäste aufsparen, welchen sie denn verschwenderisch vorgesetzt werden 4).

Sie werden sich aus dem französischen Plinius erinnern, daß der Muffoli das Schaaf im Stand der Natur seyn soll. Ist dieses gegründet, so gehört dies unter die wunderbarsten Metamorphosen, welche der zahme häusliche Stand der Thiere, sonderlich in Corsica gewirkt hat, wo die Schaaf-Race klein und schwach ist, und eine lange grobe Wolle trägt, die viele Aehnlichkeit mit Ziegenhaar hat, und aus deren Vermischung mit einander die innländischen Zeuche und Tücher verfertigt werden. Der Muffoli,

4) Schon Juvenal preiset die Güte der corsischen Fische:

Mullus erit domini quem misit Corsica.

N.

der für uns geschossen wurde, wog 84 Pfund, fast dreymal mehr als ein corsisches Schaaf.

Dies Thier hat Hörner beynah wie Widderhörner 5), das ist aber auch die einzige äußerliche Gleichheit. Sein Fell ist kurzhaarig und aschenfarbig, es ist schmächtig, hoch- und dünnbeinig, und ähnelt nach der Form seines Körpers ziemlich der Hirschkuh. Es scheint zum Springen und Laufen gemacht zu seyn; es ist gewandt, von sanfter und zugleich äußerst feuriger Physionomie. Es hat vieles von der Natur der Gemse an sich, und gefällt sich gleichfalls nur auf den höchsten Bergen, die es mit wunderbarer Behendigkeit erklimmt, und von Felsen zu Felsen springt, um dem verfolgenden Jäger zu entgehn.

Sie leben Heerdenweise bey einander; jedes wacht, wenn es die Reihe trift, für die allgemeine Sicherheit, und warnt durch sein Geschrey vor den Nachstellungen des Menschen, des einzigen Feindes, den sie auf der Insel zu fürchten haben. Auf dies Zeichen zerstreut sich die Heerde mit unglaublicher Geschwindigkeit, und findet sich eben so geschwind wieder zusammen, wenn die Gefahr vorüber ist. Sie leben äußerst friedl-

5) Wenn es gezwungen ist sich von Felsen oder Höhen zu stürzen, so fällt es immer auf diese Hörner, ohne sich Schaden zu thun. R.

friedlich miteinander, bis Liebe sie entzweyt. Mit Anfang des Frühjahrs paaren sie sich, je zwey und zwey; übersteigt die Zahl der Männchen die Zahl der Weibchen, so macht Rivalität sie wüthend, und dies so sanfte Thier kämpft alsdenn mit solcher Erbitterung, daß nicht selten einer von ihnen auf dem Platz bleibt.

Im Winter zwingt sie der Schnee die Berggipfel zu verlassen; dann werden sie der Raub der Jäger, die sie manchmal lebendig fangen. Sind sie noch jung, so lassen sie sich sehr leicht zahm machen, und gewöhnen sich ausschließlich an den, der sie wartet; sie laufen ihm nach wie ein Hund. Ich weiß von keinem Beyspiel, das man in diesem zahmen Zustand versucht hätte, eine Zucht von ihnen zu bekommen. Ein solcher Versuch hält in Corsica schwerer als anderswo, weil man da von keinen Ställen für das Vieh weiß, um sie vor böser Witterung zu schützen. Unterdessen verdiente ein solcher Versuch doch sehr, angestellt zu werden, theils um sich von einem wichtigen Faktum aus der Naturgeschichte zu überzeugen, theils um einer neuen Race von Hausthieren das Daseyn zu geben, und vielleicht durch ihre Vermischung die innländische Art zu vervollkommen.

Den Tag nach unsrer Ankunft erfuhren wir, daß ein Fest und ein großer Zusammenfluß

von

von Volk zu Casamacioli, einem Dorfe am Ende der „Pieva" seyn, und sogar daselbst eine Art Markt gehalten werden würde, wo man Vieh und einige Waaren verkauft, die man zu den häuslichen Bedürfnissen nöthig hat. Vielleicht das einzige Exempel von Handlung und Industrie, das man in den corsischen Dörfern antrift. Man kann leicht denken, daß wir nicht ermangelten uns dabey einzufinden. Eine herrliche Lage: die ganze Kette des Bergs Cyntho, wo verschiedene Gipfel noch mit Schnee bedeckt waren, entwickelt sich dort dem Auge, und formirt ein prächtiges Amphitheater, das alle Dörfer der 6) Pieva umfaßt. Eine Menge von den Felsen stürzende Wasserfälle vereinigen ihr Wasser am Fuß des Dorfes, und unterhalten hier, selbst in der sengenden Hitze des Sommers, eine liebliche Kühle. Grüne, von Kastanienbäumen beschattete Lauben, liegen rund umher zerstreut. Das schöne Grün dieses Baums, das Gemurmel des Wassers, der Duft der Myrthe, und andrer wohlriechenden Sträucher, alles versetzt die Seele in eine süße Schwärmerey, und scheint zu

länd-

6) Das Wort Pieva drückt eigentlich eine geistliche Gerichtsbarkeit aus, und begreift eine gewisse Anzahl Kirchspiele unter der Aufsicht eines Pievano oder Oberpfarrers, dem die andren Pfarrer untergeordnet sind. Man hat aber diese Eintheilung auch in Civil-Sachen angenommen. A.

ländlichen Festen, zum Reihentanz, und zu andern Scenen der allgemeinen Fröhligkeit einzuladen. Allein dergleichen sucht man zu Niolo, und in ganz Corsica vergebens. Die Feste sind zwar da sehr gemein, allein es sind bloße Versammlungen der Andacht. Ist die Kirche aus, so trennt man sich, und jeder hält traurig seine Mahlzeit für sich unter einem Baum. Da trift man nicht ein Instrument, nicht ein Tänzchen, nicht einen Funken von Lustigkeit an. Alle diese so einförmig in dunkle und traurige Farben gekleidete Menschen mit ihrem gravitätischem und abgemessenen Wesen, stellen nicht sowohl das Bild eines Festes, als vielmehr ein Trauer- und Leichenbegängniß vor.

Wir mußten in die Kirche gehn. Sie war sauber und gut aufgeputzt. Das sind alle Kirchen in den corsischen Dörfern. Man erstaunt über den Aufwand, den sich die Dorfgemeinen für diese Gattung Luxus gefallen lassen, der einzigen die sie kennen. Man würde es noch ehr hingehn lassen, wenn er sich blos auf die Pfarrkirche einschränkte, allein in allen Dörfern trift man noch neben der Kirche ein Oratorium an, das eben so groß ist, wo sich die Brüderschaft versammelt, und dessen Verzierungen noch weit kostbarer sind: einer Menge in den umliegenden Gegenden zerstreuter Kapellen nicht zu gedenken, die alle sauber

gehalten werden, und deren Unterhaltung für ein so armes Volk nothwendig sehr drückend seyn muß.

Während des Gottesdienstes bemerkten wir mit Erstaunen, daß alles Parthienweise gesungen wurde. Trotz der Rauhigkeit des Klimas wird der Mensch in Niolo mit jener Empfindlichkeit der Organe geboren, die ein Geschenk der Natur für alle mittägliche Völker zu seyn scheint. Ohne einen andern Lehrmeister als ihr Ohr, beobachten schon die kleinsten Kinder, sowohl in ihren Gesängen als in ihren Tänzen, den genauesten Takt. Der geringste Laut eines Instruments macht sie Tanzen. Warum ist aber das Volk bey allen diesen Anlagen so traurig? Weil es ihm an Umgang und Wohlhabenheit gebricht, und weil beyde Geschlechter fast beständig, sowohl bey ihren Arbeiten als Vergnügungen, von einander abgesondert leben. Genug, die Musik, die wir hörten, hatte etwas wildes, die Harmonie war rauh und plump, die Töne hart, aber niemals mishällig.

Es hält eben so schwer aus Niolo 7) heraus als hinein zu kommen. Anfangs mußten wir

7) Noch ein paar Worte von diesem Bergthal, aus einem andern Reisenden, der es 1781 besuchte. Niolo hat die Gestalt eines Becken. Es ist ein Trichter, der in Kriegszeiten wichtig ist. Er hat nur 4 Zu-

wir einen Berg von 800 Toisen Höhe hinaufklimmen; ich sage, hinaufklimmen, denn der Abhang ist so jäh, daß oft das Pferd nur daran zu kleben scheint, und der Reuter sich vorwärts biegen muß, um nicht durch das Gewicht seines Körpers herabgezogen zu werden. Allein man wird hinlänglich für alle diese Beschwerlichkeiten durch die Reinheit der Luft entschädigt, die man auf dem Gipfel antrift. Es giebt keinen köstlichern Parfüm; der Geist und die Ideen scheinen sich mit dem Horizonte zu vergrößern, und die Seele empfindet da eine Heiterkeit, die man nicht in der Ebene genießt. Wir zogen eine Stunde auf dieser Bergfläche fort, und hatten bloß die Spitzen der höchsten Berge über uns, die ihre Höhe und Masse ehrwürdig macht, und die mit jedem Schritte neue abwechselnde Scenen bilden, neue Formen annehmen. Oft drang das Auge durch irgend eine Zwischenöfnung, überschaute beyde

Zugänge, wo jeder mit einer Handvoll Leute gegen eine Armee von 10000 Mann vertheidigt werden kann. Die Corsen kennen die Vortheile dieses Ländchens sehr gut. Hier war es, wo der letzte Aufruhr entstand. Er würde von Folgen gewesen seyn, hätten nicht die von Niolo sich ihr Vorhaben zu früh merken lassen, ohne die 4 Zugänge zu besetzen. Die Franzosen kamen ihnen zuvor. Als der Nachlaß des Paoli (für 1730 Livres 16 Sols) öffentlich versteigert wurde, erstand die Pieva Niolo seinen grünen Rock, und theilte ihn mit Calenzana. R.

beyde Meere, oder vereinigte Frankreich und Italien unter einem Blick. Wir schieden ungern von diesem bezaubernden Bergthale, und vertieften uns in einen Tannenhayn, den die Natur sich allein vorbehalten zu haben scheinet, so weit hat sie ihn von jeder Stelle entfernt, wo Menschen wohnen könnten. Jedem Patrioten muß es wehe thun, daß hier so viele prächtige und große Bäume verfaulen und verlohren gehn, von denen für die französische Marine ein so nützlicher Gebrauch gemacht werden könnte. Allein die Ohnmöglichkeit des Transports erlaubt nicht einmal daran zu denken. Wäre die Insel stärker bewohnt, und Handel und Wandel mehr in Thätigkeit, so ließ sich eine ungeheure Menge Theer und Pech daraus bereiten, was leichter zu transportiren seyn würde.

Dieser Wald enthält weiter nichts als Fichten oder Tannen, und der Boden wenig Spuren von Vegetation, Farrenkraut und einige seltene Pflanzen ausgenommen. Ungeheure Felsenblocke liegen hier und da zerstreut. Oft sieht man mit Erstaunen aus ihren Spalten große mächtige Tannen sich emporthürmen. Ein düsternes Schattendunkel erfüllt die Seele, ich weis nicht mit welchem heiligen Schauer. Kein Vogel wagt sich dahin, außer der Adler und Geyer. Nichts unterbricht die weite Stille als das Schwanken

der

der Aeste, wenn der Wind sie schüttelt, das dumpfe Rauschen des Tavignano, der sich am Fuße des Berges durch ein Felsenbette wälzt, oder das Rieseln der Brunnen und Quellen, die man von Zeit zu Zeit antrift. Wir machten bey dem sogenannten Silberbrunnen halt, der seinen Namen davon hat, weil sein Wasser, das durch Granitfelsen sickert, eine Mica, oder blinkende Talksteinblättchen davon ablöset.

Alle Bergwasser sind leicht, kühl und lieblich zu trinken, und vielleicht ist kein Land besser damit versehn, als Corsica. Es besitzet noch einen andern nicht minder köstlichen Schatz, einen Ueberfluß an Bädern und mineralischen Wassern, die fast alle mögliche Wärme-Grade und Bestandtheile haben, und folglich bey allen Arten von Krankheiten mit Nutzen angewendet werden können. Die warmen Wasser von Vico und Fiurmorbo sind vortreflich bey Rheymatismen und Hautkrankheiten, und haben oft ganz allein alte venerische Uebel geheilet, die allen andern Mitteln widerstanden hatten. Die von Orezza sind mit „Gaz" reichlich geschwängert, von einem pikanten Geschmack, und sehr wirksam in Magenkrankheiten und Verstopfungen. Die zu Moriani besitzen eben die Eigenschaften, aber in einem weit schwächeren Grade, und schicken sich

daher

daher besser für erschöpfte als geschwächte Temperamente.

Diesen Wassern sind beynah alle Heilkräfte eigen, und man kann fast alle mögliche Hülfsleistungen in Krankheiten von ihnen erwarten, allein die mit ihrem Zugang verknüpfte Hindernisse und Beschwerlichkeiten erschweren ihren Gebrauch. Selbst das Gouvernement hat sich dadurch abschrecken lassen, und schickt die Soldaten der Besatzungen nach Digne, dessen Wasser bey weitem nicht so wirksam ist.

Fast alle diese Bäder und Brunnen liegen an unbewohnten Oertern. Es ist Nothwendigkeit, wenn man sie brauchen will, ein Zelt dort aufzuschlagen, und einen ganzen Haushalt mit sich zu führen: was denn eine Menge Kosten, und trotz dieser Kosten, die Entbehrung einer Menge von Bequemlichkeiten nach sich zieht. Mangel, Langeweile und Beschwerden von jeder Art schaden dann den heilsamen Wirkungen des Wassers. Es scheint, daß sie vor diesem mehr besucht wurden, denn man trift in der Nachbarschaft von den meisten dieser Quellen alte Spuren von Werken menschlicher Hände an, die durch die Zeit fast ganz vernichtet sind. Wenn man sie erneuren und die Wege gangbarer machen wollte, so würden große Vortheile daraus erwachsen. Es würde dadurch ein Kanal eröf-

net,

net, um Geld ins Innere der Insel zu bringen, wo fast gar keins hinkommt. Der König gewänne die Kosten des Transports seiner Kranken, und der Einwohner eine leichtere und minder kostbare Hülfe in Krankheiten dabey. Der Ruf der Bäder und Brunnen würde weiter erschallen, und eine Menge Fremden nach der Insel locken, denn es hält eben nicht schwerer nach Corsica als nach Italien überzufahren, und wenn die warmen Bäder von Vico und Fiumorbo kräftiger als die zu Cacciana und Lucca sind, wie man bey der Zergliederung gefunden hat, so ist zehn gegen eines zu wetten, daß das so natürliche Verlangen seine Leiden zu endigen, und sein Leben zu verlängern, denselben Zufluß an Menschen herbeyziehn würde, wenn mehr für die unentbehrlichen Bequemlichkeiten gesorgt wäre.

Ich werde mich nicht bey Schilderung unsres Haltemachens aufhalten; zu wiederholte Gemälde von der Art erregen Ueberdruß, und ermüden in der Länge. Ich begnüge mich zu versichern, daß wir unser Mahl eben so fröhlich als die vorigen, und vielleicht noch mit einem doppeltstärkern Appetit hielten, weil wir eine so scharfe und feine Luft auf dem Berge eingeathmet hatten. Wir traten nun den Weg nach Corte an. Man erinnere sich des Leiter-Wegs und denke sich dazu, daß die er noch weit schlech-

ter war. Weder eine Heilige noch ein Heiliger hatten ihn unter ihren Schutz genommen, man konnte ihn also mit gutem Fug als ein Werk des Teufels betrachten, und seiner Galle durch Verwünschungen Luft machen, woran wir es auch nicht fehlen ließen.

Aber das war im Grunde ein armseliger Trost. Wir mußten von unsren Pferden absteigen und drey Millien lang zu Fuße gehn. Unsre Füße waren wund von den Steinen, und unsere Kräfte durch das ewige Hinauf- und Hinabklimmen des senkrechten Pfads erschöpft. Die Sonne sengte unbarmherzig, und das Brechen ihrer Stralen am Felsen, gab ihnen noch mehr Stärke. Wir erreichten endlich Corte in einem so zerrütteten und jämmerlichen Zustand, wie man sich ihn denken kann. Aber wir verließen uns aus Erfahrung auf den großmüthigen Beystand der corsischen Gastfreyheit, und betrogen uns nicht. Herr Gaffori, Brigadier der königlichen Armeen und Obrister des Provinzial-Regiments, nahm uns mit der äußersten Güte auf. Seine Sorgfalt für unsre Erhohlung und Stärkung, und seine Bewirthung übertrafen noch unsre Wünsche und Bedürfnisse. So gerührt wir auch von dieser freundschaftlichen Aufnahme waren, so interessirte uns doch etwas ungleich mehr der Anblick der Familie

des

des Herrn Gaffori. Madam Gaffori ist Mutter von achtzehn Kindern, von welchen noch zehn, fünf Söhne und fünf Töchter, am Leben sind. Alle diese Kinder besitzen, jedes, die Annehmlichkeiten und Liebenswürdigkeit ihres Alters. Die Natur hat ohnstreitig viel gethan, allein die Erziehung hat sie auch eben so gut unterstützt.

Das Haus des Herrn Gaffori liegt nur einige Flintenschüsse von Corte entfernt. Diese Stadt ist eigentlich nur ein großes Dorf von 3 bis 400 Feuerstätten. Unter Paoli's Regierung wurde sie als die Hauptstadt von Corsica angesehn, weil sie die Residenz des Generals und der Ort war, wo die Consulten oder Generalversammlungen der Nation gehalten wurden. Sie liegt just im Mittelpunkt. Man hat schon lange Projekt gehabt, das Conseil supérieur dahin zu verlegen, was äußerst vortheilhaft für die Insel seyn, und der Circulation in ihrem Innern mehr Leben geben würde, die jezt fast ganz null ist.

Corte liegt auf einer isolirten Anhöhe, und ihr Zugang ist sehr schwer. Sie befindet sich unterhalb der Berge, wo die Kette des Bergs Rotondo, des höchsten Bergs in Corsica, anfängt, und zwischen den Flüssen Tavignano und Resticona, von welchen der Letztre wegen der Klarheit und Heilsamkeit seines Wassers berufen

fen ist. In einer geringen Entfernung vereinigen sie sich, und der Boden, den sie beströmen, bildet eine angenehme und fruchtbare Ebene. Vor wenigen Jahren war sie noch ganz unangebauet, und diese Umschaffung zeugt, was der Einfluß eines einzigen Mannes vermag. Der Herr Baron von Falkenhayn, Marechal-de-Camp, lag zu Corte in Besatzung, und kam auf den Einfall, sich selbst und seinen Truppen Gärten zu verschaffen. Er war schon durch verschiedene glückliche Versuche im Landbau bekannt. Unter diesem neuen Triptolem bekam der Boden gar bald eine andre Gestalt. Er vertheilte mit Einsicht das Wasser, das bisher blos stehende und vergiftende Sümpfe gebildet hatte, und beförderte dadurch überall die Fruchtbarkeit. Er bereicherte das Land mit nützlichen Sämereyen und Pflanzen, und gab Unterricht in der Art sie zu bauen. Alles schlug vortreflich an. Die nachfolgenden Besatzungen machten es sich zur Pflicht es im Stand zu erhalten, und die Corsen selbst folgten endlich dem Beyspiel. Jezt sind alle Gegenden um Corte mit niedlichen Gärten bedeckt, welche das beste Gemüse in Corsica geben, und ihren Besitzern den Geschmack an jenen ländlichen Vergnügungen eingeflößt haben, die so viele Anmuth über das Leben verbreiten, und in dem übrigen Theil

der

der Insel gänzlich unbekannt sind. Eine solche Revolution gewirkt zu haben gehört gewiß unter die solidesten und dauerhaftesten Arten von Ruhm.

Bey unsrer Abreise von Corte folgten wir vier „Lieues" lang der großen Heerstrasse, und durchkreutzten hierauf die Pieva von Rostino; sie ist bergigt, unfruchtbar, und enthielt nichts merkwürdiges für uns. In allen andern Ländern schränken sich die Gesetze der Gastfreyheit blos auf die gute Aufnahme der Fremden ein. Ist er wieder aus dem Hause, so glaubt man sich quitt gegen ihn.

In Corsica handelt man ganz anders, man hält es da für Pflicht auch noch für ihn an dem Ort zu sorgen, wo er seine nächste Station macht, und hat der Wirth keine Abhaltungen, so verfehlt er nicht sich in Person dort einzufinden. Herr Gaffori beobachtete heilig diesen Gebrauch, und wir genossen seiner angenehmen Gesellschaft bis Merosaglia.

Es war ein allerliebstes Plätzchen, von Kastanien-Bäumen beschattet, und von einer reichlichen und kühlen Quelle gewässert, deren Wasser man sorgfältig gesammelt, und zum Behuf der häuslichen Bedürfnisse der Einwohner vertheilt hatte, wie man dies fast in allen corsischen Dörfern bemerkt. Vor uns hatten wir den Monte

Rotondo und seine ungeheuren angränzenden Gebirge zur Perspective, und im Vorgrunde lachende und manchfaltige Naturscenen. Wir waren unter den Fenstern des berühmten Paoli, der so lange die erste Rolle in Corsica spielte. Wir besprachen uns lange von seinen Talenten, Fehlern, und Widerwärtigkeiten. Zwey Corsen waren bey diesem Gespräch gegenwärtig. Der Graf Buttafaco, und Herr Gaffori, die selbst in jenen Zeiten ihrem Vaterlande mit unerschütterlicher Treue dienten, und jezt gleichen Eifer für den Dienst ihres neuen Herrn beweisen, von dem sie ehrenvolle Belohnungen erhalten haben. Aber endlich mußten wir scheiden, und Herr Gaffori kehrte, von unsern besten Wünschen begleitet, nach Corte zurück.

Eine Viertel-„Lieue" von Merosaglia entdeckt man auf einer Anhöhe die alte Kathedralkirche des Dioceses von Accia. Sie ist armselig und elend, und scheint es von jeher gewesen zu seyn, denn kaum entdeckt man in der Runde eine Spur, daß vor Alters hier Menschen gewohnt haben.

Nicht weit davon ist eine Bergfläche, von der man eine der schönsten und ausgezeichnetesten Aussichten genießt, das Auge dominirt die Pieven Orezza, Ampugnani, Casaconi, und sonderlich die Landschaft, Castagnitia genannt.

Beym

Beym ersten Blick glaubt man blos einen ungeheuren Wald zu erblicken, und verwundert sich, von Distanz zu Distanz, mehr denn 30 bis 40 Dörfer hervorragen zu sehn, von denen einige eine zahlreiche Volksmenge zu enthalten schienen. Uebrigens wird man rings umher nicht das mindeste Merkmal von Kultur gewahr. Aber die Einwohner ziehen ihren Unterhalt aus diesem Walde selbst, der aus lauter Kastanienbäumen besteht, deren Früchte sie gegen Getrayde umtauschen, und durch die sie sich ziemlich reichlich mit allen Bedürfnissen des Lebens versehn. Das schöne Grün dieses Baums, die, fast immer pittoreske, Lage der Dörfer, die Menge von Hügeln, die sich in allen Richtungen durchschneiden, und von denen hohen über sie emporgethürmten Gebirgen, gleichsam ummauert sind, das Alles bildet einen zauberischen Anblick; man mag ihn nun zum erstenmal genießen, oder nur flüchtig im Durchzug durch diese Gegend bemerken, wo man fast keinen Schritt ohne beständige Abwechselung von Prospekten thun kann.

So erreicht man den Gipfel des St. Angelo-Bergs, der das Schauspiel, das ich jezt geschildert habe, und zugleich vor sich die Uebersicht einer Strecke von 20 „Lieues," längst der Küste, von Cap-Corse bis Cervione vereinigt. In diesem Strich liegen die Stadt Bastia, der

große Teich 8) von Biguglia, unzählige auf den Anhöhen zerstreute Dörfer, und eine Ebene, die mehr denn zehn Stunden beträgt. Die Küste von Italien schließt den Horizont, und in ungleichen Entfernungen erblickt man die verschiedenen Inseln des mittelländischen Meers, das Auge herrscht über Städte, Länder und Meere, die Seele fühlt sich freyer und stolzer, und scheint, wie der Adler aus seiner Wolkenbahn, über dem Erdball zu schweben!

Der Weichlichkeit und Wollust mögen vielleicht die Siten der Ebenen mehr behagen, aber in den hohen Regionen der Berge wird Stolz und Muth genährt; auch waren die Bergvölker von jeher die kriegerischesten der Erde.

Vom Berg St. Angelo steigt man in das Dorf Loretto hinab, das eine sehr steile und fast unzugängliche Lage hat, und auf 200 Toisen über die Fläche des Meeres erhaben ist. In solchen Dörfern, und vorzüglich in denen, wohin die Franzosen am wenigsten gedrungen sind, muß man die Sitten und Gebräuche der Corsen studiren.

Die Häuser sind, im Ganzen genommen, gut gebaut, einige Stock hoch, und oft geräumlich genug, um verschiedene Miethbewohner aufneh-

8) Ein Land-See, der mit dem Meere unterirrdische Verbindungen haben soll. R.

nehmen zu können, die, wie in den Städten auf einander gehäuft sind. Uebrigens trift man nicht eins an, das von den andern durch eine Einfassung getrennt wäre, einen Hof oder anstossenden Garten, oder andre häusliche Bequemlichkeiten hätte, wie man sie in andern Ländern auf dem Lande findet. Das Vieh genießt nicht einmal eines Obdachs vor dem bösen Wetter, und bleibt die Nacht durch in den Gassen des Dorfs zerstreut. Diese schmale, krumme, fast überall von Felsenstücken strotzende, und überdies beständig von Schweinen wimmelnde Gassen, die keinen andern Aufenthalt haben, sind reich an Beschwerlichkeiten aller Arten, und dabey so ekelhaft unreinlich als möglich.

Weil diese Dörfer fast beständig hoch liegen, so ist die Luft gesund und das Wasser frisch und in Ueberfluß vorhanden. Das sind aber auch ihre Hauptvorzüge, und welche die Bewohner nicht müde werden zu preisen. Der umliegende jähe und felsige Boden ist fast gar keiner Kultur fähig, und zwingt den Corsen in den Thälern, und oft sehr weit von seiner Wohnung, die Ergänzungen seiner Lebensbedürfnisse aufzusuchen. Eine solche Kultur aber kann ihrer Entfernung wegen nur wenig abwerfen. Deswegen hat der Corse, um sich diese Beschwerlichkeiten so viel möglich zu ersparen, kein besseres

Mittel

Mittel auszusinnen gewußt, als seine Bedürfnisse so viel möglich einzuschränken. Seine Frugalität ist also eine Folge des Ueberschlags, und das nothwendige Resultat seiner Lage.

Es giebt wenige unter ihnen, die nicht liegende Gründe und mehr Ländereyen besitzen sollten, als sie zu ihrem Unterhalt brauchen. Allein gewöhnlich schränkt jeder seine Arbeit nur auf das ein, was er zur höchsten Nothdurft nöthig hat. Tritt nun ein Mangel-Jahr ein, und täuscht seine Erwartung, so leidet er geduldig, weil er gewohnt ist, sich manches zu versagen: man kann keine einfachere Lebensart führen; Brod, das in einigen Pieven sogar blos von Kastanien gemacht ist, Käse, Zwiebeln, Obst, wovon ein Theil für den Winter gewelkt wird, selten Fleisch, höchstens Ziegen- und etwas eingesalzenes Schweinefleisch, das ist die Nahrung des Armen wie des Reichen, der sich blos durch Ueberfluß und Verschwendung dieser Arten von Speisen unterscheidet. Die Schur ihrer Ziegen und Schaafe wird von den Händen ihrer Weiber zu dem groben Zeug verarbeitet, das sie kleidet; etwas Lein, den sie in der Nähe ihrer Wohnung säen, liefert ihnen die Leinwand, die sie brauchen. Mehr verlangen sie nicht. Was die Verfeinerungen und Bequemlichkeiten des Lebens anbetrift, so kennen sie entweder sie nicht, oder

ver-

verachten sie. Ansehen und Würden, und Berühmtseyn, durch Talente und Thaten errungen, haben die sichersten Ansprüche auf ihre Aufmerksamkeit und Verehrung; allein der Schimmer des Luxus mag immer vor ihren Augen prunken, sie werden ihn nicht einmal eines Blicks würdigen.

Kommt man in ein Dorf, so bemerkt man anfänglich fast gar keinen Unterschied unter den Einwohnern; alle sind überein gekleidet, und wohnen auch fast überein. Blos an der Tafel der Reichen herrscht etwas mehr Ueberfluß. Zu der Zeit der innerlichen Unruhen gründeten diese, zu allen Zeiten offenstehende, Häuser, die Macht der Privatpersonen. Der Arme hohlte sich da seine Bedürfnisse, wie in seinem eigenen Hause, und gebrauchte sie wie er wollte, ohne sich zu irgend einer Art von Erkenntlichkeit verbunden zu glauben, oder die mindeste Ungleichheit zwischen seinen Wohlthäter und sich zu ahnden. Seit dem jene Privatverhältnisse aufhörten, mag auch wohl diese Art von Gastfreyheit abgenommen haben, allein die Sitten sind immer dieselben geblieben. Der ärmste Mann im Dorfe wird sich ohne Umstände bey Tische oder öffentlichen Feyerlichkeiten neben den Reichsten setzen, und wenn man die obrigkeitlichen Personen ausnimmt, die erst seit der französischen

Herr-

Herrschaft existiren, zeichnet bey den Versammlungen der Gemeinen nichts die Reichen und Armen aus. In den Kirchen werden keine Bänke und Sitze geduldet, damit niemand einer besondern Distinktion oder größern Bequemlichkeit vor andern genieße.

Aus diesen Begriffen von Gleichheit ist der feste und zuversichtliche Ton entstanden, der vorzüglich den Corsen auszeichnet. Weder Rang noch Ansehn wirken auf ihn, oder machen ihn schüchtern und furchtsam. Er sieht in dem Manne, der eine Würde bekleidet, blos den Menschen, und da er selbst Mensch ist, warum sollte ihn seine Gegenwart aus der Fassung bringen? Der Hirte, der niemals aus seinen Bergen gekommen, und mit Lumpen bedeckt ist, wird den Kommendanten mit der größten Zuversicht anreden: da es ihm nie an völliger Freyheit des Geistes gebricht, so wird er sein Anliegen immer auf das deutlichste und pünktlichste auseinander zu setzen wissen. Natur und Leidenschaft begeistern ihn allein. Er kennt alle die Höflichkeiten und Anständigkeiten, den künstlichen Flitterstaat unsers gesellschaftlichen Umgangs nicht, die blos das Gefühl zu ersticken, oder wenigstens zu schwächen dienen, aber er drückt sich mit Feuer, Nachdruck, und oft mit einer hinreissenden Beredsamkeit aus, der man seine Bewunderung nicht versagen kann.

Im

Im Grunde sind, Trotz des Anscheins von Elend, der einem in den corsischen Dörfern auffällt, ihre Bewohner weniger unglücklich als der größte Theil unsrer französischen Bauern. Sie haben im Ganzen mehr Unterricht, denn man trift keinen an, der nicht lesen und schreiben könnte. Man sieht auch keine Bettler, und es giebt fast niemand, der nicht von seinem kleinen Eigenthum leben könnte. Es ist also nicht sowohl der Privatmann, sondern die Nation die arm ist. Da er vom Joch des Lehn-Zwangs frey ist, und nichts ihm den Druck des Unterschiedes der Stände empfinden läßt, so sollte man schliessen, daß er glücklich seyn müßte; allein er ist es nicht, und den Hauptgrund davon muß man in seinem Müßiggang suchen. Er verschmachtet bey seiner großen Geistes-Thätigkeit so ganz ohne Beschäftigung und fast ohne Genuß zu bleiben. Auch sieht er beständig langweilig und traurig aus. Eine zweite Ursache ist die wenige Gemeinschaft zwischen beiden Geschlechtern: sie leben zu abgesondert von einander. Man trift keine Zusammenkünfte, keine Tänze, keine von jenen ländlichen Lustbarkeiten an, wie sie in einigen von unsern Provinzen so gemein sind, und wozu die natürliche Anmuth des sanften Klimas einzuladen scheint. Des Sonntags versammeln sich die Männer unter

ein-

einander, und bringen den ganzen Tag damit zu, sich an der Sonne oder im Schatten auszustrecken, und ein trauriges Gespräch fast immer über politische oder militairische Gegenstände zu führen, indessen ihre Weiber in ihren Häusern bleiben, oder in derselben Unthätigkeit an den Thürschwellen weilen.

Im Ganzen genommen sind die Weiber sehr arbeitsam, und das kann nicht anders seyn, weil in jeder Gesellschaft, so eingeschränkt auch die Bedürfnisse seyn mögen, es doch immer eine unvermeidliche Arbeit giebt, wodurch man sich diese Bedürfnisse verschaffen muß, und weil, sobald das eine Geschlecht sich von seinem Antheil lossagt, das Uebergewicht der Bürde nothwendig auf das andre fällt. Die Weibspersonen in Corsica verrichten einen großen Theil von dem, was wir bey uns durch Thiere thun lassen. Sie sind es z. B. die zur Erndtezeit den Transport des Getraides, und auf Reisen, des Reisegeräthes übernehmen: man erstaunt über die ungeheuern Lasten, die sie auf ihren Köpfen tragen, und die ihnen die Gewohnheit leicht zu machen scheint. Dieser Gebrauch hat wenigstens den Vortheil, ihnen einen weit gewissern Gang und eine geradere und festere Stellung zu geben: vielleicht verdanken sie ihm auch einen andern noch schätzbarern Vorzug; denn es giebt kein

Land,

land, wo Bucklichte, Lahme und überhaupt ungestaltete Körper seltener sind, als dieses. Man bemerkt sogar, sonderlich in den Zügen der Kindheit, daß die Gestalten hier von Natur angenehm und besonders voll Ausdruck und Lebhaftigkeit seyn würden, wenn jene zu frühzeitige und anhaltende Arbeiten sie nicht zu schnell entstellte, und ein plumpes und fast fürchterliches Costum alle diese natürliche Annehmlichkeiten nicht erstickte, ja nicht einmal sie zu ahnden gestattete. Unterdessen giebt es doch Reize, die allem diesem Trotz bieten, nämlich schöne Augen und schöne Zähne: fast an jedermann nimmt man sie wahr, und sie scheinen zu den Produkten des Klimas, wie die Citronen und Pomeranzen zu gehören.

Die Weiber der Reichen sind solchen harten Arbeiten zwar nicht ausgesetzt, allein ihnen und ihren Töchtern liegen demohngeachtet alle häuslichen Verrichtungen ob. Ich habe mich lange in einem Dorfe aufgehalten, das von verschiedenen wohlhabenden Privatpersonen und den besten Familien des Landes bewohnt wurde: unter diesen gab es nur zwey Weiber, die das zum häuslichen Gebrauch nöthige Wasser nicht selbst auf ihren Köpfen herbeytrugen, und man versicherte mich, daß diese Ausnahme erst seit kurzem existire. Da sie unaufhörlich mit grober Arbeit beschäftigt sind, so wissen sie kaum eine

Na-

Nadel zu führen, und kennen alle die andern kleinen Beschäftigungen ihres Geschlechts nicht. Eben so wenig haben sie einen Begrif von Einrichtung, Ordnung oder Reinlichkeit. Nichts ist widriger und abschreckender als die Unordnung und der Anblick ihres Haushalts. Eben so sorgfältig hat man sie vor Kenntnissen bewahrt. Es ist noch nicht lange, daß fast kein Frauenzimmer lesen oder schreiben konnte, und noch jezt ist dieses was höchstseltenes in den Dörfern, die von den Städten ein wenig abgelegen sind.

Da man ihnen auf diese Weise alle ihre Waffen genommen hat, so ist es kein Wunder, daß sie ihre angeborne Gewalt über die Männer verloren haben. Kaum sind sie aus den Kinderjahren, so werden sie verheurathet, und sind ihren Männern so unterthan, wie sie es ihrem Vater waren; Gehorsam ist ihr Loos, und sie haben auf nichts einen Einfluß: die Gesetze schreiben ihnen eine ewige Minderjährigkeit vor. Sie bleiben beständig auf ihren Haushalt eingeschränkt; Uebungen der Andacht und Besuche der benachbarten Kirchen sind ihre einzigen Erhohlungen, und die einzigen Gelegenheiten, wo sie sich einander sehn.

Ist wo ein Fest, so haben sie keinen Theil daran, und von den Gastereyen sind sie ausgeschlossen. Ich glaube nicht, daß Eifersucht es ist,

was diese Sitte eingeführt hat, oder beybehält; ich glaube, daß der Grund mehr in einer brutalen Verachtung des andern Geschlechts, und dem Misbrauch der Stärke des unsrigen liegt. Es ist die Wirkung der militairischen Ideen, welche so lange die Corsen allein beschäftigt haben, und die selbst eine Mutter nöthigten, ihrem Sohne bey Tische aufzuwarten, sobald er die Waffen tragen, und Vertheidiger des Vaterlandes seyn konnte. Die Weiber sind nun ans Joch durch das lange Herkommen gewöhnt, und denken nicht einmal daran, darüber zu klagen. Friede herrscht in ihrem Hauswesen, und ich habe nie jene kleinen häuslichen Zwistigkeiten bemerkt, die in unsern Städten so häufig sind: auf ihren Gesichtern thront so viel von Zufriedenheit, als sich mit Langeweile verträgt.

Man muß nicht vergessen, daß diese Schilderung blos auf die abgelegensten Distrikte des innern Landes paßt, und die fast ganz außer Gemeinschaft mit den Städten sind. Denn in den Städten trift man ganz andre Sitten an, weil keine Nation geschmeidiger ist als die Corsische, und keine sich schneller in die Formen schmiegt, die sie annehmen will, als sie. Die Frauenzimmer, die noch weit mehr Biegsamkeit besitzen, haben sich unsre Manieren und Gebräuche mit einer Leichtigkeit eigen gemacht, welche andern Ausländern

weit

weit mehr Mühe kostet. Sie haben alle Formen unsrer Gesellschaften adoptirt, und mit ihnen, was für ein so armes Land unstreitig ein Unglück ist, auch den Luxus unsrer Trachten, und die Unbeständigkeit unsrer Moden, die sie oft noch durch ein lebhaftes und pikantes Ausdrucksvolle verschönern, was bey ihnen immer Karakter der Schönheit ist.

Von Loreto kamen wir in weniger denn einer Stunde nach Vescovato, dem Ziel unsrer Reise. Die Lage dieses Dorfes hat etwas sonderbares: es ist auf einen isolirten, Kegelförmigen, kleinen Berg gebaut, zu dem der Zugang vor diesen sehr mit Schwierigkeiten verknüpft war: rings umher erheben sich sehr hohe Gebirge, so daß es im Verhältniß mit diesen gleichsam auf dem Boden eines Trichters liegt. Zwey ziemlich beträchtliche Bäche umzingeln es, und bilden unter allen möglichen Gesichtspunkten niedliche Wasserfälle, welche das Auge in den Krümmungen der Gebirge mit Vergnügen verfolgt, verliert und wieder findet. Eben so wohl thut dem Blick das schöne Grün der Kastanienbäume, womit sie bepflanzt sind. Es ist eine Art englischer Garten, aber in der Art wie ihn die Natur anzulegen pflegt, wo alles das Gepräge ihrer Größe und ihres Ueberflusses trägt. Dieses Dorf ist von jeher stark bewohnt gewesen.

sen. Es ist das Vaterland unsers Reisegefährten, des Grafen von Buttafaco 9), der Häupter des Hauses Casabianca, und verschiedener andrer Familien, die unter den corsischen Geschlechtern immer einen vorzüglichen Rang behauptet haben. Obgleich sein Boden wenig Kultur verträgt, so ersetzt doch dieses die Nähe der Ebene, und seine Communication mit Bastia muß nothwendig eine Quelle des Reichthums werden, so bald Handlung und Industrie mehr Fortschritte gemacht haben.

9) Es ist derselbe, von dem Boswell sagt, daß er mit J. J. Rousseau zu Paolis Zeiten im Briefwechsel stand, um ihn einzuladen nach Corsica zu kommen. Auch Boswell bricht in Lobeserhebungen dieses edlen Corsicaners aus, und Graf Lamberg versichert, daß Paoli ihn, als er Corsica verließ, an seiner Statt zum Inhaber eines Regiments, dem französischen Ministerium vorschlug. R.

Zweyter Abschnitt.

Beschreibung der Moreske, oder des mauri-schen Tanzes.

Die kriegerischen Tänze waren vor Alters sehr gemein, und es giebt fast kein Volk im Alterthum, das uns nicht Beyspiele davon lieferte. Man tanzte Anfangs in den Tempeln, und bey allen gottesdienstlichen Festen, um die Gottheit zu ehren, und die Dankbarkeit auszudrücken, die man ihren Wohlthaten zollte: es war der natürlichste Ausdruck der Freude, und auch derjenige, der sich am ausgezeichnetesten äußerte. Es war also sehr natürlich, das man daß Tanzen gleichfalls bey den allgemeinen Freude bezeugungen der Nation, nach der Niederlage der Feinde, oder nach einer wichtigen Eroberung, einführte.

Wahrscheinlich hatten dergleichen Tänze bey ihrer Entstehung etwas besonderes karakteristisches, was sie von andern unterschied, welche blos sanfte Leidenschaften und einfache Freuden ausdrückten. Die Krieger, denen man die Siege verdankte, hatten auch die Hauptrollen. Der-

selbe

selbe stolze Trotz, der den Feind schlug, malte sich von neuem auf den Gesichtern und in den Gebehrden der Tanzenden ab, und je treuer die Nachahmung war, desto mehr stieg der Antheil der Zuschauer. Die Tänzer erschienen also gewafnet, wie sie es im Gefecht gewesen waren: man ahmte die Kriegs-Listen und Evolutionen, das Angreifen, das Vertheidigen, die Verzweiflung der Ueberwundenen, und den Triumph der Sieger nach, und unterwarf alle diese verschiedene Bewegungen den Gesetzen des Takts.

Man machte bald die Bemerkung, daß dergleichen Uebungen vieles beytrugen, die körperliche Grazie und Stärke zu entwickeln, und daß, sonderlich, der Muth, Nahrung in diesen Bildern des Kriegs fand; denn selbst das Schauspiel erdichteter Gefahren erhebt die Seele, und gewöhnt sie, den wirklichen zu trotzen. Diese Tänze wurden nun gleichsam ein National-Institut: sie trugen frühzeitig das Gepräge des Karakters jedes Volks, und vervollkommten sich in dem Maase, in welchem diese Völker gebildeter und aufgeklärter wurden. Die kriegerischen Tänze der Griechen sind berühmt; fast alle hatten Helden zu Erfindern, und die größten Genies wetteiferten sie zu verschönern. Der Pyrrhische Tanz, so genannt, weil man glaubte, daß er von Pyrrhus, dem Sohne Achills abstamme, mach-

te ein Stück der Erziehung des Krieges aus. Die Lacädemonier, die Lycurg blos für den Krieg gebildet zu haben schien, zeichneten sich unter allen Griechen sowohl in der Executirung der Tänze, welche der ganzen Nation gemein waren, als durch die ihnen Eigenthümliche und von ihnen Erfundene, aus. Die Römer hatten den Salischen Tanz, der mit Speer und Schild getanzt wurde, und in den ersten Zeitaltern der Republik sehr im Flor war. Aehnliche Institute trift man bey den Galliern, den Britten, und fast bey allen alten Völkerschaften Europens an. Jezt sind sie alle verschwunden, und die Geschichte hat blos ihren Namen aufbewahrt: selbst ihre Spur ist aus unsern neuern Sitten und Gebräuchen gänzlich verloschen.

Ich glaube zwey Haupturſachen davon angeben zu können.

Die erste Ursache liegt in der Entstehung der großen Staaten, die sich aus den Trümmern aller der kleinen Mächte formirt haben, welche vor diesem Europa theilten. Ein National-Institut kann sich eigentlich nur in einem kleinen Staat lange erhalten, weil die Liebe des Vaterlands da mehr Thätigkeit hat, und die sich einander näher seyende, und gewissermaßen unter wechselseitiger Aufsicht stehende Bürger, ihr ursprünglich Karakteristisches länger bewahren.

In

In einem großen Reiche hingegen schwächen die häufigen äußern Communicationen und das Beyspiel des Hofs und der Hauptstadt, mit jedem Tage die Nüanzen des Karakters, und geben den Sitten einen fast einförmigen Anstrich. Wie viele Gebräuche und sogar Lustbarkeiten, die in unsern französischen Provinzen unter dem Feudal-Regiment dominirten, subsistiren jezt blos noch in der Geschichte und Tradition. Dazumal rechnete man sie sich zur Ehre; jezt hat eine falsche Politik sie lächerlich gemacht, und dem niedrigsten Pöbel Preis gegeben. Sie haben entweder ganz aufgehört, oder sind herabgewürdigt.

Die zweyte Ursache muß man in dem Unterschied der neuern Waffen suchen. In unserm Zeitalter, wo es fast gar nicht mehr bis zum Handgemenge kommt, wo das Schießgewehr allein den Ausgang einer Schlacht entscheidet, und wo der Sieg mehr das Resultat der klugen Combinationen eines Generals, als der Herzhaftigkeit des Individuums ist, würden alle die alten kriegerischen Spiele ohne Bezug wie ohne Nutzen seyn, und unsre neuen Kriegsübungen, welche lehren, wie man zu gleicher Zeit die verschiedenen Massen in Bewegung setzen soll, sind mit Recht an ihre Stelle getreten.

Unterdessen erregt alles, was sich auf alte Gebräuche bezieht, immer noch unsern Antheil; man mag sich gern, so zu sagen, unter die versetzen, die vor uns waren: wir studiren mit Vergnügen das Detail ihres bürgerlichen oder häuslichen Lebens. Das ist auch der Grund, warum wir einen solchen Werth auf alle antiken Kleinigkeiten legen, ohngeachtet sie von der Zeit verstümmelt und entstellt sind; denn wir hoffen durch sie ein Licht über diese oder jene Sitte der Vorfahren zu erhalten. Und wie sehr steigt dies Vergnügen, wenn man die Sitte selbst noch unversehrt antrift!

Und dies ist in Corsica der Fall bey dem Tanze, den man die Moreske nennt. Sein Ursprung scheint sich unwiderlegbar in dem achten oder neunten Jahrhunderte unseres Zeitalters zu verlieren, wo die Sarrazenen ihren ersten Einfall in die Insel thaten. Bald waren sie Meister der Hauptstädte, bald der Berge, bald der angreifende, bald der angegriffene Theil, und so hielten sie verschiedene Jahrhunderte einen beständigen Krieg mit den Eingebohrenen aus, und der Haß, den der Unterschied der Religionen erzeugte, machte diesen Krieg noch weit blutiger und erbitterter. Diese unaufhörlichen Scharmützel zwischen beiden Völkern veranlaßten die Corsen, jenen Tanz zu erfinden, theils

um

um ihre Siege zu feyern, theils um sich mehr und mehr gegen einen Feind zu erbittern, den sie immer zu fürchten hatten. Sein Gebrauch erhielt sich selbst nach der Vertreibung der Mauren, weil auf sie die Streifereyen der afrikanischen Seeräuber folgten, die bis gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts daureten, und schon lange vor dieser Epoche Anlaß gaben, daß sich die Einwohner von allen den Küsten der Insel entfernten, wo sich's leicht landen ließ. Dieser Tanz ist sogar bis auf unsre Zeiten gekommen, indem die Corsen ihrer innern Fehden, oder der Vertheidigung des Vaterlands wegen, die Waffen nicht aus den Händen legten, und ein isolirtes Leben, fast ganz ohne Gemeinschaft mit andern Völkern, führten.

Der gewöhnliche Gegenstand dieser Moresken ist der glückliche Feldzug des Hugo Colonna, eines edlen Römers, der im Anfang des neunten Jahrhunderts den Sarrazenen die Städte Mariana, Aleria und Corte abnahm, und sie zwang sich in die Gebirge der Insel zu flüchten. Es ist fast kein Dorf in Corsica, das nicht noch heutiges Tages diese Begebenheit während des Karnavals oder bey seinen besondern Festen feyern sollte. Dergleichen Tänze bestehn aber gewöhnlich aus einer viel zu geringen Anzahl Tänzer, um großes Aufsehn erregen zu können.

Allein

Allein bey interessanten Gelegenheiten wird das Fest mit größerm Prunk begangen; alle Einwohner eines Dorfs treten zusammen und verbinden sich auch oft noch mit den benachbarten Dörfern. Es wird alsdenn ein Schauspiel, das die Neugier und die Gegenwart eines ganzen Theils von Corsica reizt.

Ich sah einen solchen großen Tanz zu Vescovato, als der Graf und die Gräfin von Marboeuf sich daselbst aufhielten, um der großen Sonnenhitze zu entgehn. Sämtliche benachbarte Dörfer nahmen mit dem größten Eifer Theil daran; es war für den ganzen Kanton ein wahres Volksfest, um die allgemeine Freude über die Gegenwart solcher angenehmen Gäste auszudrücken.

Der Tanz bestand aus 160 Personen, die in zwey gleiche Haufen getheilt waren, und die Heere der Mauren und Christen vorstellten. Die Kleidung beider Theile war in der Form einerley, was wohl ein Fehler seyn mogte. Jeder Tänzer trug einen Harnisch und Helm, und das ganze übrige kriegerische Costum eines römischen Soldatens, wie wir es auf unsern Theatern erblicken. Dazu kam noch ein seidener Mantel, der vermittelst einer Agraffe auf der Schulter befestigt war, in der Luft flatterte, und den Bewegungen des Tänzers mehr Grazie gab.

Beide

Beide Partheyen unterschieden sich durch die Farben. Der Harnisch der Christen war silbern, der Harnisch der Mauren golden gemalt; jene hatten blaue, diese gelbe Helme, und die Federbüsche waren ebenfalls verschieden. Uebrigens waren sie alle so prächtig als möglich geschmückt. Man hatte allen Staat von Bastia und den ganzen umliegenden Gegenden zusammengeborgt, um diese Rüstungen mit Gold, Silber und Steinen aufzuputzen. Beide Heere, sowohl vereint als getheilt, machten wirklich ein glänzendes Schauspiel aus. Jeder hatte zum Angrif nur zwey sehr kurze Degen, die ziemlich einem Dolch glichen. Ohne Zweifel war dieses in den ersten sarrazenischen Kriegen die gewöhnliche Art zu streiten; denn, je weniger Gleichheit ein Costum mit unsern Gebräuchen hat, je näher kommt es gewiß den Sitten der uralten Zeiten.

Man hatte die Tänze ohne Unterschied aus allen Ständen, vom Hirten bis zum ersten Adel des Landes genommen. Vielleicht ist Corsica das einzige Land, wo eine solche Vermischung ein Fest nicht derangirt. In allen andern Ländern würde das linkische und plumpe Wesen der meisten Bauern mit den geschliffenen Manieren der Leute von höherem Range gar sonderbar abstechen, und nichts würde zusammenstim-

stimmend ausgeführt werden können. Allein in Corsica hält sich der Bauer in seiner Qualität als Mensch jedem gleich, er sey wer er wolle; und selbst in den aller niedrigsten Klassen der bürgerlichen Gesellschaft verräth der Corse ein Betragen und zuversichtliches Wesen, wie er es als Mann vom ersten Range haben könnte: erhöhte ihn ein Zufall plötzlich zu einem solchen, so würde nicht das geringste Verlegene verrathen, daß dieser Stand neu für ihn sey. Mit diesem Vorzug verbinden sie einen andern, den sie einer Organisation zu verdanken haben, die weit empfindlicher und subtiler ist, als bey uns Nordländern. Jedermann ist hier geborener Musiker, ohne einen andern Lehrmeister als das Ohr. Man fühlt auf das vollkommenste den Einklang der Töne und des Takts. Ich war bey den ersten Proben der Moreske gegenwärtig, und ich bekenne, daß ich nicht ohne Bewunderung, Hirten, Ackerleute und sogar Kinder von 7 oder 8 Jahren, die sich unter den Tänzern befanden, den Takt mit einer Richtigkeit und Präcision schlagen sah, die man kaum in der Oper antrift.

Der Inhalt der Moreske war die Einnahme von Mariana durch Hugo Colonna. Diese Stadt wurde durch ein Dorf und Vestungswerke vorgestellt, welche einen Theil des Platzes

ein-

nahmen, der zum Schlachtfelde dienen sollte. Ein Sterndeuter kam aus der Stadt, fing Beschwörungen an, untersuchte die Gestirne, und entdeckte, wie man leicht denken kann, nichts als unglückliche Vorbedeutungen. Diese Thorheit, die fast die Thorheit aller Völker war, hat zu lange geherrscht, als daß wir durch sie die Epoche dieses Tanzes bestimmen könnten. Aber wenigstens beweiset sie, daß er aus ziemlich entfernten Zeiten herstammt.

Kaum ist der Sterndeuter in die Stadt zurück, so sieht man einen Mauren sich eilends ihren Mauern nähern. Es ist ein Bürger aus Aleria, der die Zeitung von der Einnahme dieser Stadt, und der Uebergabe von Corte überbringt, und Mariana dasselbe Schicksal prophezeyt, wenn sie sich auf eine herzhafte Vertheidigung gefaßt macht. Der Gouverneur und die ganze Besatzung geloben es, und der Flüchtling begiebt sich unter ihre Fahnen.

Das christliche Heer rückt an. Der Feldherr und seine Officiere reiten auf prächtig geputzten Pferden; das Heer folgt ihnen zu Fuß. Sie fangen an Zelte aufzuschlagen, und sich an das entgegengesetzte Ende der Stadt zu lagern. Hierauf wird die Stadt aufgefodert, und auf ihre Weigerung sich zu ergeben, alles zum Gefecht bereit gemacht.

Der maurische General thut einen Ausfall und stößt auf den General der Christen. Jedes Heer zieht hinter seinem Anführer her, und bis sie handgemein werden, marschiren sie in der größten Ordnung, den Feind im Gesicht, mit gekreuzten Waffen, und in trotziger, drohender Stellung. Ihr Marsch regulirt sich nach dem Klang eines Instruments, das, so wie es den Takt ändert, das Zeichen zur Schlacht giebt. Dann werden die Bewegungen schneller und übereilter: die Reihen und Glieder scheinen sich zu vermischen: aber alles geschieht mit solcher Ordnung, daß obgleich die Streitenden jeden Augenblick ihre Gegner wechseln, doch niemals ein Irthum vorfällt, und immer ein Maure mit einem Christen ficht: das Gefechte besteht blos darin, daß sie mit den Degen, die sie in ihren beiden Händen halten, gegen die Degen ihrer Feinde schlagen. Man kann sich nichts angenehmers denken, als das Geklirre von beynah 450 Degen, die sich unaufhörlich und mit einer solchen Richtigkeit berühren, daß Trotz der Schnelligkeit ihres Laufs, und dem unaufhörlichen Wechsel ihrer Stellungen, man doch nie einen Fehlschlag hört. Das Instrument das alle Bewegungen des Marsches und der Schlacht regulirt hatte, bestimmt auch das Ende. Jedes Heer zieht dann in derselben Ordnung ab, in der es ausgerückt war. Die

Mau-

Mauren begeben sich in die Stadt, die Christen ins Lager.

Es fallen zwölf dergleichen Gefechte vor, deren Figuren alle abweichend und verschieden sind. Bey dem einen, Espagnolette genannt, begleitet der Lärm der Füße das Klirren der Degen, was eine weit angenehmere Wirkung thut, weil die Präcision des Takts sich noch besser wahrnehmen läßt. Die Stellungen haben bey der Espagnolette auch etwas kriegerischeres und edleres. Alle Figuren dieser Gefechte bestehn aus Kreisen und verschiedentlich combinirten Peloton's oder Haufen, und ich bin überzeugt, daß sie uns ein ziemlich treues Bild von der damaligen Schlachtordnung geben. Da die Heere nicht sehr zahlreich waren, so mußten sie Mann für Mann und aus allen Punkten auf einander treffen, zumahl wenn der Soldat kein andres Gewehr als den Degen hatte.

Nichts ist angenehmer als die verschiedenen Verschlingungen sich formiren zu sehn, die ohnaufhörlich ihre Position und Form ändern, ohne daß die Ordnung jemals darunter leidet. Der Zuschauer, der die Kämpfer bloß an den Farben der Helme unterscheiden kann, begreift nicht, wie sie sich wieder von einander sondern wollen, wenn er sie so durch unter einander gemengt und gemischt erblickt. Kaum ist aber das Zeichen gegeben,

geben, so ist alles wieder von einander, und an seinem Platze. Jeder Haufen vereinigt sich unter seiner Fahne mit einer Leichtigkeit, die man nicht satt werden kann zu bewundern.

Vor jeder Schlacht geht gewöhnlich ein einzelner Kampf voraus. Ein Christ und ein Maure trennen sich von ihrem Heere, stossen auf einander, und preisen das Lob ihrer Tapferkeit in den prächtigsten Worten. Es sind wahre Rodomontaden in einem so schwülstigen Styl ausgedrückt, daß er vielleicht einiger Reform bedürfte. Denn übrigens herrscht darin ein gewisser Stolz, der nach meiner Meinung selbst mit ein Costum der Sitten der Vorzeit ist. In jenen Zeitaltern, wo eine Schlacht blos ein Ganzes von so vielen einzelnen Kämpfen war, als Streiter vorhanden waren, mußte das Bewußtseyn, das jeder Krieger von seiner Tapferkeit und seinen Thaten hatte, seiner Seele nothwendig mehr Schwung und Stärke geben, und ihm jenen Ritter-Geist einflößen, der gewohnt war, von sich selbst in pomphaften Ausdrücken zu reden. Ein wenig Uebertreibung ist hier also gar nicht am unrechten Orte.

Nach dem sechsten Gefechte wird zwischen beiden Partheyen ein Waffenstillstand geschlossen. Es ist dies eine Pause zum Ausruhn, die Leuten, welche zwey ganze Stunden in der heftigsten

sten Bewegung getanzt haben, gewiß höchst nothwendig ist. Gewöhnlich wenden sie die Tänzer an, eine leichte Mahlzeit zu sich zu nehmen.

Das letzte Gefecht führt den Namen Resa, weil die überwundenen Mauren dann die Waffen strecken. Die Figur ist noch länger und complicirter, als bey den eilf vorhergehenden. Die Tänzer formiren verschiedene concentrische Kreise, die unmerklich sich immer enger zusammenziehn, so wie den Mauren Muth und Kraft entfällt. Das Centrum scheint schon überwunden, und man kämpfet nur noch matt; aber plötzlich bemerkt man da, wo sich die Feldherrn aufhalten, neue Thätigkeit, und die größte Anstrengung. Die Bewegungen selbst sind schneller, und der Takt lebhafter, als bey den vorigen Gefechten. Die Mauren und Christen sind unaufhörlich in Aktion, und verwechseln jeden Augenblick ihre Posten. Bald ist die eine bald die andre Parthey umringt oder im Gedränge. Aber nach und nach sinkt der Muth der Mauren; und diese Degradation ist eben so gut herbey- als ausgeführt. Mitten unter dem Waffengetöse tönt das Klaggeschrey der Ueberwundenen hervor, und das oft wiederhohlte dumpfe Rufen des mauriſchen Feldherrn, um die Seinigen zu neuer Tapferkeit anzufrischen: aber es ist mehr Ausdruck seiner Verzweiflung, und der Vorbote seiner

ner Niederlage. Die Täuschung ist vollkommen, und die Seele auf das heftigste bewegt: man glaubt bey einem wirklichen Gefecht zugegen zu seyn. Es endigt sich, wenn der maurische General sich dem christlichen gegenüber befindet, und ihm seine Waffen überreicht; in demselben Augenblick, und immer nach dem Takt, streckt sein ganzes Heer gleichfalls die seinigen. Dann ändert sich die Scene. Die Ueberwundenen folgen ihren Ueberwindern in derselben Ordnung, in der sie zum Gefecht anrückten. Allein Furcht, Niedergeschlagenheit, Verzweiflung, malen sich in allen ihren Gebehrden, und je mannichfaltiger sie sind, je mehr beleben sie das Ganze. Die Christen hingegen drück n ihre Freude nicht minder lebhaft aus. So werden sie im Triumph in die Stadt Mariana geführt, die ihre Thore öfnet, und der Tanz ist aus.

Der ganze Tanz wird nach dem Klang einer einzigen Geige executirt. Die Musik dazu ist nicht auf Noten gesetzt, sondern hat sich, wie der Tanz, durch Ueberlieferung bis auf unsre Zeiten fortgepflanzt. Sie ist einfach, aber der Takt wird stark und mit Nachdruck angegeben, welches bey einer solchen Menge Menschen höchst nöthig war, damit ihre Bewegungen ein Ganzes ausmachten. Ich enthalte mich etwas über das Karakteristische dieser Musik hinzuzusetzen,

die

die meinem Ohre höchstanmuthig dünkte; ich besitze aber nicht genug Kenntniß von der Kunst, um Personen, die sie nicht gehört haben, eine Idee davon geben zu können.

Dritter Abschnitt.

Züge zur Karakteristik der Corsen 10).

1.

Erhabenheit des Geistes, Größe der Seele, selbst eine Art von Großmuth, sind den Corsen gemein, und arten oft in Eitelkeit und stolzen Trotz aus, wenn sie zu sehr überspannt werden. Es giebt kein Volk, das eigenliebiger und ruhmsüchtiger wäre. Ihr Herz hängt nicht an schönen Kleidern, schönen Pferden, prächtigen Kleinodien; der Umgang mit Franzosen kann sie vielleicht mit diesem Geschmack noch anstecken; allein jezt haben sie weder Geld genug sich dergleichen

10) Zur bessern Auseinandersetzung des Karakters der Corsen, hat der Verfasser seinem Buche einige Anekdoten angehängt, die sich darauf beziehn, und in verschiedenen Schriften zerstreut standen. Herr Berenger, ein Freund des Verfassers, der bekannte Dichter und Autor der Briefe über die Provence, hat sie gesammelt und gewählt. R.

gleichen Entbehrlichkeiten anzuschaffen, noch Lust sich durch solchen Flitterstaat auszuzeichnen. Diese Leidenschaft ist in ihrer Seele, so zu sagen, ein ausländisches Gewächse. Die Prätentionen, die sie machen, haben weniger von Eitelkeit als von Hochmuth an sich. Sie halten es nicht unter ihrem Stande ihre eigenen Heerden zu hüten, und alle andre Verrichtungen armer Bauern zu übernehmen, wenn die Arbeit nur nicht zu schwer ist. Sie suchen sogar nicht mit Größern als sie in Verbindung zu kommen, aber sie stehn keinem ihrer Mitbürger nach, er sey wer er wolle. Da sie gewohnt sind mit einander in der vollkommensten Gleichheit zu leben, so sind sie auch überzeugt, daß einer so viel werth sey als der andre. Diese Sitten sind besonders den gebirgigen Gegenden, und vorzüglich den Einwohnern von Niolo eigen. Sie zeichnen die vom Adel aus, die dafür durch ihre Titel oder in der Meinung des Publikums anerkannt werden; aber sie sind gekleidet wie die übrigen, und sie gehn fast wie Gleich mit Gleich mit ihnen um: den größten Unterschied nach dem Adel machen sie zwischen denen, die ihr eigenes Feld bauen und ihre eigenen Heerden hüten, und denen, die in den Diensten andrer sind, und fremde Heerden warten. Die Knechtschaft ist ihnen so verhaßt, daß sie alles verachten und verabscheuen,

scheuen, was nur den Schein davon hat. Das Unglück, das einer Wittwe von Siglia begegnete, ist Beweis, wie sehr dies Vorurtheil Wurzel gefaßt hat.

Diese Wittwe, die ihren Mann sehr jung verlor, hatte große Lust sich zum zweytenmale zu verheirathen. Der Hirt ihrer Heerden, ihr Knecht, errieth die schwache Seite ihres Temperaments, und beschloß sie sich zu Nutze zu machen. Er wohnte nicht bey seiner Herrschaft, weil die dienenden Hirten nie ihre Heerden verlassen, die stets im freyen Felde bleiben, und nicht eingestallt werden. Des Nachts treiben sie sie in eine Horde oder Verzäunung, wenn sie eine antreffen, und zünden Feuer an, wenns kalt ist. Die Niolenchi legen sich nie nieder, es müßten denn ihrer zwey seyn. Sie kauren sich in ihren langhaarigen Mantel gehüllt auf den Boden, um in dieser Stellung beym geringsten Geräusch auffahren, und ihre Schaafe und Ziegen vor den Füchsen schützen zu können, die in Corsica die Stelle der Wölfe vertreten. So hart auch diese Lebensart war, so konnte sie doch nicht die Leidenschaft des Hirten dämpfen. Bey den Besuchen, die er der Wittwe abstattete, um sich mit ihr über den Ertrag ihrer Heerde zu berechnen, fand er Mittel neue Angriffe auf ihre Keuschheit zu wagen; sie unterlag und wurde

schwanger. Die Verwandten erfuhren es und stellten sie zur Rede: sie weigerte sich aber den Thäter zu nennen. Man setzte ihr den Dolch auf die Brust, und nun gestand sie, daß es der Hirte vom Hause sey. Wie? riefen sie, dem Hirten, solch einem Menschen hast du dich Preiß geben können? du bist nicht mehr werth das Tageslicht zu sehn: wähle, welchen Tod du sterben willst: wir können nicht zugeben, daß du deine Schande überlebst, die auf uns fallen, und, wenn sie ungestraft bliebe, unser Geschlecht beflecken würde. — Die unglückliche Wittwe wählte Gift, und bat um einige Tage Aufschub, um sich zum Tod zu bereiten. Sie wendete diese Zwischenzeit an zu beichten und zu beten. Vergebens nahm sie von neuem ihre Zuflucht zum Bitten und Flehn, und vergoß Ströme von Thränen, um ihre hartherzigen und im Punkt der Ehre so empfindliche Verwandte zu erweichen: sie vermogte nicht sie zu rühren oder ihrem Schicksal zu entfliehn. Man ließ sie nicht einen Augenblick allein und bewachte sie, wie ein Schlachtopfer, über das ein unwiderrufliches Verdammungsurtheil ausgesprochen ist. Als der zur Vollziehung festgesetzte Tag gekommen war, brachte man ihr den tödlichen Trank: sie leerete den Becher und verschied. Man versichert, daß man ihre Niederkunft nicht abwar-

tete,

tete, und daß die Frucht ihrer Liebe mit ihr starb. Das ganze Dorf wußte was bevorstand; aber ihr entehrender Umgang mit einem Menschen, der, nach ihren Vorurtheilen, so weit unter ihrem Stand war, schien allen ein solches Uebermaaß von Aergerniß, und ein so großes Verbrechen, daß niemand eine Vorbitte für sie einlegen wollte. Der Hirte hatte klüglich die Flucht genommen, um der Rache der Verwandten zu entgehn. Uebrigens ist der äußerliche Unterschied zwischen Herrn und Knecht so wenig merklich, daß sie sogar einerley Lebensart und einerley Kleidung haben.

2.

Ein Räuber, der sich in Corsica furchtbar gemacht hatte, und allen Nachstellungen entging, wurde endlich doch gefangen, und einem Soldaten zur Bewachung übergeben, bis alles zu seiner Hinrichtung in Bereitschaft seyn würde. Der Gefangene fand Mittel die Wachsamkeit des Soldaten zu betrügen, und entwischte glücklich. Der französische Kommendant hielt sich wegen seiner Flucht an die Schildwache; es wurde ihr der Proceß gemacht, und das Leben abgesprochen. Der Räuber, der in Sicherheit war, und nichts mehr zu fürchten hatte, erfuhr dieses, verließ eiligst seinen Schlupfwinkel, und begab sich zum

Kommendanten. „Sie kennen mich nicht? Ich höre, daß einer von ihren Soldaten todgeschossen werden soll, weil er einen Gefangenen entwischen ließ, der wieder in ihre Hände geliefert werden kann." — „In unsre Hände? und wo hat er sich hingeflüchtet?" — „Er steht vor Ihnen." — „Was höre ich?" — „Die Wahrheit. Ich bin der Gefangene, den Sie zum Tode verdammten; ich komme um meine Strafe zu leiden, ob ich ihr gleich entgehen konnte. Aber ich werde nie zugeben, daß ein Unschuldiger meinetwegen sterbe." — Der französische Officier wurde von der Schönheit dieser erhabenen That so gerührt, daß er ausrief: „Nein, du sollst nicht sterben; ich begnadige dich; auch der Soldat soll seine Freiheit wieder haben; allein bemühe dich die Früchte deiner Großmuth einzuerndten, denn du bist gemacht ein ehrlicher Mann zu seyn."

3.

Die Geschichte darf die edle Uneigennützigkeit nicht verschweigen, welche die Soldaten vom Regiment Royal-Corse, zu Avignon, bey Gelegenheit einer Feuersbrunst bewiesen, die drey Häuser in die Asche legte. Da sie bey der Löschung die vortreflichsten Dienste mit Gefahr ihres Lebens geleistet hatten, so überschickte der

Stadt

Stadtrath den andern Morgen achtzehn Karolinen an den Major, mit Bitte, sie als eine Erkenntlichkeit der Stadt unter diese wackern Krieger auszutheilen. Der Major ließ es bey der Ordre bekannt machen. Allein aus einem feinem Gefühl, das in unserm Zeitalter, wo Geld alles ist, fast unglaublich scheint, schlugen diese Corsen die ihnen zugedachte Belohnung aus. Sie ersuchten den Major sie dem Stadtrath mit der Bitte zurückzugeben, daß sie als eine Entschädigung an die Besitzer der Häuser vertheilt werden mögte, die am meisten bey diesem Unglück gelitten hätten. Sie setzten hinzu, sie fühlten sich schon reichlich durch das Bewußtseyn bezahlt, der Stadt nützlich gewesen, und eine Pflicht der Menschheit erfüllt zu haben. Es entstand ein Wettstreit von Höflichkeit und Großmuth zwischen dem Repräsentanten der Stadt und den Abgeordneten der Soldaten, welche das Geld zurückbrachten. Endlich gab der Stadtrath voll Bewunderung nach, und das Geld bekamen die Abgebrannten.

4.

Ein französischer Officier verirrte sich auf der Jagd. Er war von Hunger und Müdigkeit so erschöpft, daß er ohnmächtig werden wollte, als er die Hütte eines corsischen Bauern erblick-

te,

te, zu ihr hinkroch und mit sterbender Stimme um ein Obdach bat. Das erste was der Bauer that, war, daß er ihm die Hand reichte, und ihn zu einem elenden Lager führte. — „Es thut mir leid, sagte er, daß ich dir kein besseres Bette geben kann, das ist aber alles was ich habe; versuche, ob du darauf schlafen kannst." — „Könntest du mir nicht auch zu essen verschaffen, ich sterbe fast für Hunger." — „Ach, leider! habe ich nichts für einen Mann wie du." — „Freund, gieb mir, was du hast, es wird mir alles willkommen seyn; gieb, ich sterbe sonst." — Der Corse hohlte sein Brod (ein Brod von Kastanien) und ein wenig Ziegenmilch; „du siehst, ich habe nicht mehr als das, aber ich gebe es dir von Herzen; ich will mir's lieber abbrechen, und heute fasten."

Der Officier nahm und aß; denn er war äußerst hungrig. Er hielt sein frugales Mahl, fühlte sich ganz gestärkt und erhohlt, und sein erstes war, seinem Wohlthäter seine Erkenntlichkeit zu bezeugen. Er zog seinen Beutel, nahm einige Louisd'or heraus, und reichte sie freudig dem Corsen hin: Ich danke dir für deine gütige Aufnahme, sagte er, aber nun will ich dich auch bezahlen. — Mich bezahlen? unterbrach ihn der Bauer, mit Erstaunen und Verdruß. Seit wenn übt man denn die Gastfreiheit für

Geld

Geld aus? — Der Obriste drang in ihn; der Bauer weigerte sich hartnäckig: „Gebe ich dir vielleicht nicht genug? sagte er endlich; rede, fodre!" — Verschone mich mit deinem Gelde, antwortete der Bauer, und laß mir die Gerechtigkeit wiederfahren, zu glauben, daß ich so gut ein Herz habe, wie du. Ich bitte dich, verdirb mir die Freude nicht, dich von ganzem Herzen in meiner armen Hütte bewirthet zu haben." — Der Officier fiel ihm um den Hals, und die Thränen standen ihm in den Augen: Freund, rief er, kein Wort mehr von Geld; ich will dich nicht bezahlen, denn du bist nicht zu bezahlen: aber ich bitte dich, großmüthiger Mann, sey mein Freund, und komm oft mich zu besuchen, und bey mir zu essen. Der Corse hielt Wort; er besuchte den Obristen oft, und jedesmal ließ der Officier den edlen Hirten an seiner Tafel und an seiner Seite sitzen, und sagte zu den Anwesenden: „Sie sehn hier einen Gast, meine Herrn, „der jeder Gesellschaft, die er seiner Gegenwart „würdigt, Ehre macht."

5.

Ein Soldat von einem französischen in Corsica stehendem Regimente desertirt. Man setzt ihm nach, aber alle Nachforschungen sind vergebens. Die meisten Corsen führen ein Hirtenleben.

ben. Man trift einen von diesen Hirten an. Man fragt ihn, ob ihm nicht ein französischer Soldat begegnet sey? Er antwortet mit, Nein! Man sucht ihn durch Drohungen furchtsam zu machen, er bleibt bey seiner vorigen Rede, das Kommando verläßt den Bauer, und setzt seinen Weg fort, aber einer von ihnen kehrt um, und will noch ein andres Mittel versuchen, um dem Hirten das Geständniß abzulocken. Er blendet seine Augen durch den Schimmer von fünf Louisd'ors, die er ihm verspricht, wenn er aufrichtiger seyn würde. Der Bauer geräth bey diesem verführerischen Anblick in die äußerste Unruhe, denn 120 Livres sind für einen corsischen Hirten ein Schatz. Seine Stimme versagt ihm zwar ihre Dienste zum Verrath, aber er zeigt mit dem Finger auf Felsen. Die Soldaten glauben dies stumme Zeichen zu verstehn, nehmen ihn mit sich; man entdeckt den Ausreisser in diesem Schlupfwinkel, bemächtigt sich seiner, und der Hirte erhält die fünf Louisd'or.

Des Abends bey der Nachhausekunft verräth er eine ungewöhnliche Freude; sein Vater überrascht ihn, wie er die Summe, die Belohnung seines Verraths, zählt und wiederzählt. Der Greiß geräth in Wuth, und glaubt, daß er dies Geld gestohlen habe. Er verlangt auf der Stelle Rechenschaft wie er dazu gekommen sey. Der

Sohn

Sohn fällt ihm zu Füßen, und erzählt ihm die Veranlassung zu seinem plötzlichen Reichthum. Der alte Corse läßt ihn nicht ausreden. Wie, ruft er, einer Verrätherey verdankst du dies Geld, Elender, und ich, ich habe dir das Leben gegeben? — Wüthend ergreift er den Schuldigen, bindet ihn mit Händen und Füßen an die Bettpfoste, übergiebt ihn einigen Personen von seiner Familie zur Bewachung, und eilt zu dem französischen Kommendanten. Er umfaßt seine Knie und fleht ihn unter Thränen um die Begnadigung des Deserteurs an, die ihm aber schlechterdings abgeschlagen wird. — Mein Bitten ist also umsonst? sagt der Greiß; gut, so sollt ihr erfahren, wie ein Corse mit einem Sohn verfährt, der seine Familie und sein Vaterland entehrte, und ob wir Verräther unter uns dulden." — Er entfernt sich brüske, tritt wild und schweigend in seine Hütte, nimmt seine Flinte, bindet seinen Sohn los, schleppt ihn fort, und winkt den Verwandten ihm zu folgen. Vor den Thoren der Stadt, und ohngefehr an derselben Stelle, wo der unglückliche Jüngling den Soldaten verrieth, befiehlt er ihm niederzuknien, schießt ihn durch den Kopf, und indem er verächtlich das Geld auf den Leichnam wirft, erlaubt er sich blos die Worte: da hast du den Lohn für deine Schandthat!

6.

Leonhard von Casanova, Herr von Tysani, ohnweit Corte, und General-Lieutenant des unglücklichen San-Pietro, den die Deutschen und Genueser bis aufs Mark aussaugten, wurde in einem Hinterhalte gefangen, zum Glück fiel er in die Hände seiner Neffen, die blos die Feinde seiner Faktion waren, und ihm das Leben fristeten. Er wurde auf Befehl des Senats in das Gefängniß zu Bastia gebracht, das Vaterland seiner Gemahlin Buttafuoco, die aus dem Blute der Colonna's stammte. Hier beging die kindliche Liebe, um ihn zu befreyen, eine von jenen heroischen Handlungen, welche die Menschheit ehren, und den ersten Platz unter den Thaten verdienen, so die Geschichte den künftigen Zeitaltern überliefert. Eine Magd des Leonardo, die ihm das Essen brachte, hatte allein Erlaubniß ihn in seinem Kerker zu besuchen: jeder andern Person, und sonderlich seinen Verwandten, war der Zutritt streng verboten. Aber dies grausame Verbot schreckte den Muth seines jüngsten Sohnes, Antonio, nicht zurück. Gerührt von dem traurigen Schicksale seines Vaters, und voll banger Furcht vor der Todesgefahr, in welcher er, dem Ruf nach, schwebte, faßte er den Anschlag ihn zu retten, und führte es mit jener

Fein-

Feinheit und Großmuth aus, deren Tugend allein fähig ist. Er lernte in wenigen Tagen das Bartscheeren, verkleidete sich in die Kleider der Magd, hing wie sie ein leinenes Tuch über das Gesicht, und ging mit einem Korb auf dem Kopf, worinn das Essen war, durch alle Thüren des Gefängnisses, ohne daß die Wache seine Verkleidung inne wurde. Er umarmte seinen Vater, löste seine Fesseln, rasirte ihn in möglichster Geschwindigkeit, tauschte seine Kleidung gegen die seinige, half ihm so glücklich entwischen, und blieb an seiner Statt im Gefängniß.

Die Genueser fällten ein Urtheil, das, zur Ehre der Menschheit bis jezt in der Welt noch unerhört gewesen war. Sie verdammten einen Sohn zum Tode, der nichts verschuldet hatte, al daß er sein Leben wagte, um das Leben seines Vaters zu retten.

7.

Ein Verbrecher war zum Tode verurtheilt; sein Vetter kam in Begleitung einer Frau von Ansehn zum General Paoli, und bat um Gnade für seinen Oheim. Mein General, redete er ihn an, ich komme im tiefsten Schmerz, sie um das Leben meines Verwandten zu bitten. Wird unsre Bitte erhört, so will die Familie dem Staat tausend Zechinen schenken. Wir wollen funfzig

Sol-

Soldaten stellen, und sie sollen während der Belagerung von Furiani, in unserm Sold bleiben. Wir sind überdies zufrieden, daß der Schuldige auf ewig aus der Insel verbannt werde." Paoli, dem die biedre Denkungsart des jungen Menschen bekannt war, antwortete: „Du weißt alle Umstände von dem Verbrechen deines Oheims; aber mein Vertrauen in dich ist so groß, daß ich ihn begnadigen will, wenn du mir versichern kannst, daß sein Leben, das er zu verlieren verdiente, nützlich und bieder seyn wird." Der Vetter erblaßt, und entfernte sich mit nassen Augen, indem er ausrief: „Ich mögte die Ehre „meines Vaterlandes nicht um tausend Zechinen „verkaufen!"

Glaubt man nicht den Plutarch zu lesen?

8.

Frau Gaffori könnte in der corsischen Geschichte das seyn, was die Gräfin Montfort in der Geschichte von Bretagne ist. Hätte sie sich in ähnlichen Umständen befunden, so würde sie, wie jene, Belagerungen ausgehalten, Läger gestürmt, und Schlachten gewonnen haben. Sie vereinigte eine Seele, einen Muth, und eine Liebesstärke, wie man sie selten beym weiblichen Geschlecht antrift. In der Abwesenheit des Generals Gaffori wollten die Genueser seinen Pallast stür-

stürmen, und seine Gemahlin wegführen. Diese Dame verschanzte sich darinn, und da sie mit Kriegs- und Lebensmitteln versehn war, so hielt sie eine Belagerung von einigen Tagen aus. Ein Theil von den Corsen, die sich mit ihr in dem Pallast befanden, wurde bey der Vertheidigung getödet, und die übrigen fingen endlich an von Uebergabe zu sprechen. Ergrimmt über ihre Feigherzigkeit, nahm Frau Gaffori eine brennende Lunte, und ein Faß mit Pulver, trug es in einen der gewölbten untern Sälen des Pallasts, und ließ ihren Vertheidigern sagen, daß wenn sie aufhörten Feuer auf die Genueser zu geben, so würde sie sich mit ihnen in die Luft sprengen. Die Corsen, die ihre Unerschrockenheit kannten, und wußten, daß sie im Stande war Wort zu halten, dachten nicht mehr daran sich zu ergeben, und wurden glücklich durch Herrn Gaffori entsetzt, der zum Schutz seiner Frau und seines väterlichen Heerdes herbeyeilte.

9.

Die Gewohnheit des Müßiggangs, welche die Corsen von Arbeit und Industrie entfernte, hat weder ihre Complexion noch ihren Muth entnervt; sie sind stark und tapfer, und die Geschichte dieser Bergbewohner und Hirten, ist reich an Beyspielen eines Heldenmuths, der die schönsten

Zeit-

Zeitalter Griechenlands und Roms geehrt haben würde.

Drey Männer und vier Weiber hielten achthundert Genueser und Graubündner auf, die im Sold der Republik standen, und eine Landung zu Balagna gewagt hatten. Die Sache ist unglaublich aber gewiß.

Einer von diesen Corsen stack in dem Thurm, welcher die Rheede vertheidigt, und machte ein unaufhörliches Feuer, mit Beyhülfe einer Frau, welche ihm den Mangel der Hand ersetzte, die ihm fehlte. Die beiden andern schossen hinter einer kleinen Mauer hervor, und die drey übrigen Weiber luden ihnen die Gewehre, damit sie desto geschwinder schiessen konnten. Am Ende würden sie aber doch den Feinden haben unterliegen müssen, die ihnen so sehr an Zahl überlegen waren, und denen es auch nicht an Herz gebrach, allein ihre Gegenwehr hinderte sie vorzudringen, und verschafte den Bauern aus der umliegenden Gegend Zeit, zu den Waffen zu greifen. Sie versammelten sich, griffen die Genueser an, und trieben sie bis ans Meer. Die Furcht stürzte sie in ein kleines Boot, das sie nicht alle fassen konnte. Murati, der damals auf der Seite der Genueser war, und hernach als Grenadier-Hauptmann beym Regiment Royal-Corse gestorben ist, war vielleicht der einzi-

ge,

ge, der sich durch Schwimmen rettete. Vierhundert wurden zu Gefangenen gemacht, man zog sie aus, und die Weiber, die sich an ihnen für gewisse geführte Reden rächen wollten, peitschten sie mit Brennesseln, und riefen ihnen zu: Ein andermal rühmt euch mehr, uns schänden zu wollen!

10.

Der Scharmützel auf dem Campo di Lauro gehört gleichfalls unter die Thaten, die ans Wunderbare gränzen. Allein das Zeugniß der ganzen Stadt Ajaccio bürgt für die Wahrheit.

Die corsischen Hirten pflegen ihre Heerden in die Ebenen zu treiben, wenn Kälte und Schnee sie die Triften der Gebirge zu verlassen zwingt. Ein und zwanzig von diesen Hirten hatten sich bis ans Gestade des Flusses des Campo di Lauro (oder Loro) eine kleine Stunde von Ajaccio ausgebreitet. Man erfuhr es in der Stadt. Die Besatzung, welche aus 8 bis 900 Mann, Griechen, Genueser und Husaren bestand, zog gegen sie aus. Weit entfernt vor einem Corps Truppen, das ihnen an Zahl so weit überlegen war, die Flucht zu ergreifen, vereinigten sich diese 21 Hirten in einen Haufen, und fielen, als so viele Helden die Besatzung an, schlugen sie, und trieben sie bis Aspreto zurück, einem Orte, ohn-

ohnweit der Stadt, der an die Josephs-Kapelle stößt.

Sie behaupteten ihren Vortheil, so lange sie den Rücken frey hatten, allein die Genueser schifften 400 Mann Infanterie auf Gondeln ein, welche den Fluß passirten, und ihnen den Rückzug abschnitten. Man umzingelte sie im Moraste von il-Ricanto. Sie setzten im Handgemenge ihre Dolche den Säbeln ihrer Feinde entgegen, die auf ihren kleinen Pferden stritten: sie verkauften ihr Leben theuer, und fielen alle mit den Waffen in der Hand; ein einziger ausgenommen, der sich das Gesicht mit dem Blute seiner Gefährten beschmierte, sich auf den Boden streckte, und tod stellte. Allein die Husaren, die allen die Köpfe abgehauen hatten, um sie als Siegeszeichen auf ihre Säbel zu stecken, sahn, daß dieser einzige noch nicht enthauptet war, und wollten eben ihm ein Gleiches thun, als er sich aufrichtete, um Quartier bat, und es von ihrem Kommendanten erhielt. Der Genuesische General-Commissar verurtheilte ihn aber dennoch als Rebelle das Leben zu verlieren. Man führte ihn durch die Strassen von Ajaccio, und hing ihm sechs Köpfe von seinen Verwandten um, die in diesem Scharmützel geblieben waren. Nach diesem gräßlichen Schauspiel wurde er geköpfet, geviertheilt, und in Stücken an den Stadtmauern

ern aufgehangen. Es war ein junger Mensch von schöner Gestalt.

Einige Tage darauf ritten die Husaren von neuem aufs Streifen aus, und erblickten von weitem eine Heerde, die ein alter siebenzigjähriger Mann hütete. Einer von den Husaren, der ungeduldiger war als seine Kameraden, diesen Unglücklichen zu tödten, gab seinem Pferde die Spornen, jagte auf ihn zu, und wollte ihm den Kopf abschlagen; allein aus zu großer Hitze hieb er fehl, und der Säbel fuhr ihm aus den Händen. Gieb mir ihn! rief er, eben so dumm als wüthend, dem Hirten zu. Der wackre Greiß, dessen graue Haare eine feste und unerschrockene Seele verbargen, hob den Säbel auf, aber, um des Husaren Kopf zu spalten; er stürzte ihn tod vom Pferde, schwang sich darauf, und entfloh.

11.

Die Schrecken des nahen Todes, und alle Zurüstungen zur Marter, wirken nichts auf den unerschütterlichen Geist der Corsen. Haben sie einmal das Wort Patienza ausgesprochen, so erlauben sie sich selbst einen Seufzer nicht, so heftig auch die Pein seyn mag.

Herr von Contades hatte von dem Markis von Maillebois Auftrag erhalten, zu Corte, wo er Präsident eines Gerichts war, sieben oder

acht der halsstarrigsten Häupter der Aufrührer hinrichten zu lassen, und sah zu seinem Erstaunen, wie gleichgültig ihnen das Leben war. Sobald sie ihre weltlichen und geistlichen Angelegenheiten in Ordnung gebracht hatten, ließen sie ihn bitten, ihren Tod zu beschleunigen, weil sie sich nach ihrem Ende sehnten, und zu glauben, daß sie zu sterben wüßten. Sie hörten ihr Todesurtheil an, ohne im mindesten aus der Fassung zu kommen. Als sie auf das Werkzeug zu ihrer Hinrichtung gebracht wurden, behielten sie eben diese Standhaftigkeit und Ruhe. So mit kaltem Blute die Annäherung eines gewissen Todes aushalten, erfordert wahrhaftig mehr Muth, als ihm in Schlachten zu trotzen, wo seine Streiche ungewiß sind, wo das Beyspiel anfrischt, der Schall der Instrumente betäubt, und das in Thätigkeit seyn die Lebensgeister erhitzt, folglich man nur einen maschinenmäßigen Eindruck empfindet. Man hat den Corsen den Muth absprechen wollen, weil man bey ihnen nichts von Zweykämpfen weiß. Die Duelle waren auch bey den Römern unbekannt, und noch hat niemand ihnen deswegen die Herzhaftigkeit abgesprochen. Wenn die Corsen sich dem Gefecht in den Ebenen und flachem Lande nicht aussetzen, so rührt dies daher, weil sie nicht wie andre Truppen zu ordentlichen Schlachtordnungen geübt sind, und die Lage ihres

res Landes ihre jetzige Art zu streiten nothwendig macht. Und hat nicht das Regiment Royal-Corse, das seit dreißig Jahren in französischen Diensten ist, bey allen Vorfällen eben so brav gethan, wie jedes andre regulirte Regiment?

12.

Ich kann diese Auszüge nicht schöner, als mit der edlen That eines Einwohners von Zicavo schliessen, die sich bey dem Brunnen der Grafschaft Frasle zutrug, welcher ewiges Denkmal derselben bleiben wird.

Dieser tugendhafte Corse ruhte mit drey von seinen Verwandten bey diesem Brunnen, als der Mörder eines seiner Söhne, und der nur ihm bekannt war, ohnvermuthet, an eben den Ort kam. Er sprach ihm freundschaftlich zu, und nöthigte ihn, Theil an ihren Erfrischungen und Schmause zu nehmen. Bey dieser Einladung, die jener für einen Fallstrick hielt, erstarrte ihm für Schrecken das Blut in den Adern. Unterdessen mußte er sie annehmen, weil er kein Mittel sah, zu entfliehn. Sie aßen beide, aber in ganz verschiedenen Stimmungen; der eine war in der äußersten Bestürzung, und glaubte das Ende seines Lebens nahe; der andre, der mit einer erhabenen That schwanger ging, verrieth jene Heiterkeit, welche die Ausübung der Tugend

einflößt. Nach dem Essen beurlaubte der Einwohner von Ziccavo seine Gesellschaft, und blieb mit seinem Feind allein. „Dein Leben, redete er ihn an, ist in meiner Gewalt; ich könnte es dir auf der Stelle nehmen, und den Tod meines Sohnes rächen; du hast mir viel Thränen gekostet, und Trauern und Wehklagen in meine Familie gebracht; allein ich will alle diese Leiden vergessen, die ich um deinetwillen duldete: nur versprich mir, auch deine Feinde so zu behandeln, wie ich dich behandle, und überzeugt zu seyn, daß Verzeihen weit rühmlicher und süsser ist als sich Rächen!" — Mit diesen Worten umarmte er ihn, und verließ seinen Feind, unbeweglich für Bewunderung und Erstaunen. Wie er wieder zu seinen drey Verwandten kam, sagte er: „Der Mensch, der mit uns aß, ist der Mörder meines Sohnes; ich habe ihm verziehen, und sein Leben gefristet, das in meinen Händen war: Folgt meinem Beyspiel, und thut ihm nie etwas zu leid, was mir die Freude vergällen könnte, eine schöne That vollbracht zu haben."

Vierter Abschnitt.

Bemerkungen über den politischen und physischen Zustand von Corsica, nebst einigen Winken über seine mögliche Vervollkommnung.

Alle Ebenen und Thäler in Corsica sind von Natur sehr fruchtbar, aber ungesund und menschenleer. Daher rührt der geringe Anbau des Landes, und die Armuth der Einwohner. Die letztern sind zu weit von ihren Besitzungen entfernt; sie können keinen Vortheil davon ziehen, oder verstehen es nicht. Daß die Thäler und Ebenen ungesund sind, ist gewiß: aber ist nicht etwa Uebertreibung bey der Sache? würken nicht mehrere Ursachen dabey zusammen, gegen welche zum Theil es Mittel giebt? Wir wollen sehn.

In den sehr engen Thälern liegt die Ursache in der Nähe der hohen Berge, von welchen die Sonnenhitze verstärkt zurückprallt. Die Dünste können wegen derselben nicht emporsteigen, sondern bleiben in der Tiefe, wie stehendes Wasser. Dieses ist der Gesundheit sehr schädlich; denn gleich nach Sonnenuntergang verdichten sich die

Dün-

Dünste, und bewürken in der Nacht, auch mitten im heissesten Sommer, eine durchdringende Kälte. Solche Hindernisse mögten freylich unüberwindlich seyn; allein zum Glück finden sich dergleichen Lagen weder häufig, noch in Gegenden von einigem Umfang.

Es giebt breitere Thäler, wie zum Beyspiel das Thal von Pietralba bis an die Mündung des Ostriconi, oder dasjenige, welches die Provinz Balagna von Muro bis Losari durchschneidet, und eine Menge andere. Diese Thäler haben gemeiniglich kleine Flüsse oder vielmehr Bäche, die denn größten Theils des Jahrs über austrocknen. Ihre Breite beträgt öfters gegen eine Meile; die Luft streicht frey hindurch; und alles läßt schliessen, daß sie gesund seyn müssen. Ohne Zweifel mögen sie ehemals bewohnt gewesen seyn; man sieht noch in der Ebene, unterhalb Speloncato und Muro, die Trümmern der Ortschaften, an deren Stellen die beide gegenwärtigen stehen. Gleichwohl sind sie nicht weniger verschrieen, als die übrigen. Die Corsen schreiben den Reisen und den Geschäften, die sie dort machen müssen, alle die Krankheiten zu, die ihnen zustossen: Klagen, die vielleicht Grund haben. Der Corse, an kühle und dünne Bergluft gewohnt, ist weit weniger als jeder andere geschickt in der Ebene, in dicker Luft und brennender

der Sonnenhitze zu arbeiten. Der Uebergang in ein so ganz entgegengesetztes Klima kann sehr leicht mannichfaltige Krankheiten erzeugen, welchen wahrscheinlich beständige Einwohner dieser Thäler weit weniger unterworfen seyn würden. Es war ihr vormahliger Aufenthalt, wie die angeführten Ruinen bezeugen; ruft man sie nicht dahin zurück, so läßt sich keine beträchtliche Verbesserung erwarten. Die Länge des Wegs, den der Landmann machen muß, ehe er seinen Acker erreicht, der Blick auf die eben so beschwerliche Rückkehr, die wenige Zeit, die ihm zur Arbeit selbst übrig bleibt, die Ungewißheit und Mittelmäßigkeit des Ertrags, alle diese Umstände werden immer den Muth niederschlagen, ohne daß man denselben etwas entgegensetzen kann.

Man muß also auf Mittel denken den Landmann in die Ebenen zu ziehen: und schwerlich läßt sich sein Vorurtheil dagegen anders ausrotten, als dadurch, daß man ihm glückliche Versuche vor die Augen legt. Allein, er selbst ist nicht im Stande die Kosten dazu aufzubringen; er bedarf Unterstützung von Seiten der Regierung, nicht blos durch Aufmunterungen, sondern durch thätige Beysteuern, die, wenn man sie mit Einsicht vertheilte, Triebfeder zur Nacheiferung für alle werden würden.

Man dürfte nur verständige, fleissige Landleute aussuchen, dürfte ihnen ihren Anbau erleichtern, wobey man solche Gegenden, die der ungesunden Luft am wenigsten ausgesetzt wären, vorzüglich wählen müßte; und es würde bald eine neue Generation entstehen, die in diesen Ebenen gleichsam einheimisch, und jede Beschwerlichkeit leichter zu ertragen fähig seyn würde. Diese Erfahrung würde den Bergbewohnern ihre Furcht benehmen, und sie würden sich von Zeit zu Zeit entschliessen in die Ebenen zu ziehen, um Antheil an eben demselben Vortheil zu nehmen.

Ein corsischer Geschichtschreiber, Philippini, bezeugt zu seiner Zeit, nehmlich in den ersten Jahren des sechszehnten Jahrhunderts habe die Bevölkerung der Insel gegen 500,000 Seelen betragen, also ohngefähr viermahl so viel als gegenwärtig. Sie könnte leicht wieder so stark werden, ja sie könnte sich vielleicht verdoppeln, wenn es gelänge, die Ebene, von welcher ich unten reden will, fruchtbar zu machen.

Ich weiß wohl: Prämien sind eigentlich nur Belohnung für Arbeitsamkeit; bey diesem Projekte hingegen wären sie bestimmt sie zu befördern. Aber was liegt daran, wenn eben dieselbe Würkung herauskömmt? Und dann, hieße es nicht auch die Arbeitsamkeit belohnen, wenn

man

man diese Vorschüsse blos unter solche Grundeigenthümer vertheilte, die schon Beweise von Einsicht und Thätigkeit gegeben hätten? Es wäre Gunst, nicht strenges Recht, das man fodern könnte; folglich müßten nur Wenige Antheil daran haben. Eine kleine Anzahl gut gewählter und in den verschiedenen Abtheilungen der Insel zerstreuter Pflanzer würde durch ihr Beyspiel zur Thätigkeit aufmuntern. Der Ackerbau ist keine verwickelte Wissenschaft; um ihn zu lernen braucht man nur Augen und Fleiß. Jedes Verfahren, von welchem man Erfolg sähe, würde zur Vorschrift dienen, die jedermann nach Verhältniß seines Vermögens zu befolgen suchen würde.

Wäre auf diese Art nur eine mässige Summe im Innern der Insel im Umlauf, so würde dadurch nach und nach Leben in alle Theile gebracht werden. Nacheiferung lebt auf, wenn sie Erfolg sieht; und es würde immer in der Macht der Regierung seyn sie zu erwecken, wenn sie ahnden ließe, daß dergleichen Begünstigungen der Lohn für die angestrengtesten Bemühungen seyn dürften. Fielen die letzteren nur einigermaßen glücklich aus, so wäre der Staat schon gewiß die ersten Früchte derselben durch den Ertrag der Erndten zu genießen. Zudem könnten diese Begünstigungen selbst nichts anders seyn als Vorschüsse, und sehr leicht ließen sich Maaßregeln

geln treffen sich wegen der Wiederbezahlung sicher zu stellen.

Bekäme nun die Betriebsamkeit eine solche Richtung, so würde die erste Würkung einer regelmässigen Landwirthschaft darinn bestehen, daß man das ungesunde Klima wenigstens zum Theil verbesserte; denn man würde die schädlichen Gewächse ausratten, und die vielen kleinen Bäche austrocknen, die jezt ohne Nutzen halb versiegen, und durch ihre Ausdünstungen die Luft vergiften. Sobald Wohnung vorhanden wäre, könnte der Grundherr Koloniſten, entweder Corsen oder Luccesen, oder auch andere Ausländer ansetzen; diesen müßte man ihre Einrichtung erleichtern, um dadurch zugleich die Masse der Arbeitsamkeit und der Bevölkerung zu vermehren. Brauchten die Eigenthümer die Vorsicht ihren Koloniſten keine andere als gesunde Nahrung zu geben, und sie nicht mit Arbeit zu überhäufen, so würde die Gesundheit der Letztern vielleicht weniger von diesem Aufenthalte zu befürchten haben, als jezt die Gesundheit der gegenwärtigen Dorfbewohner, wenn der Wind bald von den Ebenen und bald von den Bergen streicht.

Wäre dies die Würkung, deren Wichtigkeit doch wenigstens einiger Versuche werth seyn dürfte, so würde ein solches Beyspiel leichtlich auf die geringern Güterbesitzer Einfluß haben,

deren

deren Grundstücke im flachen Lande liegen. Sie würden bald spüren, wie vortheilhaft es sey ihren Besitzungen näher zu seyn, wenn sie keine Gefahr bey diesem Aufenthalte mehr sähen. Die Regierung könnte diesen Trieb immer reger zu machen suchen. So würden unmerklich neue Dörfer entstehen, und selbst die größern Gutsbesitzer würden sie bald genug aufsuchen; denn sie fänden da eine freyere und bequemere Lage, einen für alle Verschönerungen empfänglichen Boden, und vorzüglich den so schätzbaren Vortheil mitten in ihrem Eigenthume zu seyn.

Wenn man in Corsica von einer Plane überhaupt spricht, so meynt man den Strich Landes zwischen dem Meere und den Bergen, von Bastia bis Porto-Vecchio, ohngefähr dreißig französische Meilen lang und zwey bis drey Meilen breit. Dieser Strich, der fast die ganze östliche Küste der Insel begreift, ist der fruchtbarste Theil derselben. Es giebt wenig Länder in Europa, die einen bessern Boden hätten. Der Winter ist da kaum merklich, und im Sommer wird die Hitze durch Seewinde gemäßigt. Der Boden verträgt den Anbau aller Gewächse aus Frankreich und Italien. Die Ufer der Flüsse und Seen können sehr gut zu Wiesen genutzt werden,

so

so wie die übrigen Ländereyen zum Fruchtbau und zu nützlicher Baumzucht. Es giebt sogar Gegenden, wo bey einem durch Lokalumstände erhöhten Grad von Hitze, Baumwolle, Terpentin und einige Produkte der heissesten Länder erzeugt werden könnten. Man glaubt auch, daß es nicht schwer seyn würde Seidenwürmer aufzuziehen, weil dieser Theil der Insel rauhen Winden wenig ausgesetzt ist, und weil es während der Spinnezeit der Seidenwürmer in Corsica fast niemals regnet oder donnert.

Diese Pläne von Cervione bis Aleria ist gleichwohl kein vollkommen flaches Land, sondern eine Reihe kleiner Hügel ohngefähr von gleicher Höhe, die, ohne die Fruchtbarkeit zu vermindern, die Aussicht mannichfaltig machen. Ueberall giebt es reizende Blicke: auf der einen Seite das weite Meer, und hier und da Inseln zerstreut; auf der andern, dem Auge näher gerückt, Berge zum Theil mit ewigem Schnee, zum Theil mit freundlichem Grün bedeckt. Die Stadt Aleria am Ufer des Meers, mit der Uebersicht über die ganze Pläne, zwey Seen in ihrer Nachbarschaft, vor ihr eine Bergkette von mehr als dreißig Meilen, die sich in mannichfaltigen Gradationen und Verbindungen in einem halben Bogen krümmt, — alles dieses bildet eines der prächtigsten Schauspiele, woran sich immer das

Auge

Auge weiden kann. Dabey ist ein Ueberfluß an Wildpret und Fischen, und die Fruchtbarkeit des Landes verspricht nicht allein die Bedürfnisse, sondern auch die Annehmlichkeiten des Lebens zu liefern.

Es scheint, diese Plane sey ohngefähr alles gewesen, was die Römer von Corsica inne gehabt; einige Plätze an der westlichen Küste ausgenommen. In Absicht auf das Uebrige begnügten sie sich, wenn die Einwohner ihnen einen leichten Tribut entrichteten, und im Gebürge ruhig blieben.

Damahls erhielt diese Ebene zwo Städte, Mariana und Aleria. Diese letztere muß beträchtlich gewesen seyn; man sieht noch einige Ruinen aus der Vorzeit. An der Stelle, wo Mariana gestanden hat, sieht man nur noch ihre ehemalige Hauptkirche, ziemlich gut erhalten, und, nach ihrer Architektur zu urtheilen, ein Werk des zehnten oder eilften Jahrhunderts. Diese beiden Städte setzen nothwendig eine Menge Dörfer und eine zahlreiche Einwohnerschaft in der Plane voraus. Die Letztere muß also damahls ein gesunder Wohnsitz gewesen seyn; und hat es erst dann zu seyn aufgehört, seitdem sie aus Furcht für den Sarrazenen und wegen öfterer Verheerungen im Kriege verlassen wurde. Man vermuthet, daß dieses im eilften oder zwölften

Jahr-

Jahrhunderte geschehen sey; aber kein zuverläßiges Denkmahl liefert den Beweis dafür.

Das Meer, dem der Fleiß des Menschen nicht mehr widerstand, konnte nun seine Grenzen ungehindert überschreiten. Die Verwüstungen eines Sturms machten die Würkungen eines nachfolgenden noch schrecklicher; und indem sie sich während einer langen Reihe von Jahrhunderten auf einander häuften, gaben sie zuletzt dem Boden eine ganz andere Gestalt. So entstanden wahrscheinlich die Seen, die man längst an dieser Küste findet. Einige Ringe, die man an den Felsen beym Dianasee befestigt gefunden hat, lassen vermuthen, daß hier ehemahls der Hafen von Alleria war. Der See Biguglia hat vielleicht keinen andern Ursprung: und ein ganzes Schiff, welches man tiefer als zehn Fuß im Sande vergraben fand, zeigt klärlich wie der Boden sich erhöht und welche gewaltsame Revolutionen er erfahren hat.

Gegenwärtig enthält dieser so ansehnlich große und fruchtbare Strich Landes, blos der Natur überlassen, nicht einen Wohnsitz. Die Grundeigenthümer lassen noch nicht einmal den fünften Theil desselben anbauen. Und auch dieser Anbau geschieht immer in einer Entfernung von mehrern Meilen von den Wohnungen der Eigenthümer, ohne Zugvieh und Dünger, mit

elen-

elendem Geschirre, durch Lucesen oder andere Ausländer, denen der Erfolg ganz gleichgültig ist; im Winter wird alles von den Ziegen und Schaafen abgetrieben; die Früchte, die nicht anders als bey giftiger Luft eingeerndtet werden, enthalten Saamen von Krankheiten und Sterben. Daher ist der Ertrag sehr gering; und eben dieser Boden, an sich der fruchtbarste auf der ganzen Insel, bringt beynahe gar nichts ein, weil ihn die Einwohner vernachlässigen.

Die Ursache dieser Vernachlässigung liegt am Klima, welches vom Monat Junius bis zum Ausgang des Octobers so ungesund ist, daß man dort sogar am Tage nicht ohne Gefahr reisen kann, und daß Personen, welche dort zu übernachten gezwungen waren, das Leben einbüßten. Das einzige Mittel dagegen ist allenfalls ein grosses Feuer um sich her zu machen; aber es hilft auch nicht immer. Zu andern Jahrszeiten, besonders im Winter, kann man ohne Nachtheil in der Pläne sich aufhalten; sie hat alsdenn eine vorzüglich gelinde und angenehme Temperatur der Luft.

Ihre Ungesundheit entsteht von fünf bis sechs großen Teichen oder Seen, längst der Küste, deren stehendes Wasser, wenn es im Sommer von der Sonnenhitze erwärmt wird, äußerst schädliche Ausdünstungen verbreitet. Vielleicht

giebt

giebt es auch eine noch würksamere Ursache. Die ganze Ebene ist durch eine Menge kleiner Flüsse und Bäche durchschnitten, die im Sommer beynahe ganz austrocknen, zur Regenzeit aber, oder wenn der Schnee geht, die benachbarten Ländereyen überschwemmen. Die Letztern, fast ganz der Natur überlassen, sind überall mit dichtem Buschwerk, wie Myrthen, Mastix und dergleichen bewachsen, durch deren dichtverflochtene Zweige keine Sonnenstralen dringen köngen. Das Wasser, welches sich von Regengüssen oder Ueberschwemmungen angehäuft hat, kann nicht ausdünsten; es vermischt sich mit dem abgefallenen Laube, wird faul, und macht überall stinkende Pfützen, welche die Sonne nicht auftrocknen kann, und die während der Sommerhitze die ganze Gegend umher durch ihre Ausdünstungen vergiften.

Da diese Ursache überall eintritt, so verstärkt sich ihre Würkung eben dadurch, daß sie in der Nähe bleibt. Einzelne Bemühungen richten nichts dagegen aus; nur eine allgemeine Operation kann helfen. Würde nur die Heide abgesengt, das Wurzelwerk ausgerottet, die Stelle der sumpfigen Gebüsche durch regelmäßige Alleen von Nutzbäumen ersetzt, so würde gewiß die Luft sehr bald gesünder werden. Und noch mehr würde dieses erfolgen, wenn erst der Boden Gewächse trüge, deren Vegetation die

schäd-

schädlichen Dünste in sich saugt, wenn Menschen da wohnten, und ihre Arbeiten und Feuer und Rauch zur Reinigung der Luft beytrügen. Bastia hat viel Seegras und den größten See in der Nähe; aber es ist dennoch ziemlich gesund, weil guter Anbau des Landes und der Rauch der Feuerstellen die schädlichen Ausdünstungen vermindern oder vertreiben.

Im Grunde verhält es sich mit der Pläne von Aleria, wie mit allem öde liegenden Lande, von welchem man keinen Nutzen ziehen kann, wenn man nicht vorher Schwierigkeiten überwindet. Sie hat sogar noch einen Unterschied zu ihrem Vortheile: sie war ehedem blühend und volkreich; folglich ist es hier kein ungewisser Versuch, wie dergleichen bey so mancher andern Gegend gemacht worden ist; sondern man kann sich gegründete Hofnung machen, daß sich, wenn man Fleiß und Kosten anwendet, ihre vormahlige Fruchtbarkeit wieder werde herstellen lassen. In den französischen Kolonien in Amerika, wo es viel heisser ist, fand man auch fast alle Ebenen und Küsten zum Theil unter stockendem Wasser: dieses Wasser hat der Arbeitsamkeit weichen müssen, und das Land ist gesund geworden. Geschähe ebendasselbe in Corsica, so würde zuverläßig ebendieselbe Würkung erfolgen, und zwar um desto gewisser, je geringer hier

die Hindernisse sind. Freylich verspricht hier der Anbau nicht einen eben so reichen Ertrag; aber man hat doch hier eine fruchtbare Ebene von beynahe dreißig franz. Meilen, die noch beynahe ganz urbar zu machen ist. Eine zahlreiche Einwohnerschaft, welche die erste Folge davon seyn, die Thätigkeit, die sich in der ganzen Insel ausbreiten, die Handlung, die sie an sich ziehen und wegen ihrer Lage rege erhalten würde, alles dieses sind auch wesentliche Vortheile.

Die dazu nöthigen Arbeiten ließen sich im Winter unternehmen, ohne daß die Gesundheit darunter leiden dürfte. Wenn man sich damit in den ersten Jahren blos auf diese Jahreszeit einschränkte, so brauchte man deren nur wenig um die Beschaffenheit des Bodens zu verbessern, der unmerklich zur Wohnung geschickt werden würde. Man kann mit Grunde hoffen, daß diese Arbeit gewiß nicht fruchtlos seyn würde, wenn man nur nicht zu früh an Gewinn denkt. Eben dieses Eilen hat den Kolonien, die man in Corsica ansetzen wollte, fast eben so viel geschadet, als der Einfluß des Klima's; sie fanden ihr Grab in eben dem Boden, den sie urbar gemacht hatten.

Die Kolonisten, oder wenigstens die Arbeitsleute bieten sich von selbst dar: es sind nehmlich diejenigen Luccesen und andere Italiener, die alle

Jahre

Jahre zu vier- bis fünftausend nach Corsica überwandern, und beynahe den ganzen Anbau dieses Italien gegenüber liegenden Theils der Insel besorgen. Man hat berechnet, daß jeder für seinen Lohn ohngefähr 48 Livr. mit zurücknimmt; dieses macht eine beträchtliche Summe aus. Es sind mässige, starke, arbeitsame Leute, beyläufig unter einem ähnlichen Klima geboren, und daher fähiger harte Arbeit auszuhalten. Man würde leicht durch Aufmunterungen noch mehr ins Land ziehen und zu einem beständigen Aufenthalte bewegen können.

Würde die Pläne gut angebauet, so könnte sie allein zweymahl oder dreymahl so viel Menschen ernähren, als jezt in ganz Corsica sind. Freylich würde da die Luft niemahls so gesund seyn wie im Gebürge; allein so verhält es sich auch mit vielen niedrigen Gegenden in Frankreich und Italien, die dennoch bewohnt sind. Bevölkerung und Anbau vermindern daselbst den Einfluß des Klima's; der Körper gewöhnt sich daran; viele erreichen ein eben so hohes Alter als in den gesündesten Ländern; es giebt daselbst keine herrschende Krankheiten außer periodischen Fiebern, die eben nicht viel Menschen hinreissen. Eben dieselbe Bemerkung macht man sogar zu Saint-Florent, einem der ungesundesten Orte auf Corsica: die Einwohner kommen da fort.

wie anderswo; ich habe dort einige sehr alte Männer gesehn; die Fremden und die Besatzung sind fast die einzigen, die den Aufenthalt daselbst gar nicht zu vertragen im Stande sind.

Gern führte ich hier Beyspiele von glücklichen Versuchen zur Aufmunterung an; aber ich weiß keines. Die Einwohner haben keinen solchen Versuch gemacht; auch läßt sich keiner von ihnen erwarten, so lange sie sich selbst überlassen sind. Der Geschicklichkeit, dem Muthe und der Beharrlichkeit eines französischen Ingenieurs verdankt man die Anlage einer Baumschule, welcher unsere fruchtbarsten Provinzen nur wenig entgegensetzen könnten, und doch liegt sie in einer der ödesten Gegend der Pläne. Der Bischof von Alería hat ein beträchtliches Stück Land urbar machen lassen, und zu einem Landaufenthalte für sein Seminarium gewidmet. Eben dem Manne, der nach Jahrhunderten von Krieg und Unwissenheit seinen Geistlichen Liebe zur Ordnung und Wißbegierde beyzubringen wußte, eben dem Manne ziemte es auch seinem Sprengel ein Beyspiel von Nationalindustrie zu geben.

Verschiedene Einwohner haben ansehnliche Besitzungen, von welchen sie keinen andern Gebrauch machen, als daß sie Stücke davon gemeiniglich auf ein Jahr verpachten. Sie bekommen dafür das sogenannte terratico, das Drittheil

Universitäts- und Landesbibliothek Halle

theil oder Viertheil der Erndte ohne allen Kostenbeytrag; und dann das erbatico, einen kleinen Zins auf jedes Stück Vieh für Verstattung der Weide auf ihren eigenen Gütern. Das ist aller Vortheil, den sie von einem so vortreflichen Boden zu ziehen wissen. Ein gewisses Gut beynahe von zehn Quadratmeilen, in einer vorzüglich fruchtbaren Gegend, trägt kaum vier- bis fünftausend Livres ein. Dieses unter dem Namen Millatiano bekannte Gut gehörte sonst dem genuesischen Famili = Fiesco. Der Herzog von Choiseul hat es kaufen wollen, aber es ist, ich weiß nicht aus welcher Ursache, unterblieben. Für Corsica ist dieses würklich ein Unglück; denn nur in die Augen fallende Beyspiele können die Einwohner belehren, wie sie die Güte des Landes benutzen sollten.

Zwo Kolonien haben sich in Corsica niedergelassen, die eine bey Bastia, die andere in der Nachbarschaft von Ajaccio: aber beide haben ein gleiches trauriges Schicksal gehabt; beide sind in wenig Jahren wieder verschwunden, ohne eine Spur zu hinterlassen. Die Ursachen ihres Untergangs waren böse Luft und ungesunder Boden; vielleicht auch das voreilige Verlangen die Früchte ihres Fleisses benutzen zu wollen. Dieses

ses Beyspiel hat von der Ansetzung neuer Kolonien abgeschreckt. Gleichwohl kann nun dadurch die Verbesserung in Corsica beschleuniget werden; und alle Umstände führen auf den Schluß, daß man bey mehrerer Vorsicht sich bessern Erfolg versprechen könnte. Ich wag' es hier einige Bemerkungen niederzuschreiben, die ich öfters theils von Eingebohrnen, theils von Franzosen gehört habe, die durch einen vieljährigen Aufenthalt in Corsica mit der Verfassung der Insel bekannt geworden waren.

Eine Kolonie, sagten sie, kann nur alsdann in Aufnahme zu kommen hoffen, wenn sie unter der Aufsicht eines aufgeklärten Mannes steht, der aus Charakter von Schwärmerey und Systemgeist entfernt ist. Auch müßte man nicht die Fortschritte der Kolonie allzusehr beschleunigen wollen, sondern, um sie der Vollkommenheit näher zu bringen, wie bey jedem Versuche, die Belehrung der Erfahrung abwarten. Sie hielten es für sehr wichtig, daß die Kolonie nicht gleich anfangs auf eben dem Boden wohnen mögte, der urbar gemacht werden soll. Eine traurige Erfahrung hat nur zu sehr gezeigt, welche eine Menge giftiger Ausdünstungen von diesen zuerst angebauten Ländereyen aufsteigt. Die ersten Arbeiten sollten, nach ihrer Meynung, in den gesunden Jahrszeiten vorgenommen werden.

Im

Im ersten, auch wohl noch im zweyten Jahre sollte man noch keine Erndte verlangen, sondern Geduld haben, bis Regen, Sonnenschein und andere Würkungen der Natur die schädlichen Eigenschaften des Bodens vermindert hätten. Unterdessen sollte die Kolonie auf den benachbarten Anhöhen wohnen, und sich unmerklich an das Klima gewöhnen. Vielleicht müßten auch die Kolonisten, oder wenigstens die Meisten derselben, verheyrathet seyn. Ihre Kinder würden auf dem Boden selbst diejenige körperliche Beschaffenheit annehmen, die sie als die ihnen zuträglichste haben müßten; und in Krankheiten würden die Kolonisten im Schooß einer Familie sorgfältigere und würksamere Abwartung finden. Wären es Lucceser oder andere Italiener, so hätten die Meisten die erste Anlage schon gemacht; auch würde ihnen die Gleichheit der Sprachen die Verheyrathung mit korsischen Mädchen erleichtern. Zwar würden diese Maasregeln den Aufwand um ein Beträchtliches erhöhen: allein man betrachte jede Unternehmung; ihre Dauer und ihre Festigkeit richten sich immer nach dem, was sie an Mühe und Geld gekostet haben.

Nun von den Hindernissen, die sich denselben entgegenstellen. Das vornehmste ist ungesundes Klima; die Würkung verschiedener Ursachen, denen man entgegen arbeiten sollte. Die Luft

wird durch stockendes Wasser verdorben; an verschiedenen Orten auch durch Seegras, welches die Wellen ans Ufer werfen. Der Auswurf eines jeden Jahres legt sich auf denjenigen, der von den vorhergehenden zurückgeblieben ist, und so entsteht eine faulichte Masse, die bey jedem Windstoß oder Sturm Gestank um sich her verbreitet. An den Küsten des mittelländischen Meers ist dieses Gras ein Schatz für den Ackerbau, denn es dient da zum Dünger. In Corsica ist es von ganz anderer Beschaffenheit: hier besteht es aus sehr dünnen Streifen, die gar keine Schwere haben; es würde also, wenn man es aufs Feld streute, vom Winde verweht werden. Da es aber wohl eben so viel Seesalz enthalten mag als dasjenige im mittelländischen Meere, und überall fruchtbar zu machen pflegt, so könnte man eben den Vortheil davon ziehen, wenn man es einackerte. Könnte man nur die durch die Länge der Zeit angesetzten Haufen abtragen, den Auswurf eines jeden Jahres fortzuschaffen würde wenig Mühe kosten. Schwerer mögt' es allerdings seyn die Würkung des stockenden Wassers zu vereiteln, oder das Stocken desselben zu verhindern. Die meisten Flüsse oder Bäche haben, wenn sie die Ebene erreichen, nur einen sehr geringen Fall; indessen ist doch Fall da. Hier müßte nun die Kunst nachhel-

helfen; es müßten Gräben ausgestochen werden, um die Masse des stehenden Wassers zu vermindern; jede Lage würde ein besonderes Verfahren erfodern; und wäre der Boden einmahl für Anbau empfänglich gemacht, so würde er das übergetretene Wasser, ohne Gefahr für die Gesundheit, in sich saugen.

Noch ein Hinderniß! Zur Anlage oder Verbesserung einer Kolonie wird man die Ländereyen verschiedener Particuliers nöthig haben, die, so lange sie in den Händen ihrer jetzigen Eigenthümer bleiben, zu ewiger Unfruchtbarkeit verdammt sind, und die gleichwol ihre Besitzer weder veräußern wollen, noch veräußern können. Es giebt zwey sehr nachtheilige Fehler in der alten Gesetzgebung, die sich auch in der neuern erhalten haben. Der eine Fehler ist die Vertheilung eines Guts unter alle Miterben; denn dadurch werden die Güter zerstückt; und ist die Mehrheit der Theilhaber an ebendemselben Stücke Feld dem Anbau schädlich, weil man es nicht umzäunen kann, und ein nachläßiger Arbeiter allein die Arbeit aller andern unnütz macht. Noch schädlicher ist der andere Fehler, nehmlich der Substitutionen, dem fast ohne Ausnahme alle Grundstücke unterworfen sind. Mancher Eigenthümer, der aus Mangel an Vermögen seine Ländereyen öde liegen läßt, könnte durch Verkauf

kauf der einen Hälfte die andre besser anbauen, und zweymahl oder dreymahl reicher werden; allein die Substitution bindet ihm die Hände. Er kann keinen Vorschuß finden, weil er blos die Nutznießung von seinen Gütern zieht, und seine Schuldverschreibungen blos persönlich sind; und er bleibt dürftig mitten in einem Ueberflusse, den er nicht genießen kann. Dies sind die Gesetze, die in Corsica seit undenklichen Zeiten gelten; und sie haben, wie gewöhnlich, die öffentlichen Meynungen und Sitten gegründet. Ein Corse hält sich für entehrt, wenn er auch nur ein kleines Stückchen von seinem Eigenthume verkaufen sollte. Daher werden sie bis ins Unendliche vertheilt, und verfallen immer mehr. Corsica kann niemahls auf eine gründliche Verbesserung Anspruch machen, so lange nicht der Gesetzgeber die Veräusserungen und Vertauschungen in jedem Falle wo sie augenscheinlich nützlich seyn würden, nicht blos begünstigt, sondern geradezu gebietet; wenn er nicht die unseligen Substitutionen einschränkt, die fast alle Güter in gleichem Grade drücken.

Diese Substitutionen schaden auch der Handlung, die nothwendig schläfrig werden muß, wenn sie keinen Erwerb von liegenden Gründen erwarten darf. Industrie entsteht und nährt sich von dem Anblick der Gemächlichkeit, die man

durch

durch Arbeiten erlangt; von dem Anblick des in den Handelsstädten so häufigen Glückwechsels, der unaufhörlich die Güter aus einer Hand in eine andere liefert, und der Industrie gleichsam ein Recht giebt, alles was sie sich wünscht als ihr Eigenthum zu betrachten. Es verhält sich damit wie mit jener Circulation, die im menschlichen Körper alles in Bewegung setzt, und alle Theile belebt. Hier hingegen ist alles unbeweglich wie der Tod; die Güter, die auf immer an gewisse Familien gebunden sind, behalten immer dieselbe Gestalt, können sich nie verjüngen, tragen immer die Gestalt von Alter und Verfall.

Indessen scheint sich doch der Geist der Nation hierinne zu ändern; die Stände haben sich bey ihrer letzten Versammlung sehr mit den Mitteln beschäftiget wie die Vertauschungen durchgesetzt werden könnten. Es wurde zwar nichts entschieden, weil die Sache noch zu neu, und also noch zu vielen Schwierigkeiten unterworfen war; aber der Weg ist doch nun gebahnt, und es läßt sich hoffen, daß die nächste Versammlung den Ruhm haben werde dieses nützliche Werk zu Stande zu bringen.

Verschiedene Mitglieder des zu der Gesetzreform auf der Insel niedergesetzten Conseils betrachten den Mißbrauch der Substitutionen als eine der übelsten Krankheiten ihres Vaterlandes:

sie

sie werden also nicht zögern Mittel dagegen aufzusuchen. Auch haben sie hierinne gewiß nichts anders als Aufmunterung von dem Conseil Superieur und dem Chef der Justiz zu erwarten. Die Nation wird gewiß diese neue Einrichtung mit vollem Beyfall aufnehmen, wenn es ihr einleuchtet, daß eben dadurch die beiden fruchtbarsten Quellen von Processen, die sie arm und unglücklich machen, verstopft werden. Das ehrwürdige Recht des Eigenthums leidet keineswegs durch Veränderung einer Form, deren Fehlerhaftes eine vieljährige Erfahrung bewiesen hat. Carolina war sonst einer kleinen Anzahl vornehmer Herren überlassen; es blieb schwach, und würde sich nie gehoben haben, wenn nicht das Parlament diese Herren gezwungen hätte, ihre Rechte zu verkaufen: nunmehr wurden die Ländereyen mit mehr Einsicht vertheilt; die Kolonie bekam eine andere Gestalt, und erreichte bald einen hohen Grad von Wohlstand. Dieses Beyspiel von einem Volke, wo das Recht des Eigenthums von jeher unverletzlich war, sollte doch wohl die Corsen beruhigen.

Sehr nachtheilig ist auch der Mangel an Communication zwischen den Ortschaften im Innern des Landes, und die Schwierigkeit sie anzu-

zulegen. Jede diese Ortschaften, durch unbrauchbare Wege von den übrigen getrennt, denkt nur darauf, wie es sich selbst genug seyn könne, und baut genau nur so viel als es eben braucht. Märkte giebt es nur in den Städten: die entfernteren Pieven besuchen sie also nur um dasjenige zu hohlen, was sie unumgänglich haben müssen; ihren Ueberfluß können sie nicht anders als auf Mauleseln zum Verkauf dahin bringen: es ist daher begreiflich, daß die Beschwerlichkeit und Kostbarkeit solcher Wanderungen die Lust benehmen sie oft zu machen. Mithin haben diese Ortschaften wenig, manche auch gar keine Ausfuhr; und eben so wenig wird ihnen zugeführt, wiewohl es doch eine solche Einfuhr giebt. Sie müssen schlechterdings alles ihr Geschirr in den Städten kaufen oder machen lassen, denn kein Dorf hat die nöthigsten Handwerksleute, weder Schmied, noch Zimmermann. Auch wegen ihrer Geschäfte müssen sie oft in die Städte, wo es gemeiniglich theuer ist. Dieses verursacht ihnen einen Aufwand, der noch dadurch vermehrt wird, daß sie in dem Umgange mit Franzosen und Bürgern Geschmack an einem gewissen Luxus finden, so wie er sich nur mit ihrer Börse verträgt. Sie legen öfters ihr grobes Tuch ab, und kleiden sich dafür in französische und italienische Zeuche. Durch Abgaben nach Rom für

Dispen-

Dispensationen und Pfründenvergebungen in den päbstlichen Vorbehaltsmonaten gehen ebenfalls beträchtlichen Summe unwiederbringlich verloren. Durch alles dieses erschöpft sich der geringe Vorrath an Gelde auf dem Lande, und doch giebt es beynahe gar keinen Kanal um den Abfluß zu ersetzen. So vermehrt sich das Elend des Landmanns, wie ich leider nach der Bemerkung aller Corsen, die ich darüber befragt habe, und nach eigenen Beobachtungen sagen muß. In einem solchen Zustande ist es würklich eine wesentlich nützliche Einrichtung, daß die Subvention in Naturalabgaben entrichtet werden kann, weil es sonst bey der Seltenheit klingender Münze den meisten Einwohnern unmöglich seyn würde ihre Steuern in baarem Gelde abzutragen.

Dieser Zustand ist traurig, aber nicht hülflos. Es giebt keine Gemeinheit und fast keine Privatperson, die nicht so viel Land besäße, daß sie doppelt oder dreymahl mehr als bisher anbauen könnte; man muß nur die Mittel aufsuchen Lust dazu einzuflössen. Legte man in jeder Pieve einen ordentlichen Markt an, so würde die nehmliche Würkung erfolgen, die solche Anstalten überall haben: leichter Absatz der Produkte würde Industrie erwecken; man würde unvermerkt mehr Geschmack an den Bequemlichkeiten des Lebens finden; die Einwohner würden sich

mehr

mehr kennen lernen, und dadurch von ihrer Rohigkeit nach und nach verlieren; und je gesitteter sie würden, desto eher könnte sie die Regierung in Schranken erhalten.

In dieser Absicht müßte Ausbesserung der Wege das Erste seyn. Freylich können sie durch keine Arbeit zum Fahren brauchbar gemacht werden; aber die steilen Abhänge lassen sich doch vermindern, damit die Pferde fortkommen können. Die Gemeinden sind sogar dazu durch Ordonnancen verbunden; wegen Beobachtung derselben kann man sich auf die Wachsamkeit der Aufseher verlassen. Der Herr Intendant hat dadurch, daß er den Weg nach Capo-Corse ausbessern ließ, nicht nur der Insel, sondern Frankreich selbst einen wichtigen Dienst geleistet: denn da die Schiffe hier anlegen und öfters ziemlich lange verweilen mußten, so war eine leichte Communication, die auch allgemein gewünscht wurde, hier sehr nothwendig. Die andern Wegebesserungen werden nicht schwerer seyn; und die Sorgfalt, welche der Herr Intendant auf alle Zweige der Staatsverwaltung wendet, läßt auch der Handlung alle nöthige Unterstützung hoffen.

Im Lande selbst liegt gleichsam ein Keim des Handels, den man zu entwickeln suchen könnte, und dessen Einfluß, wenn man ihm nur einigermaßen nachhülfe, sich bald ausbreiten würde.

Die

Die Produkte sind nicht überall dieselben, man muß sich diejenigen, die von der Natur versagt sind, durch Tausch verschaffen. So versieht Balagna verschiedene Pieven im Gebürge mit Oel; und Castagnitia, dessen Erndte fast blos aus Kastanien besteht, vertauscht sie alle Jahre gegen Korn und Wein. Diese Produkte werden auf Mauleseln von Dorf zu Dorf geschaft; oder sie müssen auch wohl auf den Stadtmärkten geholt werden. Könnte man nicht beiden Theilen den halben Weg ersparen, wenn man öffentliche Märkte anlegte, zu Pietralba oder Caccia für den Absatz aus Balagna, zu Vescovato oder Bensolasca für Castagnitia? Auf diese Märkte würden nicht nur die ersten Bedürfnisse gebracht, sondern auch solche Dinge die der Landmann in den Städten zu holen genöthigt ist, z. B. genuesische Seife, Käse, eingesalzene Fische, gemeine französische und italienische Zeuche, wenn der Landmann Geschmack zu finden anfängt.

Aber, wird man mir einwerfen, wie kann ein solches Projekt ausführbar werden? — Ich antworte: man mache nur einen oder zwey Versuche; man untersuche sorgfältig diejenigen Gegenden, wo eine solche Communication am nöthigsten ist; man erleichtere die Zugänge zu den Dörfern, die man zu Marktplätzen gewählt hat; man gebe den Kaufleuten Schutz, oder auch zu-

weilen einige mässige Prämien; die Regierung zeige öffentlich, daß sie ihnen Schutz giebt, und lasse zu ihrem Vortheil alle Triebfedern der Aufmunterung würken, die sie immer in Händen hat: ich bin überzeugt, mehrere Einwohner werden sich mit Vergnügen auf den Handel legen; der Gewinn, den diese machen, wird andere anlocken, und ihr Beyspiel wird unmerklich immer mehr zur Nachahmung reizen.

Und gesetzt, es gelänge nicht, was wäre dabey verloren? Man hätte vergebens einen sehr wohlfeilen Versuch gemacht, der doch einmal gemacht werden mußte, weil Frankreichs Interesse selbst es nicht erlaubt Corsica in einem solchen Zustande der Unthätigkeit zu lassen, ohne vorher jedes Mittel zur Kultur der Insel versucht zu haben. Alles trägt dort die Spur vieljähriger Verwüstungen; sie kann sich nicht aus eigenen Kräften emporheben. Es ist ein verwilderter Boden, der einem unvermögenden Besitzer beynahe gar nichts einbringt: soll er Werth erlangen, so darf er nur einem reichen Eigenthümer zufallen, der viel darauf wenden kann, aber auch bald Vortheil davon zieht, und mehr als seine Auslage betrug.

Corsica hat seine Produkte mit Frankreich und Italien gemein. Sie sind bekannt; und ich erwähne ihrer nur wegen meiner Bemerkungen

über ihren gegenwärtigen Anbau, und über die Verbesserungen, die dabey statt finden könnten.

Corsica kann, in seinem gegenwärtigen Zustande, noch Korn zu seinem Verbrauch erzeugen, wofern nicht ein außerordentlicher Mangel einfällt. Allein eben dieses ereignet sich oft; es hat sich sieben oder acht Jahre nach einander ereignet, und die Regierung hat ausländisches Getraide zu Hülfe nehmen müssen. Es fehlt nicht an Land, sondern an Kultur: alles Vieh bleibt Nachts in freyer Luft, es giebt also keinen Dünger; das Ackergeräthe ist so beschaffen, daß es nur an der Erde hinstreifen kann; diese verliert also, wenn die Sonnenhitze sie durchdringt, alle treibende Kraft, und wird ein dürrer Sand oder Staub, der nicht genug Nahrung für die Gewächse enthält. Soll ein Stück Land urbar gemacht werden, so kennt man kein anderes als das folgende Verfahren. Ein abgemessenes Buschholz wird mit Feuer umlegt und abgebrannt; was die Flamme übrig läßt, haut man vollends ab und verbrennt es ebenfalls auf der Stelle; alsdenn wird ohne weitere Zubereitung geackert und gesäet. Der durch die Asche fruchtbar gemachte Boden liefert fast immer eine sehr reichliche Erndte, die allein die Kosten der Urbarmachung vergütet. Im zweyten trägt er schon weniger, weil er nicht gedüngt worden ist. Im

drit-

dritten Jahre muß man die Saat unter den Schößlingen heraus suchen, welche die Wurzeln fast in gleicher Höhe getrieben haben. Ueber dieses ist nun der Boden erschöpft, und giebt noch viel weniger. Im vierten oder fünften Jahre läßt man ihn ganz liegen, und sengt eine andere Gegend ab. So ist der Landbau in Corsica beschaffen: ackern und säen, mehr thut man nicht; in der Zwischenzeit bis zur Erndte weiß man von keiner Sorgfalt, von keiner Vorsicht gegen das Abfressen des Viehes oder gegen die Witterung. Es läßt sich auch nicht mehr erwarten, so lange noch der Eigenthümer so weit von seinen Gütern entfernt ist.

Weinbau giebt es viel in Corsica, und auch ziemlich guten, besonders zu Capo-Corso. Hier giebt man den Reben, zum Schutz gegen die dort herrschenden Sturmwinde, Stützen von starken Pfählen, und bindet sie in einander, damit sie mehr Stärke erhalten, in einer Richtung wo sie den Winden am kräftigsten widerstehen können, und der ganze Weingarten so zu sagen eine dichte unerschütterliche Masse ausmacht. Dieser Weinbau erfodert viel Geschicklichkeit und Fleiß, und ist ein Beweis was man von dem Corsen erwarten könnte, wenn er versichert wäre nicht umsonst zu arbeiten, und einen vortheilhaften Absatz seiner Produkte zu finden. Bis jezt ist diese Ge-

gend die einzige, aus welcher Wein ausgeführt wird, und zwar in beträchtlicher Menge. Diese Weine, die sehr süß sind, zumahl wenn sie Jahre haben, werden zu Livorno an auswärtige Kaufleute verkauft; die sie unter dem Namen von spanischen in Deutschland und im Norden unterbringen.

In den übrigen Theilen der Insel wird der Wein, der auf ihrem Grund und Boden wächst, von den Einwohnern selbst verzehrt, oder höchstens in die Nachbarschaft verführt. Corsica, ein heisses Land, und von Nationen umgeben, die reichlich damit versehen sind, kann schwerlich Ausfuhr hoffen, wofern nicht seine Weine verbessert und weite Versendungen auszuhalten fähig gemacht werden. Und dieses läßt sich, wie es scheint, allerdings erwarten. Das Land, welches überall hohe Berge durchschneiden, hat alle Lagen und Temperaturen der Luft in sich vereint: die Trauben sind ohne Vergleich schmackhafter als in unsern Gegenden; sollte nicht der Most eben so vorzüglich seyn? Man behauptet, diese vorzügliche Güte der Trauben erzeuge die Süßigkeit des Weins, die er mit allen italienischen Weinen gemein hat, und welche die Eingebohrnen jedem andern Geschmack vorzuziehen scheinen. Man könnte dieses in Ansehung der Weine auf dem flachen Lande zugeben; in höhern

Ge-

Gegenden ließen sich Weine von ganz verschiedenen Eigenschaften erhalten. Ueber die Eigenheiten und über die Behandlung ließen sich mancherley Versuche anstellen: noch ist keiner gemacht worden; warum macht man sie nicht lieber, als daß man den Muth sinken läßt?

Da fast beständig Wein im Ueberfluß gebaut wird, da es auch so leicht seyn würde noch mehr zu ziehen, so ist man darauf verfallen, daß es für die Insel vortheilhafter seyn würde, wenn man den ganzen Ertrag davon zu Brandtewein benutzte. Allein man hat dabey nicht bedacht, daß die Waldungen fast überall von den bewohnten Gegenden entfernt, und wegen der schlechten Wege alle Versendungen unmöglich sind. Es ist also beynahe Nothwendigkeit dieses Projekt aufzugeben, welches niemahls in Großen versucht werden könnte: allenfalls könnten es Particuliers, wenn sie, bey einer günstigen Lage, sich guten Absatz zu verschaffen wüßten.

Anders verhält es sich mit den Rosinen, die ohne weitere Zubereitung als diejenige die ihr der Corse zu geben weiß, die aus Provence sowohl an Gestalt als an Geschmack weit übertreffen. Allein jeder Hauswirth trocknet nur so viel Beere, als er in seine Wirthschaft braucht; er weiß nicht wie viel er gewinnen könnte, wenn er mehr zubereitete. Sollte daher dieser Handel

und

und der mit getrockneten Feigen in Aufnahme kommen, so müßten Niederlagen zu Bastia und Ajaccio gemacht, und theils in Paris, theils im Innern des Königreichs Correspondenzen angelegt werden. Sind beyde Gattungen von Früchten nur erst bekannt, so erhalten sie zuverläßig vor allen andern den Vorzug; und bey Wasserfracht sind die Ausfuhrkosten unbedeutend.

Der Oelbaum scheint hier in seinem Vaterlande zu seyn, so leicht wächst und vermehrt er sich hier. Alle Felsen um Capo-Corso und alle Ebenen in Balagna sind damit bewachsen; kein Dorf, es müßte denn zu hoch auf einem Berge liegen, das nicht damit umpflanzt wäre: auch wird er viel höher und stärker als in Frankreich. Und was thut nun der Corse um sich dieser Wohlthat der Natur werth zu zeigen? nichts, schlechterdings nichts. Man sagt, einer der genuesischen Gouverneurs habe sie durch Beharrlichkeit und sogar durch Strafen gezwungen die Oelbäume in Balagna zu pfropfen. Jezt ist diese Operation so ziemlich allgemein; aber dieses ist auch, außer dem Abpflücken der Früchte, die einzige Mühe die sich die Corsen geben. Sie düngen die Bäume nicht, sie umhacken sie nicht, damit das Regenwasser einsintern und die Wurzeln befeuchten könne; daher ist rings um den Fuß der Bäume der Boden eine undurchdringliche

liche Rinde, die unausbleibliche Folge von Dürre und Vernachlässigung aller Kultur. Ueber dieses bleibt das abgestorbene Holz, so wie es sich mit der Zeit anhäuft, an den Bäumen hängen; die Luft kann also nicht durchstreichen, und die gesunden Aeste ersticken. Auch getrauen sich die Corsen, nach ihrer eigenen Berechnung, unter zwölf Jahren kaum ein gutes zu erwarten; da hingegen in Provence und Toscana wenigstens alle drey Jahre wieder ein fruchtbares zu erwarten ist. Und selbst diese einzige Erndte wird so nachläßig vorgenommen, daß die Hälfte des Ertrags verloren geht. Gleichwohl besteht eben hierinnen der größte Reichthum der Insel: ohnerachtet einer solchen Trägheit führt dennoch blos die Provinz Balagna alle Jahre, nach Marseille und Genua, über 15000 Maaß (mesures), für einen Mittelpreis von 50 Livr. aus. Wollte man sich aber die Mühe geben wie in andern Ländern, so könnte leicht viermahl so viel ausgeführt werden, und auch aus den übrigen Theilen der Insel könnte man sich Absatz verschaffen. Ueberdies ist dieses Oel beynahe blos zur Seifensiederey zu gebrauchen, und steht folglich immer in einem sehr niedrigen Preise; auf der Tafel ist es wegen seines scharfen, ranzigen Geschmacks ungenießbar. Auch dieses ist eine Folge der nachläßigen Verfertigung desselben. Die zu verschiedenen

denen Zeiten gesammelten und nach der Erndte auf einander geschütteten Oliven werden nicht eher gemahlen, als wenn die meisten schon in Fäulniß übergehen. Mit bessern Werkzeugen und ein wenig mehr Sorgfalt könnte man ihm leicht eben den Geschmack, wie dem französischen Oele geben; ich wenigstens habe noch keinen Versuch in diesem Fache von Franzosen oder sogar von Corsen gesehen, der nicht vollkommen gelungen wäre.

Um das Anziehen der Olivenbäume zu verbessern, oder vielmehr um es erst zu veranlassen, wäre wohl das wirksamste Mittel, wenn zu Bastia oder Calvi Seifenmanufakturen angelegt würden. Einige Aufmunterungen, die man Kaufleuten gäbe, würden zu dieser Unternehmung hinreichend seyn. Das Oel ist, wie man sieht, die Grundlage derselben; und dieses hätte man auf der Stelle in Ueberfluß: vielleicht fände man auch die Soda-Pflanze. Wenn nun die Corsen die Gelegenheit zum Absatze so nahe sähen, so würde sie dieses ohne Zweifel aufmuntern sich viel Oel anzuschaffen, und weiterhin würden sie auch darauf bedacht seyn es besser zu machen. Vielleicht wirft man ein, die Manufakturen zu Marseilles würden dadurch leiden: allein das Publikum würde dabey noch mehr gewinnen. Die Seife, eines der ersten Bedürfnisse für die untern

Volks-

Volksklassen, wird täglich theurer. Legte man mehrere Siedereyen an, so wäre dies gewiß das sicherste Mittel sie wohlfeiler zu machen. Das Interesse des Königreichs besteht keinesweges darinnen, daß aller Profit an einen Ort zusammenfließt, er verlangt vielmehr eine mehr allgemeine Vertheilung.

Die Maulbeerbäume haben sich noch nicht sehr vermehrt. Die einzige Pflanzung zu Arena ist im Flor: die zu Ajaccio und Calvi werden besser; aber die Corsen bezeigen wenig Lust Nutzen davon zu ziehen. Nicht jeder Boden ist dazu in gleichem Grade geschickt. Die Gegend von Capo-Corso und Nebbio ist vielleicht den Libeciowinde zu sehr ausgesetzt, als daß man sich einen bedeutenden Erfolg versprechen dürfte: gleichwohl sieht man dort die meisten Maulbeerbäume, und vielleicht hat eben dieses Beyspiel den Muth niedergeschlagen. Allein dieses Hinderniß findet sich anderswo nicht; alle Thäler und fast alle Dörfer im Innern der Insel könnten zahlreiche Pflanzungen von solchen Bäumen haben. Die große Ebene von Aleria würde allein, wenn sie gesund und brauchbar gemacht wäre, mehrere Millionen Stämme fassen können. Es giebt vielleicht sonst kein Land, wo der Seidenwurm besser fortkommen könnte, außer Corsica; denn es regnet nicht, und was das vornehm-

nehmste ist, es donnert auch niemahls während seiner Spinnezeit. Der Natur nachzuhelfen nur darauf kömmt es an. Um also Wetteifer auszubreiten, dürfte man nur auch diesem Handel Absatzplätze öfnen, und alles dasjenige was als Vorbereitung dazu gehört, erleichtern. In der gegenwärtigen Lage der Sachen haben diejenigen die Seidenwürmer ziehen, keinen andern Ausweg, als daß sie die Cocons immer für einen äußerst mäßigen Preiß zu Bastia verkaufen. Es giebt vielleicht auf der ganzen Insel nicht zwey Leute, die das Abhaspeln der Seide gut verstehen. Ich habe eine ziemliche Menge, die zu Capo-Corso zubereitet worden ist; die Seide ist an sich vortreflich, aber so schlecht gesponnen, daß sie zu Lyon nicht höher als zwölf Livr. verkauft werden konnte. Ließe man nur drey oder vier Spinnerinnen aus Piemont oder Dauphine kommen, so würden sie diesem Uebel bald abhelfen, indem sie Schülerinnen nachzögen. Wäre die Seide gut zubereitet, so würde sie auch baldigen und sichern Absatz finden; der Reiz des Gewinns würde den Corsen sehr bald vermögen, anstatt anderer minder einträglichen Erzeugnisse, Maulbeerbäume anzupflanzen. Vielleicht wäre dieses das sicherste Mittel die übermäßige Anzahl von Kastanienbäumen, über die man klagt, zu vermindern; denn auch in Castagnitia würde

de es sehr gut anschlagen, und die Zucht des Maulbeerbaums hat noch den Vortheil, daß sie sich mit jedem andern Anbau verträgt.

Ich weiß nicht, ob ich mich irre, aber mich dünkt, es giebt noch ein Gewächs, welches auch mit sehr gutem Erfolg gezogen, und sogar den Stoff zu Manufakturen liefern könnte. Ich meyne den Flachs: er kömmt, wie ich beobachtet zu haben glaube, überall recht gut fort, auf den Bergen wie auf dem flachen Lande, und scheint mir nicht schlechter als jede andere Art zu seyn, die ich in mehrern Gegenden gesehen habe. Wenn meine Beobachtung richtig ist, sollte man nicht mehr bauen können? Das sehr geschmeidige Gewächs widersteht den Winden besser als stärkere Gewächse, und könnte deren Stelle mit Vortheil einnehmen; und über dieses fehlt es nicht an Heydeland.

Ich nehme an, daß dieser Anbau, von der Regierung unterstützt, Fortgang habe. Die Manipulation der Leinwandweberey braucht weder große Anstalten, noch großen Aufwand. Es giebt nicht leicht eine Familie in Corsica, die nicht jährlich so viel verfertigte, als sie verbraucht: also dürfte man sie nur überreden mehr zu arbeiten, indem man ihnen leichte Absatzwege eröfnete. Eine Manufaktur zu Bastia oder in einer andern Stadt angelegt, würde auf dem

Lande

Lande den Flachs oder die Leinwand aufkaufen lassen; freylich wäre das Letztere ungleich vortheilhafter, denn der Landmann würde dabey noch einmahl so viel gewinnen, und immer in Thätigkeit erhalten; auch würde der Arbeitslohn geringer werden. Zerstreut müssen die Manufakturen seyn, wenn sie der Insel zuträglich seyn sollen, weil sich der Profit davon besser vertheilt und überall hinreicht. Große Anlagen erfodern verhältnißmäßig große Mittel; aber diese findet man hier zu Lande nicht, und Habsucht schadet fast immer der Industrie.

Manufakturen schicken sich auch aus dem Grunde, weil die Arbeiten des Landbaues hier weniger rauh und anhaltend sind als in den nördlichen Ländern, und dem Landmann noch Zeit zu einer Nebenbeschäftigung übrig lassen. In einigen Provinzen, z. B. in Castagnitia, hat er fast gar nichts zu thun als das Einsammeln seiner Kastanien: folglich ist die Bearbeitung des Flachses und der Seide das Einzige, was diese zu ewiger Unthätigkeit verurtheilten Arme in Bewegung setzen könnte.

Kastanienbäume giebt es vielleicht zu viel auf der Insel: allein so lange man nicht einträglichere Produkte an ihrer Stelle einführt, so ist es eine Hauptsache sie beyzubehalten. Die Kastanien werden in ziemlicher Menge nach Provence

und

und Italien ausgeführt; und nächst dem Oel aus Balagna und dem Wein von Capo-Corso, ist dieses das einzige Produkt, das noch einiges Geld ins Land bringt.

Orangen- und Citronenbäume unter gehöriger Pflege sah ich blos in der Gegend um Bastia, vielleicht auch in einigen Dörfern von Capo-Corso. In Balagna habe ich, wo ich nicht irre, keine gesehen; und doch würden sie hier recht gut fortkommen, so wie auch in einigen Dörfern im Innern des Landes. Vorzüglich könnte die große Ebene von Aleria, wenn sie gesund gemacht worden wäre, ganze Waldungen dieser Art liefern. Der Citronenbaum ist besonders sehr einträglich; man schätzt den Ertrag eines achtjährigen Baums auf fünf Livr. zum wenigsten. Dieser Ertrag könnte noch erhöht werden, wenn man von den Blüthen Gebrauch zu machen wüßte; allein man läßt sie, eben so wie die Orangenblüthen, unter den Stämmen verderben. Durch eine solche Nachlässigkeit wird dieser Handelszweig, der zu Hieres und Grasse so wichtig ist, hier fast zu nichts.

Auch Brenn- und Bauholz gehört unter die Produkte der Insel. Nach einer Bemerkung des Herrn Necker in seinem Traité de l' Administration, hat man sehr gutes Holz zum Schiffbau von hier gezogen. Dieser Reichthum

wäre

wäre noch einer sehr großen Vermehrung fähig, wenn die Wege gemacht würden.

Die Menge Tannen und Fichten, die sich hier befindet, könnte Harz, Theer und Pech liefern. Es sind auch Versuche damit gemacht worden, allein sie sind nicht sonderlich ausgefallen; ohne Zweifel aus der Ursache, weil hier das Vermögen eines Privatmannes nicht zureicht, die ersten Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Eine Compagnie, die von der Regierung unterstützt würde, darf sich dadurch nicht abschrecken lassen.

Honig, und noch mehr Wachs können in der Folge einträgliche Exporte werden. Gegenwärtig ist der Ertrag davon unbedeutend: da aber die Beschaffenheit des Bodens der Bienenzucht günstig ist, so bedarf es auch hier nur Aufmunterung.

Marmor, Granit, Jaspis giebt es von aller Art und sehr schön. Die Herren Barral und Cadenol, Brücken- und Wege-Baumeister, haben schätzbare Stufen gesammelt, die man in ihren Kabinetten sehen kann. Die prächtige Sankt-Lorenz-Kapelle zu Florenz ist zum Theil mit korsischem Marmor geziert. Die Römer haben ihn, wie Plinius bezeugt, häufig gebraucht. Einige dieser schätzbaren Gesteine finden sich an der Küste, und können leicht ein Handlungsarti-

kel

kel werden; andere tiefer im Lande, erst alsdenn, wenn die Communication leichter gemacht seyn wird.

Die Bergwerke haben bis jezt wenig eingetragen. Ich weiß nicht, ob sie künftig mehr versprechen, und ob das Eisen, wovon es an meisten zu geben scheint, jemahls ein beträchtliches Export werden dürfte.

Allein es giebt eine andere, weit reichhaltigere Grube, durch die allein öfters auf dem ödesten Boden eine große Anzahl vereinigt, ernährt und reich geworden ist; ich meyne die Nachbarschaft des Meers. Wie viele Inseln und Küstenbewohner leben und bereichern sich sogar von Fischerey? Durch sie und durch die Handlungen haben die See-Provinzen Frankreichs fast immer vor den andern den Vorzug an Volksmenge und Wohlstand. Den Beweis hiervon findet man im Tableau des Herrn Necker. Aber man liest auch da mit Erstaunen, daß, da die am geringsten bevölkerte jener Provinzen ohngefähr 640 Menschen auf eine Quadratmeile zählt, in Corsica kaum 230 auf eine solche Meile kommen. Eine so übermäßige Disproportion läßt sich weder der Beschaffenheit des Bodens, noch dem Klima zuschreiben; sie rührt blos von der Trägheit der Menschen her.

Drey Jahrhunderte lang unter Kriegen und Verheerungen, sahen die Corsen nichts anders als blutige Auftritte, waren sie blos beschäftigt Gewaltthätigkeiten abzuwehren oder zu rächen. Die Nation, die nach ihrer Lage von der Natur zum Fischen und Ackern bestimmt zu seyn schien, lernte nichts als Waffen führen. Allein Waffen sind unfruchtbar; Felsen geben Freystatt, aber keine Nahrung. Der Boden, dem sie den Anbau versagten, überzog sich mit Dornen, und versagte ihnen jedes Geschenk. Das Meer, das sie verlassen hatten, verwüstete unaufhörlich. So haben sie immer im Mangel geschmachtet, und immer gegen das Gefühl der dringendsten Bedürfnisse gestrebt. Das Licht der Künste brach von neuem hervor, verdrängte die Barbarey und erleuchtete Europa; alle Nationen schienen ein neues Daseyn zu beleben: nach Corsica drang diese glückliche Revolution nicht. Das kriegerische Volk blieb ohne Kultur und ohne Genuß; seine natürlichen Talente, die seinen Stolz hätten ausmachen sollen, wurden eben so wenig angebaut, als der zu seiner Nahrung bestimmte Boden; seine Nachbaren lernten es blos durch sein Unglück kennen, und durch seine Mordsucht gegen sich selbst.

Diese Zeiten sind vorüber: jezt genießen die Corsen einer vollkommenen Sicherheit, unter

dem

dem Schutz einer Macht, die sie theils gegen Auswärtige, theils gegen einander selbst mit Nachdruck schützen kann. Dadurch daß diese Macht sie von einem unerträglich gewordenen Joche befreyte, hat sie volle Ansprüche auf ihren Dank erhalten. Der große Aufwand, den sie jährlich zu ihrem Besten macht, verstärkt diese Verbindlichkeit immer mehr. Es ist Zeit, daß die Corsen in der Stille, die ihnen zu Theil geworden ist, endlich einmahl lernen, wie sie den Reichthum ihrer Insel bey sich behalten sollen, damit sie nicht länger ein Kanal seyn möge, durch welchen er, ohne zu verweilen, ausströmt. Die Herrschaft des Friedens muß auch die Künste des Friedens herbeyrufen: unter ihrem mächtigen Beschützer haben die Corsen keine andere Bedürfnisse mehr. Industrie und Arbeitsamkeit müssen nunmehr an die Stelle jenes Hangs zum Kriege treten, der die Insel so lange verwüstet hat.

Wäre diese glückliche Revolution erfolgt, wie manchen Vortheil könnten die Corsen von dem Elemente ziehen, das sie umgiebt! Wie mancher Hafen, den die Natur schon gegraben hat, könnte zur Niederlage für die Reichthümer der Nationen dienen! Doch wir wollen in zu entfernte Zeiten hinaussehen. Der Ackerbau muß dem Handel Nahrung geben: bis dieser empor-

kömmt, liefern ja die zahlreichen Geschöpfe im Meere nicht nur Unterhalt, sondern sogar ohnfehlbaren Reichthum. Welche Schande für die Corsen, daß die Neapolitaner kommen, und ihnen vor ihren Augen diese Beute wegfangen! Daß ihnen die Lucceſen den reinen Ertrag des Ackerbaues entführen! Sechs Monate lang wird die Stadt Bastia blos von den Erstern mit Fischen versehen, und hat keine mehr, wenn sie fort sind; die Corsen verstehen oder wagen es nicht selbst; gewöhnlich fischen sie blos in dem See bey Biguglia, dessen Fische blos für den gemeinen Mann taugen; oft werden sogar die an den Küsten gefangenen Fische von den Neapolitanern nicht einmahl in die Stadt zum Verkaufe, sondern lieber nach Livorno geschaft, weil sie sich dort einen geschwindern und vortheilhaftern Absatz versprechen können.

Diese Trägheit ist blos Folge von Mangel an Erfahrung. Sardellen und Anschoven (anchoix) fischen sie mit gutem Erfolg, weil das Meer alsdann ruhig, und keine Gefahr zu besorgen ist. Machten sie sich durch Gewohnheit vertrauter damit, so würden sie sich bald die Zuversichtlichkeit anderer Seeleute eigen machen. Im Karakter des Corsen liegt Muth und Energie; bis jezt hat sich beides blos im Kriege gezeigt; aber es wird sich bey jeder Unternehmung

zei-

zeigen, wenn man ihm nur die Richtung zu geben weiß.

Der Thonfisch, der im mittelländischen Meere so häufig ist, und die Inseln Sardinien und Elba reich macht, ist bisher nur an den Küsten von Corsica hingestrichen: einige unzureichende Versuche haben es nicht bewürken können, daß er geblieben wäre. Erst vorm Jahre wurde in Golfo Saint-Florent eine Madraga angelegt, die allen gewünschten Erfolg gehabt hat, und fürs Künftige noch mehr erwarten läßt. Dieses wird den Anwohnern der übrigen Meerbusen zur Aufmunterung dienen. Der Herr Marquis von Arcambal, dem die Insel schon so viel verdankt, hat ihr dadurch einen sehr wichtigen Dienst geleistet.

Corsica hat in den Seen Diana und Urbino vortrefliche Austern, und zwar ausschliessungsweise, weil es sonst keine an diesen Küsten des mittelländischen Meeres giebt. Sie werden in Italien sehr gesucht, und könnten ein Handlungsartikel werden. Allein beide Seen liegen in unbewohnten Gegenden, über zwanzig Meilen von Bastia entfernt, und folglich zu unbequem für die Versendung. Aber könnte man nicht in der Nähe von Bastia und in Capo-Corso Austergruben anlegen, so daß die Ausfuhr weit leichter seyn würde?

Die Geistlichkeit ist hier sehr zahlreich, und die Kirche sehr arm. Die Menge der Erstern ist nicht eigentlich dasjenige was die Letztere arm macht; diese besitzt fast gar keinen eigenen Fond. Die Bischöfe und Oberpfarrer (Pievani) haben keine andern Einkünfte als Zehnden; diese sind den verschiedenen Kirchspielen sehr ungleich, in manchen nur ein Dreißigtheil; sie sind also in einem so schlecht angebauten Lande von keiner Bedeutung. Die bloßen Pfarrer leben von dem Ertrag einiger armseligen Grundstücke, und noch mehr von den Beysteuern des Kirchspiels. Die Vikare haben blos die Letztern; allenfalls auch zuweilen einen kleinen Jahrgehalt von 60 Livr.

Woher kömmt es also, daß sich die Anzahl der Priester so sehr vermehrt? Zuerst wohl von der Ehrfurcht, die man für ihren Stand hegt, und von der Achtung, in welcher sie wenigstens bey ihren Familien stehen, als deren Oberhäupter sie betrachtet werden. Vormahls hat auch wohl der Wunsch sich den Kriegsdiensten zu entziehen dazu beygetragen; wiewohl es nicht an Geistlichen fehlte, die sich kein Gewissen daraus machten in den Krieg zu ziehen. Außerdem giebt es eine Ursache, die vielleicht noch würksamer seyn mag.

Auf dem Lande sind die Familien zahlreich, und ihr Vermögen sehr mäßig. Dieses würde

bald

bald zu gar nichts werden, weil die Gesetze alle männlichen Erben zu gleichen Theilen zulassen, weil der Gebrauch keine Ehelosigkeit erlaubt, und weil es an Industrie mehr zu erwerben fehlt. Hier vertritt nun der Priesterstand die Stelle der Mittel, die sich in andern Ländern den Familien zu ihrer Erhaltung darbieten. Es giebt hier wenig Häuser, in welchen sich nicht mehrere Priester finden sollten. Mit Erstaunen sieht man deren in einem Landkirchspiele gegen funfzehn bis zwanzig, die schlechterdings nichts zu thun haben als Messe zu lesen; öfters an der Spitze der zankenden Partheyen in den Dörfern, und in eben dem Verhältnisse verderbt als sie unbeschäftigt sind.

Die Pfarrer hingegen sind dasjenige was sie in Frankreich, und was überall Männer sind, die sich nützlichen Geschäften gewidmet haben; sie geben oft das Beyspiel der seltensten Tugenden; ihr Betragen ist biederer und anständiger; können sie sich nur der Partheywuth erwehren, die hier so gemein ist, so ist niemand geschickter Frieden zu stiften, als sie.

Man sieht hieraus, wie nöthig es ist die Menge der Geistlichkeit so zu vermindern, daß man, wo möglich. nur so viel übrig läßt, als für das wahre Bedürfniß der Nation zureicht. In einem Lande, welches Bevölkerung bedarf, kann

der

der Ehelosigkeit nicht genug entgegengearbeitet werden. Sowohl in Rücksicht auf innere Ruhe, als zum Besten des Ackerbaues wird es daher doppelter Vortheil für jedes Dorf seyn, wenn man einen Priester weniger und einen Ackersmann mehr zählt.

Dieser Endzweck kann nicht anders erreicht werden, als durch eine regelmäßige Erziehung. Der Bischof von Aleria hat schon seit einiger Zeit seiner Diöces diesen Dienst geleistet. Ordnung und Anstand herrschen in seinem Seminar: der Unterricht ist ohngefähr so wie in Frankreich: und der äußere Gottesdienst geschieht mit edler Simplicität. Hieraus entspringt ein anderer nicht minder erheblicher Vortheil; daß nehmlich die geringen Unkosten, welche diese Erziehung erfodert, alle Kinder aus dem Pöbel davon zurückhalten, die sich außerdem in Menge zudringen würden. Freylich erlaubt die Armuth seiner Kirche nicht ähnliche regelmäßige Anstalten, wo es nöthig wäre, einzuführen. Vielleicht könnte man es noch vollkommener machen. Eben deswegen weil es bisher der Erziehung an einer bestimmten Form fehlte, hat man freyere Wahl die schicklichste zu wählen, und alles davon zu entfernen, was leere Streitigkeit ist. Keine theologische Zänkerey hat sich eingedrungen; die tiefe Unwissenheit der Geistlichkeit hat dagegen geschützt:

schützt: man muß ihnen auch ferner den Eingang zu verwehren suchen. Uebrigens bedarf der Eifer und die Klugheit der höhern Geistlichen weder Rath noch Aufmunterung: ich werde mich also nicht länger bey diesem Punkte aufhalten.

Allein es giebt noch einen, der, meines Erachtens, vielen Einfluß auf die Erziehung haben muß. Alle Geistlichen, alle Mitglieder einer Gesellschaft sind schuldig die Gesetze der Gesellschaft zu kennen, zu ehren und zu beobachten, kurz, Bürger zu seyn. Es ist also sehr wichtig, die Rechte und Pflichten des Bürgers zu wissen. Vorzüglich ist es unerlaßliche Pflicht für den corsicanischen Klerus; denn unter 250 Pfarrern aus welchen er besteht, befinden sich 63 Pievanen, die Kraft ihrer Würde bey der Versammlung der Stände zu erscheinen berechtiget sind. Es befinden sich ihrer immer achtzehn dabey, die nebst den fünf Bischöfen, den geistlichen Stand vertreten, und den dritten Theil der Stimmen haben. Da sie in Verbindung mit den andern Ständen über die wichtigsten Angelegenheiten der Insel berathschlagen und beschliessen, so sollten sie auch durch ihre Erziehung vorbereitet werden, diese Angelegenheiten kennen zu lernen. Ihre Erziehung müßte nicht blos theologisch seyn, sondern auch auf Brauchbarkeit für die bürgerliche Gesellschaft abzwecken, das heißt, mit der Theologie

logie müßte Jus Canonicum verbunden, ein Studium, welches, wenn sie es nach unsern Grundsätzen lernten, ihre alten Vorurtheile auszurotten dienen würde; auch corsische Rechtsgelehrsamkeit müßten sie wissen, denn sie würden dadurch fähig werden manche Streitigkeiten in ihren Sprengeln zu schlichten; endlich müßten sie auch den Geist unserer Ordonnancen kennen, um dadurch Bekanntschaft mit den Grundsätzen, nach welchen sie beherrscht werden, zu erlangen. Würden sie nun durch eine gründliche Erziehung aufgeklärt und zur Anhänglichkeit an die Regierung gebildet, wie viel Gutes könnten sie nicht stiften! denn wie manche glückliche Reform kann blos mit ihnen und durch sie geschehen! Kann wohl Autorität in die Hütten dringen, um alte Meynungen zu verbannen und nützlicher scheinende dafür einzuschieben? Gewalt allein erzeugt Mißtrauen des Volks; giebt es auch nach, so ist es eine Feder, die bald wieder erschläfft, wenn der Druck nachläßt. Die Gesetze selbst sind nur Zaum, nicht Aufmunterung; sie geben Vorschriften in Absicht auf äußerliche Handlungen, über den Willen vermögen sie nichts: und gleichwohl ist es eben der Wille auf den gewürkt werden muß, so oft Gewohnheiten und Meynungen eines Volks geändert, so oft ihre Liebe zur Arbeit und Ordnung beygebracht, und eine neue

Regierung ihm lieb gemacht werden soll. Alsdenn giebt es wohl keinen mächtigern und sanftern Einfluß, als den Einfluß eines Pfarrers, den die Religion des öffentlichen Zutrauens würdig macht; der keine Gewalt zum Schaden hat, und sich nur in dem Grade Ansehn erwirbt, als er Gutes thut. Je roher sein Volk ist, desto mehr steht es in seiner Macht. In Corsica, wo die Geistlichkeit äußerst viel gilt, könnte sie sehr glückliche Umänderungen bewürken, wenn sie erst selbst aufgeklärt und Bürger wäre. Wer könnte wohl die Trägheit der Nation und ihren Arbeitsekel besser überwinden? wer wäre wohl eher im Stande durch neue Belehrung der Kinder und Verbreitung neuer Grundsätze ein neues Menschengeschlecht zu bilden? Wer könnte wohl eher die Bewohner steiler Felsengebürge aus ihrer Unthätigkeit und Dürftigkeit in das flache Land herabbringen, wo sie im Schooße des Ueberflusses Vergnügen und Genuß genug finden würden?

Gegenwärtig ist eine gewisse Sache der Volksbelehrung sehr schädlich, ich meyne die vielen Brüderschaften. Da ist, wie schon gesagt, kein Dorf, das nicht die seinige nebst einer Kirche hätte, die eigens dafür gebaut und mit einer Pracht geschmückt ist, wodurch sich die Gemeinde erschöpft. Diese Brüderschaften stehen

unter

unter der Aufsicht von Vorstehern, welche die Verbundenen selbst wählen. Die Pfarrer haben dabey nur wenig zu sagen; es ist sogar häufige Veranlassung zur Uneinigkeit zwischen ihnen und ihren Pfarrkindern, so wie auch zwischen den verschiedenen Dörfern. Ihre Andachtsübungen sind weiter nichts als Singen und Cärimonien; Belehrung ist niemahls damit verbunden; folglich dienen sie blos Aberglauben und Schwärmerey zu unterhalten. In den Städten sucht man einen Vorzug darinnen Brüderschaften verschiedener Art zu haben. Zu Bastia giebt es deren sechs, die auf einander neidisch sind und sich durch mannichfaltiges Gepränge auszuzeichnen suchen, welches denn immer das Volk, dessen Lieblingsschauspiel es ist, in Menge herbeylockt. Unterdessen ist kein Trieb zur Abwartung des Gottesdienstes: dieses Gepränge von Ceremonien vertilgt weder Unwissenheit noch verjährte Vorurtheile; es leiht ihnen vielmehr neue Kräfte, und sträubt sich gegen alle Verbesserungsmittel. Als die Doctrinarien ein Collegium in Bastia anlegen wollten, war es ihnen nicht möglich wieder zum Besitz einer Kapelle, der einzigen die sie gebrauchen konnten, zu gelangen, weil eine Brüderschaft sich derselben schon bemächtigt hatte; und so mußte diese Congregation, die das Beyspiel eines vernünftigern Gottesdienstes hätte

geben

geben können, zwey Jahre lang sich den Zwang auflegen keinen öffentlichen Gottesdienst zu halten.

Corsica wurde sonst nach allen ultramontanischen Grundsätzen beherrscht, und der Pabst hatte dort eben das Ansehen wie im ganzen übrigen Italien. Sonst vergab er die Bißthümer: nach der Eroberung begab er sich dieses Rechts, aber unter der Bedingung, daß er alle andern Rechte, in deren Besitz er war, behielt. Diesem gemäß vergiebt er die Pfründen sechs Monate im Jahr, oder auch wohl Monate, wenn der Bischof nicht die Alternation ausbedungen hat. Das päbstliche Indult hierüber ist beym Conseil Superieur, wiewohl mit den gewöhnlichen Modificationen eingezeichnet, aber eben so ist auch das Edikt von 1682, welches die Erklärung der französischen Geistlichkeit wegen der Freiheit der Gallikanischen Kirche enthält, und das von 1692 wegen der im Königreiche eingeführten Kirchenverfassung, einregistrirt worden.

Zwischen diesen beiden oft streitenden Rechten schwankt das Jus Canonicum, ohne sich auf sichere Grundsätze zu stützen zu wissen. Da das Tribunal halb aus Franzosen und halb aus Corsen besteht, so nimmt jedes Mitglied, nach Beschaffenheit seiner Einsichten oder Vorurtheile, verschiedene Entscheidungsgründe an.

Es

Es giebt wenig Eingebohrne, die es nicht für Gewissensache hielten, die alten Rechte aufrecht zu erhalten. Vergebens haben sich die fünf Bischöfe vereinigt einige Fasttage abzuschaffen; das Volk besteht hartnäckig darauf keinen Gebrauch davon zu machen, weil es das Recht der Bischöfe in diesem Stücke bezweifelt. Eben so vergeblich hat man zu Bastia, auf Vorstellung des Stadtraths, während der Fasten an einigen Tagen in der Woche Fleisch zu essen erlaubt; die meisten Corsen, besonders die Geistlichen, haben sich nicht getraut eine Dispensation zu benutzen, weil, nach ihrer Meynung, der Pabst allein sie geben könne.

Vom Pabst allein kommen auch alle Ehedispensationen bis zum vierten miteingeschlossenen Grade. Immer beruft man sich auf das päbstliche Machtwort, weil die Eingebohrnen im Innern der Insel nicht leichtlich als in ihren Dörfern heyrathen, und folglich alle Familien mit einander verwandt sind.

Vor der Eroberung ließ der römische Hof, in Rücksicht auf die Armuth der Corsen, die Dispensationen aus der Penitenziaria und der Inquisitionscanzley ausfertigen, wodurch sie beynahe gar nichts kosteten; gegenwärtig soll alles in der Dataria ausgefertigt werden, wo die geringste Taxe auf solche Gnadensachen acht römi-

sche

sche Thaler oder vierzig Livr. beträgt. Diese Abgabe drückt den unbemittelten Landmann öfters sein ganzes Leben hindurch, und entzieht die wenige klingende Münze, die in einem so armen Lande im Umlauf ist. Auch für die Sitten ist es nachtheilig; denn da die Taxe geringer wird, wenn man die Ehe nothwendig gemacht hat, so setzt man sich fast durchgehends in den Fall, in welchem man einen Erlaß erhält.

Ehe die Franzosen Herren der Insel waren, galten in Ehesachen, sowohl in Absicht auf die Formalien, als auf ihre Gültigkeit, blos die Satzungen des Tridentinischen Conciliums; das väterliche Ansehen kam dabey weniger in Betracht, und ließ sich durch ziemlich leichte Mittel unwürksam machen. Jezt ist es nicht mehr so; sondern alle französischen Ehegesetze gelten auch hier, ohne Widerstand gefunden zu haben. Und was gehörte wohl dazu diese Veränderung zu bewürken? Weiter nichts als Wollen. Mehr würde auch nicht nöthig seyn, um eine völlige Gleichförmigkeit mit Frankreich in Absicht auf alle Gegenstände der Kirchenverfassung einzuführen.

Man zählt in Corsica 63 Klöster, und in diesen ohngefähr 1100 Mönche, die alle betteln, und folglich alle der Nation zur Last fallen. Jeder

der Mönch muß jährlich wenigstens 500 Livr. zu unterhalten kosten: rechnet man hierzu die Kosten auf Unterhaltung und Verzierung der Kirchen und Klöster, so kömmt die Totalsumme von 550,000 Livres heraus, eine erstaunlich große Summe in einem Lande, wo die Steuer, die unter dem Namen Subvention an den König bezahlt wird, das heißt, der zwanzigste Theil vom ganzen Ertrag der Insel, nicht mehr als 120000 Livr. jährlich einbringt. So verliert sich also in den Klöstern, ohne allen Nutzen, dasjenige, was der Corse allenfalls ersparen, und als einen geringen Ueberschuß zurücklegen könnte.

Doch was sage ich von Ueberschuß! das Nothwendige sogar lassen die Mönche öfters nicht verschont. Hier, wo alle Künste erst noch entstehen sollen, hier ist die Kunst der Betteley viel weiter gebracht als anderswo. Kein Kloster befindet sich in irgend einer Pieve als unter Bedingung, daß sich die Einwohner haben verbinden müssen, ihm wöchentlich von jeder Feuerstelle ein gewöhnliches Hausbrod von zehn bis zwölf Unzen abzugeben; und dieses Brod wird alle Sonntag von Klosterbrüdern weit mehr als Schuld, als eine wilde Gabe eingefodert. Da ist keine Gemeinde, die nicht allen Klöstern und Einsiedeleyen in der Nachbarschaft steuerbar wäre; den Pfarrer und seinen Vikar, die doch mit

mehr

mehr Billigkeit eben dieselben Ansprüche machen, nicht gerechnet. Ich habe Dorfschaften gesehen, wo jede Feuerstelle alle Wochen wenigstens acht solche Brode gab; man urtheilte hiernach, wie übermäßig diese Abgabe ist. Auch von allen Eßwaaren und von allem was eingeerndtet wird, muß den Mönchen abgegeben werden. Niemand schließt sich davon aus, auch die ärmsten nicht, denn man hält es noch mehr für Ehrensache, als für Pflicht.

Bisher vom Lohn; nun auch vom Dienst! Dieser besteht blos darinnen, daß sie einige Beichtväter und einige Prediger liefern; ein Dienst, den die Weltgeistlichen eben so gut leisten könnten, da sie zumahl hier so zahlreich sind. Ihre Kirchen sind auch die vornehmsten Begräbnißstellen: allein so sorgfältig sie auch ausgeschmückt und so schön sie auch gemeiniglich sind, so widrig ist doch für Fremde der Leichengeruch der in denselben ausdünstet, und in einem so heissen Lande mannichfaltige Krankheiten erzeugen kann. Ich glaube bemerkt zu haben, daß eben deswegen, weil die Grüfte in den Kirchen sind, die Corsen so viel Zuneigung gegen die Mönche zeigen; ihre Herzen hängen an den Klöstern, die sie als ihre letzte Freystätten betrachten. Würden Kirchhöfe angelegt, wie es die Sorgfalt für die Gesundheit und die königlichen

lichen Ordonnancen erfodern, so würde der Eifer der Nation für jene Institute nach und nach erkalten.

Auf einer andern Seite ist er würklich dadurch abgekühlt worden, daß sie sich hartnäckig geweigert haben, in den Dorfschaften, wo sie liegen, französische Schulen anzulegen. Gleichwohl würde ihnen dieses sehr leicht seyn, denn alle diese Mönche, die zum Franciscanerorden gehören, haben Klöster in Frankreich, wohin sie ihre Lehrlinge schicken könnten, die nachher in wenig Jahren mit vollkommener Kenntniß der Sprache bereichert zurückkommen würden. Jede Pieve könnte dadurch ihre eigene Schule bekommen: mit unserer Sprache würde man unmerklich auch unsere Sitten annehmen; beide Nationen würden sich besser verstehen lernen und eben dadurch aufhören sich fremd zu seyn; und wäre ihnen der Umgang erleichtert; so würden solche Vorurtheile, an deren Vertilgung am meisten gelegen ist, unfehlbar ausgerottet werden.

Eine solche Einrichtung wäre sehr leicht und gar nicht kostbar: gleichwohl haben sich die Mönche immer dagegen gesetzt, unter dem Vorwande, ihre Regel untersage ihnen alle dergleichen Beschäftigungen. Allein eben diese Regel schreibt ihnen ja vor nützlich zu seyn, und blos unter dieser Bedingung unterhält sie der Staat.

Hat

Hat nicht dieser auch das Recht ihnen die Mittel dazu vorzuschreiben? und müssen nicht diese Mittel in andern Zeiten, unter andern Umständen, verschieden seyn? Die Vorsicht der Mönche sich der Beysteuern des Landmanns zu versichern, war doch wohl selbst Verletzung der Regel nach dem strengen Buchstaben genommen? denn das heißt nicht mehr von Almosen leben, wenn man vorschreibt wie viel jeder geben soll. Es ist vielmehr eine Rente, ein Herrengefäll, eine Auflage, ein erzwungener Beytrag von Mitbürgern, so lange nicht etwas dafür gethan wird. Es leidet also keinen Zweifel, daß nicht die Einwohner das Recht haben sollten, sie zum Letztern zu zwingen, oder die Regierung sie entweder durch Aufmunterungen, oder nöthigenfalls durch Befehle zur Thätigkeit anzuführen berechtiget wäre. Sollen die Sitten der Nation würklich umgeändert werden, so kann nichts mehr dazu beytragen als Ausbreitung unserer Sprache; und dazu giebt es wohl keine leichtere und wohlfeilere Einrichtung, als diejenige die ich vorgeschlagen habe.

Die Mönche selbst, die ihre bisherige Allgewalt täglich verfallen und ohne Hofnung verfallen sehen, die Mönche selbst sollten alles thun um sich wenigstens jene Achtung zu erhalten, an welcher allen Gesellschaftern und jedem ehrliebenden

Manne so viel gelegen ist? Wodurch können sie aber dieser Achtung gewisser werden, als durch nützliche, besonders durch solche Dienste, welche die Nation am nöthigsten hat und die sie wünscht? Zur Aufmunterung in dieser so ehrenvollen Laufbahn, sollten sie bedenken, wie viele Dienste ihnen vorher geleistet worden sind: sollten sie die drey und sechszig Klöster betrachten, die ihnen zur Wohnung dienen, alle mit einer Pracht, mit einer Art von Luxus gebaut, die man in einem so armen Lande nicht erwarten sollte 11), alle gleichsam die einzigen Denkmähler in diesem Fache, alle in der bequemsten und anmuthigsten Lage, wo man mit einer Art von Verschwendung alles zusammengetragen hat, was zu den Bedürfnissen und Annehmlichkeiten des Lebens gehört, wenigstens so viel als Boden und Klima darboten. Sie sollten bedenken, daß seit ihrer Stiftung die Nation alle Früchte ihrer Arbeit, ihren Reichthum, und zuweilen sogar einen Theil ihres eigenen Unterhalts unablässig ihnen zugewendet hat. Und zu welchem Endzweck? darum, daß die Klosterbewohner von der Pflicht mühsam zu arbeiten befreyt, ruhiger und wenigstens so gemächlich leben könnten, wie die vornehm-

11) Diese Klöster sind gemeiniglich alle groß, schön gebaut, und übertreffen diejenigen weit, welche die Bettelorden in Frankreich besitzen.

nehmsten Bürger des Staats. Die Uebersicht so vieler Wohlthaten müßte sie doch wohl zur Dankbarkeit ermuntern; und dann, anstatt sich gegen die Anstrengung zu sträuben, die man von ihnen verlangt, werden sie vielmehr bedauern, daß sie sich nicht selbst zuerst dazu erboten.

Wenn von den Triebfedern die Rede war, durch welche Nacheiferung unter den Corsen bemerkt werden könnte, habe ich oft die Errichtung einer Akademie wünschen hören, die zur Ausbreitung der Wissenschaften, aber noch weit mehr zur Verbesserung der Künste und der Landwirthschaft bestimmt wäre.

Bedarf es der Beyspiele, so haben wir das vom General Paoli für uns, der gewiß seine Nation wohl kannte, und eine Akademie zu Corte stiftete, weil er sie für das wirksamste Mittel hielt, die Civilisirung der Insel zu beschleunigen. Ein zweytes Beyspiel ist der Markis von Cursay, der als bloßer Kommendant der französischen Truppen, zu einer Zeit, wo die Insel noch den Genuesern gehörte, durch den mächtigen Einfluß seiner Tugenden und Einsichten, das wahre Haupt der Nation wurde, und ihr Zutrauen allein zur Beförderung ihrer Glückseligkeit nutzte. Er hatte gleichfalls eine Akademie zu Bastia

gestiftet. Beide Institute haben aber zu kurz gedauert, um Spuren hinterlassen zu können: allein so viel ist gewiß, daß sie in den Köpfen eine wohlthätige Gährung wirkten, welche durch eine ähnliche Anstalt gewiß wieder aufgeweckt, und in der Muße des Friedens, weit mehr Früchte bringen würde.

Man räumt ziemlich allgemein ein, daß der Corse bey seiner lebhaften Einbildungskraft, seinen schlichten und durchdringenden Verstand, und der Energie seines Karakters, eine gute Anlage habe, die Wissenschaften und schönen Künste zu kultiviren, daß aber Gelehrsamkeit und wissenschaftliche Kenntnisse, in Corsica noch höchst sparsam ausgesäet sind. Es ist also kein Zweifel, daß es sehr vortheilhaft seyn würde, wenn man den Corsen aufklären, und einen so vortreflichen Boden bearbeiten wollte, der so lange brach lag.

Der Corse lebt im Müßiggang und Trägheit dahin, weil er sich keine Art von Beschäftigung zu machen weiß. Auch nur als Hebel von Thätigkeit und Anregung betrachtet, würde also die Akademie schon von großem Nutzen seyn. Alle Wissenschaften, fast alle Fächer der Litteratur, sind hier noch im Entstehn; jeder Versuch verdiente also unterstützt und aufgemuntert zu werden.

Wählte

Wählte sich die Akademie zum Gegenstand ihrer Arbeiten hauptsächlich nützliche Dinge, so würde jeder Theil der Insel in Thätigkeit gesetzt werden können, wenn man die dort angestellten Versuche sammelte, sie den Augen des Publikums in öffentlichen Sitzungen zur Schau stellte, und ihnen etwas Lob zollte. Der Corse, der vielleicht gieriger, als jedes andre Volk, auf Titel und Distinktionen ist, wird keine Mühe sparen, sobald er ehrenvolle Auszeichnungen und Verherrlichung seines Namens davon erwarten darf. Die Akademie würde diesen köstlichen Keim entwickeln helfen, sie würde, um mich so auszudrücken, gleichsam das Register der National-Eitelkeit werden, wo jeder wünschen würde sich eingetragen zu sehn: sie würde Wirksamkeit und Thatkraft anfachen, und so alle die nützlichen Plane unterstützen, welche das Gouvernement beabzweckt: denn, will man Körper in Handlung setzen, so muß man erst die Seelen anfeuern.

Sie würde auch dienen, das Band zwischen zwey Nationen zu werden, welche die Verschiedenheit der Sitten, der Sprache, und der Unterschied der Hülfsmittel, immer in einer gewissen Entfernung von einander halten. Wenn man sie unter einerley Bedingung zu einem gemeinsamen Institut associirte, so würden die Glieder einander näher bekannt werden, und da sie aus

den

den erleuchtetesten und aufgeklärtesten Männern jeder Nation bestünden, so müßte nothwendig ihr Beyspiel Einfluß haben.

Bis jezt erwähnte ich blos der Vortheile, welche eine solche Anstalt für die Corsen haben würde, weil sie es sind, die man dabey hauptsächlich zum Augenmerk fassen muß, allein auch die Franzosen würden ihren Vortheil dabey finden. Die Societät von Bastia ist auf eine kleine Stadt eingeschränkt, und karg an interessanten Vorfällen: oft wird die Communication mit dem festen Lande ganz unterbrochen, und dann fehlt es, so zu sagen, der Conversation an Nahrung: das Spiel muß alsdenn allein die Leere füllen, welche die Geschäfte lassen. Viele beklagen sich, daß dieses Spiel zu hoch, und ihren Umständen nicht angemessen sey; und selbst unter denen, welche den Aufwand des Spiels nicht zu scheuen brauchen, giebt es viele, die wünschen, daß man andre nützlichere und angenehmere Zeitvertreibe ihm unterschieben mögte. In einer solchen Lage werden litterarische Arbeiten, die für so viele Menschen eine der süssesten Beschäftigungen, und eine der Haupt-Annehmlichkeiten des Lebens sind, fast zu einer Art von wirklichem Bedürfniß, sonderlich wenn die Amtsgeschäfte viele Zeit übrig lassen, Wohlhabenheit es nie an Hülfsmitteln gebrechen läßt, und dem beständig-

digbeschäftigten Geist Ruhe um so weniger behagt.

Auch in politischen Rücksichten kann die Akademie als eine sehr nützliche Triebfeder für die Administration betrachtet werden, weil eben die, welche an der Spitze der Administration sind, auch an der Spitze der Akademie seyn werden, folglich gewissermaßen die Talente und Kenntnisse, welche in der Nation existiren, zu ihrer Disposition haben, und ihnen eine Richtung geben können, die auf das Wohl des Staats mehr abzweckt.

Dieser allgemeine Nutzen ist es, welcher die Form und Constitution der Akademie bestimmen muß. Alle Künste, alle Wissenschaften, müssen darinn aufgenommen werden, weil jede in ihrer Art zum Besten der Insel wirken kann. Die Insel ist fast unangebaut, das Volk zum Arbeiten wenig geneigt; es ist also Pflicht, alle die Künste aufzumuntern, welche auf die Verbesserung der Kultur und Erzeugung der Industrie einen Einfluß haben. Man müßte daher, sogar bloßen Bauern, die sich durch glückliche Versuche im Landbau bekannt gemacht haben, oder nach einer aufgeklärtern Theorie arbeiten, den Zutritt bey der Akademie als simple Associe's zugestehn: da dieser Vorzug in allen Theilen der Insel die treffen würde, welche sich am meisten auszeichnen,

nen, so würde dadurch Wetteifer und größere Anstrengung überall angefacht werden. Erhielte man eine beständige Verbindung und Correspondenz zwischen ihnen und der Akademie, erwähnte man rühmlichst ihrer Namen in den öffentlichen Sitzungen; fügte man von Seiten der Administration noch öffentlichen Beyfall und Lobsprüche hinzu, so bedürfte es vielleicht mehr nicht, um die ganze Nation umzuschaffen, der Eitelkeit zu schmeicheln, und Hofnungen zu entflammen: hierinn liegt der große Hebel menschlicher Handlungen, und diese, dem Anschein nach so schwache Bande, sind immer die mächtigsten gewesen, wenn man sie gut zu brauchen gewußt hat.

Corsica scheint reiche Erndten für die Naturgeschichte und Botanik zu enthalten. Nothwendig müßte man also einige Männer wählen, welche diese Schätze aufsuchen und bekannt machen könnten, zumahl da manches davon in der Folge Handels-Zweig werden, und dieses Studium also zwiefach zum Besten der Insel wirken würde.

Eben so wichtig wäre die Bestreitung einiger noch herrschenden Vorurtheile; eines der schädlichsten ist der übertriebene Einfluß, den man hier noch der Autorität des Pabstes einräumt, woraus denn ein fast gänzlicher Widerspruch mit unsern Meinungen in verschiedenen

Punk-

Punkten unsrer (französischen) geistlichen Jurisprudenz entspringt, welches vielleicht mehr als etwas anders beyträgt, eine Scheidewand zwischen beiden Völkern aufzuführen. Da diese Vorurtheile blos durch die Unwissenheit der wahren Grundsätze accreditirt worden sind, so würde man einen sehr wesentlichen Dienst erzeigen, wenn man Licht über diese Gegenstände verbreitete. Ein in den kanonischen Rechten bewandertes Mitglied, würde daher bey dieser Akademie mit angestellt werden müssen.

Litteratur scheint zwar anfänglich nicht dem Zweck von Nutzen zu entsprechen, den man sich vorgesetzt hat: bey dem Mangel an Hülfsmitteln, und der Entfernung von der Hauptstadt, (Paris) mögte sie überhaupt sich nicht mit großen Thaten schmeicheln dürfen; allein ist sie es nicht, welche Geschmack erwirbt, und den Geist abschleift? sie dient nicht blos zur Ausschmückung der übrigen Künste, sondern sie ist auch ihr Organ, und gleichsam das nöthige Werkzeug zu ihrer Mittheilung. Aus diesem Gesichtspunkt genommen, ist sie allerdings als eins der Hauptmittel zur Civilisirung der Insel anzusehn.

Sie würde auch die Ausbreitung der französischen Sprache befördern. Die Einheit der Sprache bindet die Völker am meisten. Wie kann man sich vorstellen, Glied eines Körpers zu

seyn,

seyn, wenn man sich nicht versteht? Wie können Zuneigung, Wohlwollen, Wohlthätigkeit und alle die sanften Leidenschaften, welche die Menschen einander mehr nähern, sich das Herz öffnen, wenn die Sprache nicht ihr Dollmetscher ist?

Die Römer, jene alten Herrn der Welt, und die blos ihre Eroberung zu machen schienen, um sie zu civilisiren, ließen den überwundenen Völkern ihre Gebräuche, ihre Sitten, ihre Gesetze; aber sie bestanden darauf, daß alle öffentliche Verhandlungen in ihrem ganzen weitläuftigen Reiche, in ihrer, der lateinischen Sprache geschehn mußten: sie vernachlässigten kein Mittel, ihre Ausbreitung zu befördern, und es gelang ihnen so gut, daß in verschiedenen Ländern die einheimische Sprache in wenigen Jahren verschwand. Gallien, Illyrien ꝛc. als sie römische Provinzen wurden, redeten bald die Sprache ihrer Ueberwinder; alle Denkmäler die bis auf uns gekommen sind, bezeugen es, und es ist fast kein einziges vorhanden, das uns Aufklärung über die Sprache geben könnte, welche diese Provinzen vorher redeten.

Ich habe in diesen wenigen Abschnitten die wichtigsten Punkte für Corsica, und die verschiedenen

denen Verbesserungen zusammenzustellen gesucht, deren diese Insel mir fähig dünkte. Jezt will ich das Resultat des Gemäldes der Vortheile ziehn, welche der Besitz dieser Insel an Frankreich gewährt.

Sie hat durch ihre Lage für uns solche Vortheile, daß wenn man sie auch ferner ihrem jetzigen lässigen, trägen Zustand überließe, man doch diese Vortheile nicht theuer genug bezahlen könnte. Ich habe schon gezeigt, wie sie durch ihre Lage auf den Weg nach der Levante unsern Handel nach diesen reichen Handelsplätzen, unendlich, entweder durch eignen Antheil, den sie daran nehmen könnte, oder dadurch unterstützt und begünstigt, daß andre Mächte der Vortheile eben dieser Lage beraubt sind; wie viele Häfen hat uns Natur im ersten Falle geöfnet, wenn Industrie ihr nur ein wenig unter die Arme greift, im zweyten Fall aber kommt es blos darauf an, unsre Nebenbuhler zu verhindern, davon Gebrauch zu machen, und der Vortheil ist fast derselbe: denn bey jeder Concurrenz gewinnt man an Macht so viel, als man seinen Feind anwenden zu können hindert.

Und muß man nicht auch die Acquisition eines kriegerischen Volks in Anschlag bringen, das nicht allein unsre Heere recrutiren kann, sondern auch bald unsre Flotten bemannen helfen

fen wird, weil seine zu Lande so oft erprobte Tapferkeit, um sich zur See auszuzeichnen, bloß auf Künste und Handel wartet, als die allein es dazu vorbereiten können.

Ich komme zu einem noch weit wichtigern Punkt. Die Geschichte unsrer alten und häufigen italienischen Feldzüge, zeigt uns, wie selbst unsre glänzendsten Successe sich dort immer mit Katastrophen endigten. Dies Land hieß lange das Grab der Franzosen, und keines ist durch unsre Unglücksfälle berüchtigter. Und warum? der Schwierigkeit wegen, die Schranken zu übersteigen, welche Natur zwischen beiden Reichen gegründet hat. Mit der Natur selbst mußte man den Anfang machen zu kämpfen. Unsre, durch die Passage der Alpen halberschöpfte Kräfte, waren entweder nicht mehr im Stande etwas zu unternehmen, oder scheiterten nach den glücklichsten Expeditionen von neuem an diesen Barrieren. Hindernisse thürmten sich auf Hindernisse, und gebaren Fehler auf Fehler, und beides zusammen legte den Grund zu nachtheiligen Folgen.

Es ist wahr, der Lauf der Zeit hat jene unglücklichen Zeiten vergessen gemacht: das Interesse der Staaten ist mehr bekannt, die Rechte der Fürsten sind mehr auseinandergesetzt, das System des Gleichgewichts hat ihnen Gränzen vor-

vorgeschrieben, und den Ehrgeiz selbst zum Wächter bestellt, um die Fortdauer und die Gränzen ihres Staats zu bewahren. Die Politik scheint auf einem fixern und bestimmtern Grund zu ruhn. Aber wer weiß, ob nicht der unruhige, aufwiegelnde Genius Europens, der so gern das Feuer des Krieges anfacht, jene unglückliche Zeiten wieder zurückruft. Italien, das so lange im Schooß der Künste und des Friedens schlummert, kann von den Erschütterungen um sich her selbst ergriffen werden. Neue Vorfälle, neue Umstände, können neue Combinationen der Politik nöthig machen, und vielleicht der Gang der Begebenheiten, dies herrliche Land bald mit seinen alten Revolutionen heimsuchen.

Frankreich, das alsdenn in so vielen Rücksichten nothwendig Theil daran nehmen muß, wird in Corsica gleichsam einen natürlichen Stapelplatz finden, wo es seine Macht deponiren kann, um von hier aus, ohne Mühe und Kosten, bis ins Herz von Italien zu dringen. Nicht zu gedenken, daß Corsica zugleich für Frankreich ein stets offener Zufluchtsort bleibt.

Alle diese Vortheile sind ohnstrittig und von aller Kultur unabhängig. Allein, welcher Menge von andern könnte man das Daseyn geben, wenn man sich auch den bessern Anbau der Insel angelegen seyn ließe? Der Boden von Corsica

kann

kann alle Arten von Produkten hervorbringen, aber kaum ist der fünfte Theil angebaut, und zwar nur angebaut, um den ersten Bedürfnissen zu gnügen. Man erwecke Industrie, und bald wird in dem Maaße des erleichterten Unterhalts auch die Volksmenge wachsen, und mit den neuen Einwohnern werden neue Erndten und neue Mittel der Subsistenz reifen.

Ich habe schon die verschiedenen Verbesserungen erwähnt, die man auf der Insel einführen könnte. Sie müssen alle das Werk der Zeit seyn. Aber es giebt einige darunter, welche die Sorgfalt der Menschen, und der Einfluß des Gouvernements mehr oder weniger beschleunigen können. Die Kultur des Oelbaums, z. B. muß der Haupt-Reichthum von Corsica werden. Einige Politiker haben berechnet, daß die Insel allein so viel Oel liefern könnte, als Languedoc und Provence zusammen, dann würde im Königreich doppelt so viel Oel gewonnen werden als jezt, und wir nicht nöthig haben, von den Genuesern mit großen Kosten das Oel zu hohlen, dessen wir noch benöthigt sind, und das sie auf einem weit magern eingeschränktern Boden bauen; ein Beyspiel von Industrie, das nicht schwer ist nachzuahmen. Fast alle Pflanzungen existiren schon, es kommt blos darauf an, ihre Kultur zu vervollkommen, oder vielmehr die, in der Provence

vence und in Toskana übliche, einzuführen, was weder ein zu complicirtes Studium, noch zu kostbare Mittel erfodert. Dem Pflanzer Erläuterungen durch Beyspiele geben, die Ausfuhr seiner Produkte begünstigen, ihm einen seinen Bemühungen angemessenen Gewinn zeigen, das sind Aufmunterungen, die überall Thätigkeit und Industrie erzeugen, und die noch nie vergeblich gewesen sind.

Die Maulbeerbäume, die jezt in Corsica fast für nichts zu achten sind, würden vielleicht nicht weniger beytragen, die Insel zu bereichern: Boden, Temperatur, Klima, alles begünstigt ihren Anbau. Man rechnet, daß jährlich viele Millionen aus Frankreich nach Piemont für gezwirnte Seide ausgehn, die wir zu unsern Stoffen nicht entbehren können. Einige Staatsklügler behaupten, und die Analogie des Klima's unterstützt ihre Behauptung, daß Corsica sehr leicht Piemont ersetzen könnte. Dann würde das Geld, das jezt in die Fremde geht, den Wohlstand von einer unsrer Provinzen gründen helfen: durch den Umlauf würde es wieder zurückfallen, und im Lande neuen Reichthümern und neuen Vortheilen das Daseyn geben. Der vollkommene gesunde Zustand des Staats-, wie des menschlichen Körpers, hängt von dem freyen Umlauf der Lebensgeister und dem ununterbro-

chenen

chenen Korrespondiren jedes Theils mit dem andern, ab.

Soll ich noch eine andre Bemerkung hinzufügen? Sonderlich in heissen Himmelsstrichen scheint der Seidenbau nothwendig, weil er weniger von den Jahreszeiten gehindert wird, und der fruchtbarere Boden von Seiten des Bebauers keine solche anhaltende Arbeit verlangt, so, daß er mit der Bearbeitung des Bodens, die unter einem rauhen Himmel, seine ganze Zeit ohne Theilung wegnimmt, noch einige häußliche Beschäftigungen vereinigen kann.

Es ist nicht der Fehler der Natur, sondern der Fehler der Menschen, wenn in Corsica alle Arten Vieh so heruntergekommen sind, und sich so verschlimmert haben; Mangel an Wartung, an Weyden und an Schutz vor der Witterung, hat sie unvermerkt so in Abnahme gebracht; kann man ihnen gleich nicht ihre erste Güte und Kraft wieder geben, so kann man doch durch Einführung fremder Arten neue Racen erhalten und aufziehn. Ich habe bey Herrn Juliani zu Muro ungeheure Schaafe aus Romagna gesehn, die in der dritten Generation noch nicht ausgeartet waren. Eben so glückte es zu Cap Corso, mit Hammeln aus der Barbarey. Herr Juliani hat gleichfalls durch sein Beyspiel bewiesen, daß man mit mehr Sorgfalt auch die Pfer-

dezucht

dezucht verbessern könnte. Eine auf seinem Gute erzeugte und aufgezogene Stute gab weder an Güte und Wuchs einem sardinischen Pferde nach. Beide Inseln liegen sich auch zu nahe, und haben viel zu viel miteinander gemein, als daß nicht, bey gleicher Sorgfalt, auf der einen gedeihen sollte, was auf der andern gedeiht.

Vergebens schmeichelt man sich den Ackerbau in Aufnahme zu bringen, wenn der Mensch nicht den Anfang damit macht, die Gefährten seiner Arbeit zu bilden. Der fruchtbarste Boden wird erschöpft, wenn Dünger nicht seine verlornen Kräfte ersetzt. Ohne Viehzucht giebt's aber keinen Dünger, und eben die Aufmerksamkeit mit der man sich die Erhaltung des Düngers angelegen seyn läßt, vervollkommt, conservirt und stärkt auch die Thiere, indem sie ihnen Schutz im Stall vor dem bösen Wetter, und eine reichlichere Fütterung verschaft, dann würden sie bey mehreren Kräften die Oberfläche der Erde nicht blos ritzen, sondern tiefer ihren Schooß aufreissen, und tiefer die Grundstoffe der Fruchtbarkeit aufsuchen: dann würde auch jene unnütze Kultur ein Ende nehmen, die nur durch Hülfe des Feuers subsistirt, ein Land mehr verheert als bereichert und ziert, und überall Spuren der Verwüstung hinterläßt.

Diese glückliche Revolution könnte sonderlich in jener weitläuftigen Ebene bewerkstelligt werden, die sich von Bastia bis Portovecchio, in einem Raum von mehr denn 25 Lieues erstreckt. Sie kann es, der Güte des Bodens nach, mit den besten Ländereyen Frankreichs und Italiens aufnehmen, an Annehmlichkeiten und Reizen der Lage und „Site" aber, wird sie von keinem Lande übertroffen. Das Gestade der See, und die Ufer der Bäche, enthalten ungeheuere Triften und Weyden, wo man nicht fürchten darf, daß ausländisches Vieh aus der Art schlage, und wo, durch Bearbeitung und Fleiß, das übrige Terrain alle Arten von Erndten gewähren wird.

Wie soll man aber die Ungesundheit heben, welche diese schöne Gegend in eine Einöde verwandelt hat? — Durch Bevölkerung, durch Anbau, durch sorgfältige Schonung des Lebens der Menschen, sonderlich bey den ersten Versuchen, um nicht eine ganze Generation dem Wohl der folgenden aufzuopfern, die sie ersetzen sollen.

Eine solche Gesundmachung ist sehr möglich, denn vor Alters lagen hier zwey beträchtliche Städte, und die Volksmenge, die sich hieraus in ihrer Nachbarschaft vermuthen läßt, ist Beweis davon. Man braucht nur das Stillestehen der Gewässer zu verhüten, und die Cirkuli-

rung

rung der Luft zu befördern, was beides die natürlichen Folgen eines regelmäßigen Anbaus seyn würde. Ein neueres Beyspiel wird dies erläutern. Man liest in Volney's interessanter Beschreibung seiner Reise, daß Schech Daher nach der Eroberung der Stadt Acra den Hauptsitz seiner Macht dahin verlegen wollte, und auf ihre und ihres Gebiets Wieder-Bevölkerung bedacht war. Dies stand fast ganz unter Wasser, und die giftigen Ausdünstungen hatten längst alle Einwohner verscheucht. Was that Daher. Er bemühete sich sie zurückzurufen. Die Ueberschwemmung und die Moräste verschwanden, und in wenigen Jahren war das Land wieder bevölkert, und die reichste und fruchtbarste Provinz Syriens. Hier ist ganz derselbe Fall. Die korsische Plane und die Gegend von Acra, liegen beide in der Nähe von hohen Gebirgen, und an der mittelländischen See. Nur daß die Sonne in Syrien noch heisser brennt, und ihre Wirkung nicht allein die Folgen der Ungesundheit des Landes vermehren, sondern auch ihre Hebung verzögern mußte. Ueberdies kennen die Syrer und Araber jene nützlichen Künste nicht, die bey uns zur Erleichterung einer solchen Arbeit so viel beytragen können.

Und welcher Triumph noch für diese Künste ein Land zu befruchten und zu verschönern,

das ihnen so lange fremd war! Während die Fackel der Wissenschaft und Künste nach und nach alle Reiche Europa's erleuchtete, blieb nur diese in einen Winkel des Meers gleichsam verirrte Insel in ihre alte Finsterniß versenkt. Sie nahm keinen Theil an den mancbfaltigen Entdeckungen, welche die andern Staaten verherrlichten. Sie erschöpfte alle ihre Kräfte im Kampf mit ihrer Armuth und ihren Leiden. Um sie aufzuklären braucht man blos sie glücklich zu machen. Ihre Aufklärung, ihre Kenntnisse, müssen Früchte des Ackerbaus und Wohlstands seyn. Die nützlichen Künste werden die angenehmen Künste herbeyrufen, und wenn die Natur aufhört brach zu liegen, wird auch der Geist den Rost der Zeitalter der Unwissenheit abschütteln. Unsre Reichthümer, unsre Gebräuche, unsre Wissenschaften, unsre Entdeckungen, werden sich zugleich mit überpflanzen, und nach den natürlichen Anlagen dieses Volks zu urtheilen, auf kein schlechtes Land fallen.

Eine solche Wiederauflebung ist mehr werth als eine Eroberung. Sie macht den wahren Ruhm der Staaten aus, denn die Kenntnisse und die Glückseligkeit der Bürger sind seine eigentlichen Bestandtheile.

Um den Leser mehr in Stand zu setzen, Korsika's jetzigen Zustand zu beurtheilen, will ich das Resultat der Schilderung einer Gemeine kopiren, welche von der Commission aufgesetzt wurde, die von der Regierung den Auftrag erhalten hatte, eine Beschreibung der ganzen Insel zu verfertigen. Sie hat dies wichtige Werk fast ganz vollendet, so daß keine andre Provinz Frankreichs ein so vollkommenes Verzeichniß der liegenden Gründe der Unterthanen aufweisen kann, weil nicht allein die Beschaffenheit des Bodens im größten Detail darinn aufgezeichnet ist, sondern auch die Verbesserungen angemerkt sind, deren er fähig wäre.

Ich habe den Aufsatz über die Gemeine Luciana gewählt, weil sie in der Nähe der großen Pläne ist, und den größten Theil ihrer Ländereyen dort liegen hat. Ueberdies hat sie den Vortheil nur vier „Lieues" von Bastia entfernt zu seyn, und durch die Heerstrasse von Corte mit dieser Stadt in Communication zu stehn: woraus sich denn folgern läßt, daß die Kultur hier mehr in Flor und Thätigkeit seyn müsse, als in den entferntern Gemeinen, die dergleichen Communicationen nicht haben.

Die Gemeine besteht blos aus 256 Köpfen, und besitzt ein Territorium von 6979 Morgen Lands, welches ohngefähr 24 Morgen auf den

Kopf

Kopf beträgt, statt daß in Frankreich und den meisten europäischen Staaten die gewöhnliche Proportion wie 1 zu 3 ist. Es folgt also daraus, daß die Volksmenge, wenn man sie auch nur nach ihrem Verhältnisse mit der Ländereyen betrachtet, einen achtfältigen Zuwachs vertragen könnte, denn die Nähe des Meers könnte diese Anzahl noch um ein ansehnliches vermehren.

Diese 6979 Morgen sind von verschiedener Güte; es giebt gute, mittelmäßige und schlechte. Aus anhaltenden und genauen angestellten Beobachtungen erhellet, daß es enthält

	Morg.	Ruth.
an vortreflichem Lande zum Anbau	3613	39
an mittelmäßigem	2531	54
an schlechtem	618	78
und an Steinklippen die zu nichts gebraucht werden können	175	1

Davon besitzen:

der König	359	—
die Gemeinheiten	577	—
die Privatpersonen	6042	—

Es ist kein Dorf in Corsica, das unter dem Namen der Gemeinheiten oder Gemeingüter nicht sehr ansehnliche Ländereyen besitzen sollte, die oft an Zahl die Besitzungen der Privatpersonen übertreffen, oder ihnen gleich kommen. Das Drittheil gehört dem Könige von Rechtswegen.

wegen. Die Existenz solcher Gemeinheiten ist in einem Lande sehr überflüßig, wo jeder Privatmann mehr Land besitzt, als er zu seiner Consumtion braucht, und es daher nur zum Theil bebaut. Dies Land, das ganz ungenützt bleibt, könnte also an neue Bewohner überlassen, und der Grund zu Verbesserungen werden.

Die Commission zur Besichtigung des Landes hat ferner gefunden, daß von diesen 6979 Morgen Land, nur 3860 angebaut sind, und daß 2315 an urbarem aber unangebautem Lande, wüste liegen, wovon nur ohngefehr 803 nicht urbar zu machen scheinen.

Der Anbau der 3860 Morgen ist höchst unvollkommen, und trägt in den besten Jahren nicht mehr, als zur Consumtion der Gemeine zur höchsten Noth erfoderlich ist. Das beste Land wirft nur 8 oder 10 von 1 ab, das mittelmäßige 4 bis 6. Hingegen beym bessern Anbau würde der Ertrag des erstern 20 von 1 und des letztern 10 bis 12 seyn, und mit Hülfe des Düngers noch höher getrieben werden können.

Die 3860 Morgen enthalten in ihrem jetzigen Zustande:

An Getraidefeldern	2916	Morgen.
An Wiesenwachs	60	—
An Oelbäumen	57	—
An Wein-Land	54	—

An

An Kastanienbäumen 209 Morgen.
An Holzung 561 —

Das wüsteliegende Land könnte nach dem Bericht der Kommission noch liefern:

Zum Getraide-Bau 1479 Morgen.
Zum Wein-Bau 380 —
Zu Kastanienbäumen und andern Pflanzungen 449 —

Man zählt in dem ganzen Territorium der Gemeine nicht mehr denn 1408 Oelbäume, da es doch etwas leichtes wäre, diese Anzahl zu verdoppeln und zu verdreyfachen: es sind nur sechs Maulbeerbäume vorhanden, und die Commission zeigt, daß nach ihrem Ueberschlag die Pläne allein 280000 Fuß an Maulbeerbaum-Pflanzungen fassen könnte, wenn man das Terrain in Vierecke von 6 bis 7 Morgen eintheilt.

Aus den angestellten Beobachtungen über die verschiedenen Erhöhungen des Bodens, folgt, daß die am höchsten liegenden Gegenden 450 Toisen, die mittlern 20, und die niedrigsten nur $\frac{1}{2}$ über die Fläche des Meeres erhaben sind; von der ersten bis zur zweyten Höhe zählt man 1905 Morgen; von der zweyten bis zur dritten 5074: letzterer, als der beträchtlichste Theil, ist auch der, welcher der Verbesserungen am meisten fähig ist. Allein in den hochliegenden Gegenden hindert der Mangel an Wasser, und seine natürliche Folge,

Dür-

Dürrung, daß man die Güte des Bodens nicht benützen kann; in den niedrigen Gegenden hingegen ist der zu große Wasser-Ueberfluß nicht minder nachtheilig. „Auf der einen Seite geben, auf der andern nehmen, ist das Mittel, sagen die Commissarien, beide Elemente zu vergleichen.“ Sie glauben, daß es leicht seyn würde, durch Ableiten des Wassers des Golo, bey seinem Ausflusse aus dem Gebirge der ganzen umliegenden Fläche Wässerungs-Kanäle zu verschaffen: und daß dieser Fluß dazu hinreichend seyn würde, schliessen sie daraus, weil verschiedene Versuche sie belehrt haben, daß er selbst in den Monaten August und September, als der Zeit der größten Dürrung, noch funfzehn Kubik-Toisen Wasser jede Minute geben kann.

Das Austrocknen der niedern sumpfigten Gegend ließe sich ebenfalls sehr leicht, theils durch Abzüge zum Ablaufen des Wassers, bey dem schon abhängigen Boden, theils durch ihre Vertheilung in Kanäle bewerkstelligen, die man mit Maulbeer- und andern hohen Bäumen bepflanzen könnte, welche zur Reinigung der Luft auch mit beytragen würden.

Hätte man, sagen die Commissarien ferner, diesem Lande so seine alte Gestalt wiedergegeben, so würde man hier alle Früchte Frankreichs und Italiens, Getraide, Wein, Oel, Seide, Lein und aller-

allerhand Vieh in Ueberfluß bauen und ziehn können; und überdies der große Fluß, die Anlegung der Hammerwerke erleichtern, deren man benöthigt seyn könnte.

Wäre die Industrie einmal in Schwung gebracht, so würde unter Begünstigung der Nähe des Meers und der Hauptstadt Handel und Wandel in Flor kommen: es würden bald in der Nachbarschaft neue Dörfer entstehen, die mehr in der Nähe ihres Eigenthums lägen, und die Pläne würde ihre alte Bevölkerung wieder erlangen.

Dies Urtheil einsichtsvoller, wohlunterrichteter Personen, das Resultat funfzehnjähriger Erfahrungen und Untersuchungen, wo nichts gespart worden ist, die Wahrheit der Thatsachen zu erörtern, verdient allerdings die größte Glaubwürdigkeit. Zugleich beweiset dies einzige Exempel, das auch auf alle die übrigen an die Pläne gränzende Gemeinen anwendbar ist, zu welcher Verbesserung und Vervollkommung die ganze Insel gedeihen könnte.

Inhalt.

Seite.

Erster Abschnitt.

Reise des Verfassers von Vescovato bis Niolo, Corte u. s. w. 1

Zweyter Abschnitt.

Beschreibung der Moreske, oder des maurischen Tanzes. 48

Dritter Abschnitt.

Züge zur Karakteristik der Corsen. 63

Vierter Abschnitt.

Bemerkungen über den politischen und physischen Zustand von Corsica, nebst einigen Winken über seine mögliche Vervollkommnung. 85

Beschreibung von Candia,

und einigen andern Inseln des Archipelagus.

Ein Auszug

aus den neuesten und besten Nachrichten

besonders

aus Herrn Savary's

Briefen

über seine letzte Reise.

Gesammlet

von Herrn Bibliothekar Reichard

in Gotha.

Leipzig

in der Weygandschen Buchhandlung

1789.

[Lettres sur la Grèce, Auszz. dt.]

AK

[Ob 1017]

Universitäts- u. Landesbibliothek Halle/S.

Anmerkung.

Herr Savary, der durch sein Leben Mohammeds, seine Uebersetzung des Korans, und sonderlich durch die pittoreske Beschreibung seiner Reise nach Egypten, bekannt ist, und im vergangenen Jahre zu Paris starb, beschäftigte sich kurz vor seinem Tode, mit der Durchsicht und Herausgabe seiner Briefe über Griechenland, die er als eine Fortsetzung seiner egyptischen Reise ansah, und der Presse übergab. Allein der Tod überraschte ihn vor ihrer gänzlichen Vollendung, und es sind nur die Briefe im Druck erschienen, die Rhodis, und vorzüglich Candia, nebst einigen benachbarten kleinen Eylanden betreffen, welche er auf seiner Fahrt von Alexandria nach letzterer Insel, im Jahr 1779, berührte. In diesen Briefen herrscht eben die lebhafte Darstellung, eben der blühende Styl, und die malerische Schilderung auffallender Gegenstände und Naturscenen, welche seiner egyptischen Reise so

vielen Beyfall erwarben; und ich glaube dem Urtheil meiner Leser nicht vorzugreifen, wenn ich hinzusetze, daß diese Briefe, aus gleichen Gründen auf eine gleiche günstige Aufnahme Anspruch machen dürfen. Herr Savary hatte für gut befunden, seine Belesenheit in der alten Geschichte dieser Gegenden, die er wohl größtentheils aus dem Meursius geschöpft haben mogte, überall auszukramen, und seinem Buche dadurch eine ansehnliche Dicke, so wie seinen Briefen eine Weitschweifigkeit zu geben, welche den Leser, indem er nach neuen Nachrichten forscht, sehr unangenehm, und oft durch allbekannte Dinge, unterbricht. Ich glaubte daher, daß eine nähere Zusammenstellung des Neuen und Interessanten, mit Weglassung jener fremden Vergrößerungen und Zusätze, ein verdienstliches Werk seyn mögte, und so entstand gegenwärtiger Auszug, wo ich in zehn Briefen das Wichtigste und Unterhaltendste der neun und dreyßig Briefe des Originals, mit Beschneidung mancher zu schwülstigen Stelle, zusammenzog. Herr Savary hatte seine Briefe an Madame le Monnier gerichtet, und diese Briefform schien mir auch zu meinem Auszug die schicklichste.

Reichard.

I.

Seit drey Tagen liegen wir im Hafen von Castello-rosso vor Anker, eine Insel, im westlichen Theile eines halbrunden Golfos, den die Küste von Caramanien, dem alten Lycien, bildet. Sie hat keine halbe „Lieue" im Umkreise, und wird blos durch einen schmalen Kanal vom festen Lande getrennt. Man kann nirgends landen, als auf der Hafenseite, wo auch der Flecken liegt, der ohngefähr ein hundert Häuser zählen mag; er ist auf einen Felsen gebaut, auf dessen Spitze ein kleines türkisches Fort steht, das zum Popanz für die Korsaren dient. Der Flecken hat eine sehr zusammengedrängte Lage, zwischen dem Meere, und einem sehr steilen Berge, der über dreyhundert Fuß emporsteigt. Seine ganz senkrecht abgeschnittene Wand steht da wie eine Mauer, deren Felsenquadern alle Augenblicke herabzustürzen und sie in den Fluthen zu begraben drohn. Ich erstieg ihn mit Mühe, und erblickte auf seiner Kuppe eine Ebene, von einer halben Viertel „Lieue" im Umfange, die unangebauet und blos mit halbversengtem Grase bedeckt war. In der Mitte steht eine kleine, gar dürftige und einsame Kapelle.

Von

Von dieser Höhe entdeckt man gegen Norden und Mittag das mittländische Meer, und die hohen Gipfel des Taurus begränzen den übrigen Gesichtskreis. Steigt man in den Flecken hinab, so befindet man sich wie auf dem Boden eines Trichters. Man ist von steilen Küsten umgeben, die sich in den Wolken verlieren, und den Anblick des Himmels rauben. Sie bilden einen Kreis von nackten, senkrecht abgeschnittenen, und über Abgründen hängenden Felsen. Die Sonne erhitzt diese Steine, und sie werfen ein lebhaftes Licht zurück, das den Augen wehe thut. Nie verschönert ein lachendes Grün dieses traurige Gestade. Alles was man sieht, sind einige Zwiebelgewächse und Dornsträucher, die sich am Rande der Abgründe gefallen. Und diesen Anblick haben die Einwohner von Castello-rosso beständig vor Augen; das Bild einer ewigen Unfruchtbarkeit. Ich glaube nicht, daß man in der ganzen übrigen Welt einen abscheulichern Aufenthalt antrifft.

Sie können sich leicht vorstellen, Madam, in welchem erbärmlichen Zustande die Griechen seyn müssen, die hier wohnen. Sie können weder säen noch erndten. Auf der Insel wächst weder Gemüse, noch Obst, noch Getraide. Ihre Pflanzungen schränken sich auf ohngefähr

funfzig Olivenstämme ein, und ihr Vieh besteht aus Ziegen, die auf den Felsenspitzen herumklettern und ihre Nahrung suchen. Dazu hat die Insel nur eine einzige Quelle, welche fast auf dem Gipfel des Hügels liegt. Es ist das Geschäfte der Weiber, Wasser aus dieser Quelle zu hohlen. Ich habe sie, mühsam, mit großen Krügen auf ihren Schultern, einen steilen Pfad hinanklettern, und mit Gefahr den Hals zu stürzen, mit ihrer Bürde zurückkommen sehn. An einem solchen Orte zu wohnen, ist nicht beneidenswerth. Auch wird hier das schönste Haus jährlich nicht höher als zwölf Franken vermiethet, und eine Braut, die zur Ausstattung einen Olivenstamm, und eine Ziege erhält, passirt für reich.

Das Schicksal scheint die Einwohner von Castello-rosso haben entschädigen zu wollen, daß es ihnen so läßige Nachbarn gab. Wenn die Erndtezeit eintritt, gehn sie nach Karamanien, und besorgen die Erndte für die Türken. Sie bringen Getraide, Wein und allerhand Vorrath mit. Ihre Lage macht sie zu Seefahrern. Drey Viertel des Jahres bringen sie zu Schiffe zu, und verzehren im Winter, im Schooße ihrer Familien, die Früchte ihrer Ersparniß. Die meisten treiben einen Holzhandel, das sie wohlfeil

feil einkaufen, und sehr theuer zu Alexandrien verkaufen. Sie bedienen sich dazu Barken mit Verdecken, auf die sich nicht viel laden läßt, die aber sehr schnell gehn, und wenig zu unterhalten kosten. Der Fischfang trägt auch etwas zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse bey.

Sollten Sie es wohl glauben, Madam? an diesem Orte, welcher der Auswurf der Natur zu seyn scheint, habe ich einen Provensalen gefunden, der sich hier niedergelassen, und mit einem Griechen gemeinschaftliches Interesse gemacht hatte. Sie wohnen in Einem Hause, und besitzen zusammen Eine Barke. Der Provensale kauft in Karamanien Brenn- und Bauholz ein, und der Gricche verkauft es in Egypten, und bringt als Rückfracht solche Waaren mit, die in seinem Lande brauchbar sind. Sie leben in gutem Einverständnisse, und scheinen in einer Art von Wohlstande zu seyn. Der Franzose betrachtet sich als den Agenten seiner Nation, und erzeigt seinen Landsleuten alle Dienste, die von ihm abhängen. Dafür erhält er einige kleine Geschenke von ihnen. Ich kann sein verbindliches Betragen gegen mich nicht anders als loben. Er hat uns zu Ehren ein Schaaf geschlachtet, vielleicht das einzige auf der ganzen Insel, und uns, nach seinem besten Vermögen mit vortreffli-

chem

chem Muskatwein bewirthet, der auf dem festen Lande gewachsen war. Alles geht bey ihm auf morgenländischen Fuß zu. Wir haben auf der Erde gegessen, und um den Schüsseln hergesessen, die auf dem Teppich standen. Dann haben wir alle Reiheherum aus einer breiten Schaale getrunken, der einzigen ohne Zweifel, welche die beiden Associirten besitzen. Hierauf kam Kaffee, zuletzt die Pfeife, und wir mußten lange rauchen. Ich habe meinen Wirth viel ausgefragt, und unter andern Dingen, auch folgendes von ihm erfahren, das mir interessant schien.

„Auf meinen Reisen durch die Karamannschen Gebirge, fand ich am Fuß eines Baums, der vom Maulbeerbaum verschieden ist, Cocons von einer weissen, feinen Seide, die weit größer waren, als die gewöhnlichen Cocons. Ich untersuchte die Blätter, und entdeckte die Insekten, welche sie verfertigten. Einige spinnen noch. Es waren schwärzliche Raupen, grösser als der Seidenwurm. Ich nahm ihrer viere, nebst den Cocons mit mir, und schickte sie dem Consul zu Rhodis; allein er muß sie nicht bekommen haben, denn ich habe nichts wieder davon gehört.“

Ich bat meinen Wirth auf das dringendste, mich an den Ort zu führen, wo er diese Art Seidenwürmer gefunden habe; allein er sagte, es

sey

sey ohnmöglich dahin zu kommen, weil unter den Türken dieser Provinz jetzt Krieg sey. Er versprach mir aber, sobald der Friede wieder hergestellt seyn würde, mir welche nach Candia, und Blätter von dem Baum zu schicken, auf welchen sie leben. Ich erzähle dieses hier, um andre Reisende, welche in diese Gegenden kommen könnten, darauf aufmerksam zu machen, damit sie diesen kostbaren Raupen nachspüren. Es wäre ein wichtiger Vortheil für die Menschen, und eine neue Quelle von Reichthum für eine Nation, wenn wir eine neue Art von Seidenwürmern bekämen und fortpflanzten.

Wenn man den Hafen von Castello-rosso verläßt, und eine halbe Stunde Ostwärts schifft, so kommt man in eine Bucht, welche die asiatische Küste, im Zurückweichen, formirt. Es ist der breiteste Theil des Meerbusens, und sie hat beynah eine „Lieue“ im Umfange. Man trifft da einen bequemen Hafen an, in welchem die Schiffe vor Sturm gesichert sind. Der erste Gegenstand, welcher die Blicke bey Annäherung des Landes auf sich zieht, ist ein weitläuftiges, von schönen Steinen in runder Form gebautes Amphitheater. Es hat ohngefähr 70 Fuß Höhe, und 80 Sitze oder Stufen, die über einander emporsteigen. Im fünften Rang, wenn man

von

oben zu zählen anfängt, bemerkt man an jedem Ende des Halbzirkels, einen Platz, der mit einem Gitter umgeben ist. Vermuthlich waren es Ehrenplätze, und für die vornehmsten Personen des Landes bestimmt. Dieses ungeheure Amphitheater konnte die Einwohner einer großen Stadt in sich fassen, und zu den Schauspielen dienen, die auf dem Lande und vielleicht auf dem Wasser gegeben wurden. Seine Bauart ist von einer Festigkeit, welcher sogar die Zeit nichts anhaben kann, denn bis jetzt hat es noch nichts von ihren Verheerungen gelitten. Die Arena allein ist durch das Meer beschädigt worden, das mehr vom festen Lande eingenommen zu haben scheint. Jenseits dieses großen Monuments ist der Boden mit Ruinen bedeckt. Die merkwürdigsten befinden sich um einem großen Platz. Sonderlich zeichnen sich darunter die prächtigen Ueberbleibsel eines geräumigen Gebäudes aus. Starke, umgestürzte Säulen, andre die noch stehen, dicke halbzerstörte Mauern, Kapitäler von schöner Bildhauerarbeit, Stücke von Karniesen, alles verkündigt Trümmer eines Tempels, denn die Alten verschwendeten alle ihre Herrlichkeit an den Gebäuden, die ihren Göttern geweiht waren. Am Fusse der Felsen, welche die Stadt umgeben, bewundert man Grabmäler, die vollkom-

kommen gut erhalten sind; einige sind von Säulen umringt, auf denen eine dauerhaft gebaute Kuppel ruht. Andre sind bloße, im Stein ausgehölte Sarkophagen. Verschiedne, die aus einer, in den Felsen gehaunen, Begräbnißkammer bestehn, haben vorne Stufen, auf welchen man zu einem Peristyl steigt, das von Säulen getragen wird. Die Habsucht, welche die heiligsten Gesetze mit Füssen tritt, hat auch dieser ehrwürdigen Freystätten der Todten nicht geschont, und den Stein erbrochen, der ihren Eingang verschloß.

In einem so beklagenswürdigen Zustande befindet sich jetzt diese, vor Alters, so blühende Stadt. Ihr Hafen ohne Schiffe, dieses prächtige Amphitheater ohne Zuschauer, diese Haufen von Trümmern, und selbst diese ihrer Leichen beraubte Gräber; alles stimmt den neugierigen Beschauer zu traurigen Betrachtungen. War es die Wuth eines Eroberers, was diese Stadt zerstörte? Erlag sie den Verwüstungen der Zeit? Verschworen sich Menschen und Elemente zu ihrem Untergang?

Ich wäre sehr geneigt anzunehmen, daß die fürchterlichen Erdbeben, die sich unter den Byzantinischen Kaisern ereigneten, den untern Theil der Stadt zu Grunde gerichtet haben.

Die

Die Trümmer, die man am Rand des Gestades, und bis im Wasser antrifft, scheinen es zu bekräftigen. Ein andrer Beweis ist der, daß in den Seestädten, so wie man es noch zu Telmissus auf derselben Küste wahrnimmt, die Amphitheater immer weit vom Meer, und so erhaben lagen, daß es nicht bis zu ihnen dringen konnte. Jetzt, wenn das Meer unruhig ist, treten seine Fluthen in das Amphitheater, das ich eben beschrieben habe, spülen an die Mauern, und verwüsten die Arena. So behauptet auch Eine Landessage, daß die Hälfte dieser Stadt in einem Erdbeben verschlungen worden sey. Die Epoche habe ich nicht erfahren können, aber das Faktum scheint richtig.

Aus den Beschreibungen des Strabo und Pomponius Mela erhellet, daß diese Ruinen, die Trümmer der Stadt Patara sind.

2.

Wir verlassen Castello-rosso; unser Kapitain, aus Zanthe gebürtig, hält sich längst der Küste in einer Entfernung von zwey „Lieues.“ Diese Fahrt würde anmuthiger seyn, wenn die Küste uns Wohnungen, Wälder und lachende Landschaf-

ten

ten zeigte; aber sie ist öde und wüste; man entdeckt nicht ein einziges Dörfchen. Die Sonne hat das wenige Grün weggesengt, das sie im Lenz erzeugt, und das Auge erblickt nichts, als aufgethürmte Felsen, an denen sich die Fluthen, mit wildem Getöse brechen. In der Ferne schliessen hohe Berggipfel den Horizont. Sie sind ihrer alten Fichten beraubt, und erscheinen ohne Schmuck. Die schattenreichen Hayne Lyciens, die Lieblinge des Patareus Apollo,*) sind von der Erde verschwunden. Wundern Sie sich nicht darüber, Madam; die Türken fällen ohnaufhörlich Holz, zu ihrem Gebrauch, oder zum Verkauf an Fremde, pflanzen aber nie einen Baum.

Welch' neues Schauspiel zeigt sich unsern staunenden Blicken! welch' eine unzählige Menge Schwäne und Kraniche schwimmen auf dem Wasser, in Reih' und Gliedern, gleich Soldaten in Schlachtordnung, geordnet! Jede von diesen Reihen ist über eine Viertel-Lieue lang, und wir haben deren dreißig gezählt, die parallel mit einander treiben. Die Spitze dieser Armee läuft scharf zu, und formirt gleichsam das Vordertheil eines Schiffs. Alle behaupten ihren Posten, Trotz der Bewegung der Wellen, die sie auf- und niedertanzen machen. Sie

schei-

*) Horaz Lib. 3. Od. 4.

scheinen gleichsam auf dem Rücken der Wasserebene gewiegt zu werden, und ihr blendendweisses Gefieder sticht vortreflich mit dem durchsichtigen Grün der Fluthen ab. In der Ferne kommt ein neuer Trupp in gleicher Ordnung gezogen. Alle haben die Köpfe gen Afrika gerichtet, wohin sie ihre Reise gemeinschaftlich antreten.

Nordens Schnee und Eis verjagt diese Vögel, und sie wandern nach mildern Himmelsstrichen aus. Zuerst begeben sie sich ans schwarze Meer, wo sie Nahrung finden. Tritt auch hier die Kälte ein, so reisen sie mit dem Nordwind ab, durchziehn Klein-Asien, und ruhen an den Ufern der mittländischen See aus. Sie passiren hierauf dieses Meer, bald schwimmend, bald fliegend. Und so erreichen sie die Küsten von Afrika, und sonderlich von Egypten, wo die großen Landseen Menzaleh und Burlos ihnen reichliches Futter geben. Hier bleiben sie den ganzen Winter, allein die Störche, die wahrscheinlich eine wärmere Witterung lieben, verlassen diese Seen im Novembermonate, ziehn bis ins Said hinauf, und bevölkern den Moeris-See und den Josephs-Kanal; sie säubern diese Gegenden von unzähligen Fröschen, Insekten, und Gewürme, die in diesen Morästen leben.

Dies

Dies ist die Marsch-Route dieser Vögel. Aber ich höre ein wiederholtes Geschrey. Die Anführer haben das Zeichen gegeben. Alle diese geflügelten Schiffer schwingen sich in die Luft empor, und fliegen zusammen nach Mittag. Um dieses neue Element desto leichter zu durchschneiden, ordnen sie sich in ein Dreyeck, und der schärfste Winkel formirt die Spitze des Zugs. Welche Weisheit in den Handlungen dieser Geschöpfe, die uns der Vernunft beraubt scheinen! Vielleicht sind sie glücklich diese Freiheit zu entbehren, die der Mensch so oft mißbraucht; sie widerstreben den Absichten der Natur nicht, und geniessen, sonder Stöhrung, des Antheils Glückseligkeit, den sie ihnen zugetheilt hat.

Wir haben die Insel Rhodis im Gesichte, deren Hügel amphitheatermäßig emporsteigen, und sich in einem hohen Gebirge endigen. Schon ist die Sonne hinter die Berge gesunken; sie verbergen uns ihre strahlende Scheibe, die sich noch in den Wolken mahlt, und ihre Ränder golden und purpurn färbt. Einige der Wolken sammeln in ihrem Schooße Tausende von Stralen, werfen sie aus diesem Flammenpunkte zurück, und scheinen Feuerballen zu seyn, die durch die Lüfte wallen. Andre, deren unterer Theil des Lichts beraubt ist, gleichen finstern

Gebir-

Gebirgen, von mancherley Gestalten, und schiessen von ihren leuchtenden Spitzen, die Blitze des Rubins, oder das Feuer des Topases. Jenes Gewölke öfnet seinen Schoos, dessen Ränder im lebhaften Kolorit, uns die Lasurbläue des Himmels, in Gold gefaßt, zeigen. Andre formiren Atlaßstreifen, mit einer leichten, Aurorafarbenen, Bordirung. Ein herrlicher Anblick! Welch eine erhabene Vorstellung giebt er von dem Wesen, das sprach: Es werde Licht und es ward Licht!

Wir können Rhodis nicht erreichen, und ankern im Golfo von Macri sonst Glaucus genannt. Er geht ohngefehr zwey „Lieues“ tief ins Land; er läuft zwischen zwey hohen Küsten hin, die ihn gegen Morgen und Abend einfassen, zieht sich allmählig zusammen, und hört bey einem niedlichen Thale auf, an dessen Eingange ein kleines von Griechen bewohntes Dorf liegt. Wir hoften hier Erfrischungen zu bekommen, allein eine türkische Karavelle hatte alles weggenommen. Es war nicht ein Stück Brod zu haben. Man versprach welches zu backen, und unterdessen besuchte ich das Thal und seine Alterthümer. Indem ich den Krümmungen eines Baches nachging, der es wässert, und vor Alters der Fluß Glaucus hieß, entdeckte ich an seinem Ufer

einen großen mit Früchten bedeckten Feigenbaum. Einige an seinem Fuß gepflanzte Weinreben hielten ihn fest umschlungen, und vermischten ihr Laub mit seinem Laub, wo purpurne Trauben und gelbliche Feigen durchschimmerten. Der Anblick dieses schönen Baums entzückte mich. Ich segnete das Ohngefehr, das meine Schritte nach dieser Stelle geleitet hatte. Hurtig kletterte ich hinauf, und labte mich an den Feigen und Trauben mit aller Heißgier eines Menschen, der in vier und zwanzig Stunden nichts als steinhartes schwarzes Brod zur Speise, und Brandtwein zur Stillung seines Durstes gehabt hat. In meinem Leben hat es mir nicht so gut geschmeckt! Die Früchte waren vortreflich, und ich konnte mich nicht satt daran essen. Als der Hunger ein wenig gestillt war, erinnerte ich mich des Baches, welcher den Fuß meines Wohlthäters benetzte. Sein reines helles Wasser war mir in dem Augenblick lieber, als der köstlichste Wein.

Der Graf von Choiseul-Gouffier, dessen Namen ich auf einigen Steinen des Theaters von Telmissus geschrieben fand, hat in seiner malerischen Reise durch Griechenland sehr genaue und umständliche Beschreibungen und Abbildungen von den Ueberbleibseln dieser alten Stadt gegeben, welche die meinigen überflüssig machen.

Und

Und das ist alles was von ihr noch übrig ist. Moos und Dorngeniste bedecken zum Theil ihre Mausoleen. Ich bemerkte in der Gegend umher einige junge Platanen und blühende Myrthengebüsche, die mich ein wenig für den traurigen Anblick trösteten, den ich vor Augen hatte. Vom Felsenklettern ermüdet, und von der Sonne verbrannt, kehrte ich an meinen Bach, und zu meinem lieben Feigenbaum zurück. Hier war alles friedlich und schweigend, kein Geräusch, nicht einmal der Laut einer menschlichen Stimme störte die Ruhe. Kaum flüsterte der West in den Blättern, kaum bog er das schwache Rohr. Hohe Berge scheinen eine von der übrigen Welt zu trennen; es ist die Freystätte des Friedens und des Schweigens.

Die Sonne bescheint dieses schöne Thal wie in den vorigen Jahrhunderten, und erwärmt es mit ihren schöpferischem Feuer. Die Erde treibt überall kräftige Pflanzen, dichte Gebüsche, und einen schönen Rasen, den das Wasser frisch erhält. Aber die Hand des Menschen fehlt der Natur. Sie ist hier wild und ohne Kultur. Dornen wachsen an der Stelle nützlicher Bäume, und Schilf steht, wo man reiche Kornfelder erblicken sollte. Wenn die Kunst nur ein wenig diese Gegenden bereichern wollte, so würden sie

bald Myrthen-, Pomeranzen- und Granatenhayne, und alle Schätze der Ceres und Pomona schmücken.

Die Griechen, welche dieses Thal bewohnen, lassen es brach liegen; man trift nicht einen bestellten Acker an. Sie sind Muth- und Kraftlos. Wollten sie säen oder pflanzen, so würde man sie für reich halten, und der Aga ihnen ihr Eigenthum wegnehmen. Der Ackersmann näßt die Erde mit seinem Schweiß, um ihre Früchte zu erndten; gebricht ihm diese Hofnung, so wird er kleinmüthig. Und das ist der gegenwärtige Zustand der Griechen, die unter der Osmannschen Herrschaft schmachten.

3.

Endlich haben wir bey Rhodis eine „Lieue“ von der Stadt, gegen Mittag, in einer kleinen Vertiefung den Anker geworfen, die ich für denselben Hafen halte, welchen Demetrius während der Belagerung von Rhodis graben ließ, um seine Schiffe vor den Stürmen und Unternehmungen der Feinde zu sichern. Herr Potonier, der französische Consul, hat mich sehr freundschaftlich auf-

aufgenommen. Aus seinem Hause, aus Nicorio*), will ich Sie von Rhodis unterhalten.

Der Ehrgeitz der Römer, die Verderbniß der Monarchen des byzantinischen Reichs, der Fanatismus der Araber, die Erdbeben, haben wechselsweise die Insel Rhodis verwüstet. Der Despotismus der Türken hat sie vollends zu Grunde gerichtet.

Die neue, auf den Trümmern der alten, erbaute Stadt, nimmt nicht ein Viertel von dem Umfange der letztern ein. Sie besitzt nicht ein merkwürdiges Denkmal. Selbst vom Theater, von den Tempeln und Portiken trift man keine Spur mehr an. Statuen, Kolossen, Gemälde, alles ist weggeführt oder zerstört worden. An die Stelle jener breiten und geraden Strassen, jener nach der Schnur gebauten Gebäuden, deren Fasaden einerley Ordnung der Architectur hatten, sind schmale und winkliche Gassen, und Häuser ohne Geschmack, ohne Ordnung, ohne Verzierung gekommen. Kehrte ein Rhodiser aus dem Jahrhunderte Alexanders jezt in seine Vaterstadt zurück, so würde er ganz fremd seyn, und sich in einem Lande wähnen, das von Barbaren bewohnt wird.

Die

*) Ein Dorf nahe bey Rhodis, wo der französische Consul residirt.

Die Rhodiser-Ritter haben Spuren ihres Aufenthalts hinterlassen. Ihre Wappen und einige Büsten ihrer Großmeister, die erhaben in Marmor gehauen sind, zieren noch die Fasaden verschiedener Gebäude. Die Mauern, die Thürme die sie aufführten, sind noch vorhanden, und tragen die glorreichen Merkmale ihrer hartnäckigen Gegenwehr. Die St. Johannis-Kirche ist in eine Moskee verwandelt worden. Das weitläuftige Spital, wo die christliche Mildthätigkeit die Gläubigen aus allen Theilen der Welt aufnahm, und ihnen Beystand leistete, dient jezt den Türken zu einem Kornhause. Diese Barbaren lassen alles zu Grund gehn, so wie das Gouvernements-Haus, wo man einige alte Säulen und Marmorreste findet.

Rhodis hat nicht mehr denn zwey Hafen. Der kleinste gegen Morgen gelegen heißt Darca. Einige Klippen, welchen die Natur in einer geringen Entfernung von einander ihren Platz anwies, vertheidigen seinen Eingang, und lassen nur Raum zur Durchfarth eines einzigen Schiffs. Die an den Seiten aufgeführten Molo's sichern ihn vor allen Winden. Die Türken, welche seit der Eroberung der Insel nicht ein Sandkorn herausgeführt haben, lassen ihn nach und nach sich zufüllen. Er hat jezt nur noch für Kauf-

farthenschiffe genug Tiefe, und doch sind diese gezwungen einen Theil ihrer Ladung auszuladen, um einlaufen zu können. Hierher werden die Schiffe gelegt, die kalfatert werden sollen, und hier werden die Karavellen für den Großherrn gebaut. Man würde dieses niedliche Bassin auch für große Schiffe brauchbar machen, wenn man sich zu seiner Reinigung und Vergrößerung der Mittel bedienen wollte, die man zu Marseille und anderwärts anwendet.

Der andre Hafen ist weit größer, und führt den Namen der Insel. Es können Fregatten von 30 Kanonen darin liegen, wo sie vor dem Westwind gesichert sind, der in diesen Strichen neun Monate vom Jahre weht. Hingegen ist er ganz den Nord- und Nordostwinden ausgesetzt, und wenn diese stark gehn, so laufen die Schiffe Gefahr, gegen die Stadtmauern, oder auf die Klippen geworfen zu werden. Obgleich Rhodis von seiner alten Herrlichkeit nichts übrig behalten hat, so geben doch ihre vorzügliche Lage auf der Spitze eines Vorgebirges, ihre amphitheatermäßig sich hebende Häuser, ihre so fest gebauten Mauern, und ihre Thürme, die vorne an auf Klippen liegen, der Stadt ein Ansehn von Stärke und Macht, das von Ferne die Augen des Seefahrenden blendet. Aber es garni-

soni-

soniren keine Truppen auf der Insel; ihre Forts sind ohne Vertheidiger, und werden die Eroberung der ersten Nation werden, die sie angreift. In Kriegszeiten lassen die Rhodiser Soldaten aus Karamanien kommen, um ihre Stadt zu vertheidigen, allein diese undisciplinirten Truppen richten mehr Schaden unter den Einwohnern als unter den Feinden an.

Der Pascha ist Generalgouverneur der Insel, und genießt einer unumschränkten Gewalt. Er hat die Aufsicht sowohl über die Civil- Justiz, als die Kriegszucht. Er ernennt zu den erledigten Stellen, kann zum Tode verurtheilen, und ihm ist anbefohlen über gute Ordnung in seinem ganzen Paschalik zu wachen. Da diesem ersten Staatsbeamten niemand zu widersprechen wagt, so kann er sich ohne Scheu allen Arten von Tyranney überlassen.

Alle streitige Fälle gehören vor das Tribunal eines Richters, der Cadi heißt. Seine Entscheidungen sind unwiderruflich. Er theilt auch die geistliche Gerichtsbarkeit mit dem Mufti. Dieser letztere ist der Ausleger des Korans. Er ist das Haupt der Religionssachen, erklärt das göttliche Gesetz, und der Pascha kann niemand mit dem Tode strafen, bevor er nicht über die Gerechtigkeit der Strafe erkannt hat.

Die

Die Griechen und Juden haben ein Oberhaupt, das man Muteweli nennt. Es ist ihr Generalintendant. Er hat die Aufsicht über die Kopfsteur, welche der Großherr von seinen männlichen Unterthanen, die nicht Moslems sind, erhebt, und richtet die Streitigkeiten, die unter ihnen vorfallen, ohne nöthig zu haben, sich an die andern Beamten wenden zu müssen. Hat der Cadi einen griechischen oder jüdischen Schuldner verurtheilt zu bezahlen, so schickt er seine Sentenz an den Muteweli, der sie vollstrecken läßt, wenn er es für gut befindet. Dies sind die vornehmsten Beamten der Insel. Sie scheinen sich alle zu ihrem Ruin verschworen zu haben. Ich will Ihnen einige Beyspiele davon erzählen, für deren Wahrheit ich stehn kann.

Der Boden von Rhodis ist trocken und sandig. Allein die vielen Quellen, die ihn wässern, befeuchten das Erdreich und machen es gesegnet. Der Roggen gedeiht hier vortreflich. Man bäckt aus seinen gelben schweren Körnern, die voll von einem schneeweissen Mehl stecken, vortrefliches Brod. Besäet man nur die Hälfte von den Ländereyen, die dazu tauglich sind, so würden die Rhodiser mehr Korn bekommen, als sie zu consummiren vermögen, und es in die Fremde ausführen können. Allein die Türken trei-

treiben keinen Ackerbau, und die Griechen lassen die prächtigsten Ebenen brach liegen, weil sie mit Frohnen überhäuft sind, die ihnen der Muteweli zu seinem Vortheil auferlegt, und weil sie nicht wissen, ob man sie die Früchte ihrer Arbeit genießen lassen wird. Der Pascha könnte mit einem Worte die Erde mit den Schätzen des Ackerbaus bedecken, denn er ist König, und brauchte nur den Landmann seines Schutzes zu versichern. Aber er weis nicht, ob er Morgen noch Pascha ist, und mag nicht für seinen Nachfolger arbeiten. Dazu gesellt sich ein wichtigerer Bewegungsgrund. Das Elend des Landes ist sein Reichthum. Da Rhodis nicht so viel hervorbringt, als zum Unterhalt seiner Einwohner erfodert wird, so läßt er in Karamanien Getraide wohlfeil aufkaufen, das von geringerer Güte ist. Er läßt es in kleinen Quantitäten zu Markte bringen, um den Preiß zu steigen. Und was noch entsetzlicher ist, zu den Preiß, den der erste Scheffel der neuen Erndte gekostet hat, müssen auch alle die übrigen, das ganze Jahr durch verkauft werden. Dieses ist ein unverbrüchliches Gesetz, und sollte ein Theil des Volks darüber zu Grunde gehn. Ein so schändliches Monopol macht zwar die schnell reich, die es treiben, hat aber die traurigsten Folgen. Es vertrocknet die Quellen

len des Handels und des Landbaus, es erstickt die Industrie der Einwohner. Was vermag eine Nation, der es an den ersten Bedürfnissen des Lebens gebricht? Auch klagen öffentliches Elend und schreckliche Entvölkerung laut diese fehlerhafte Landesverwaltung an.

Die Insel Rhodis enthält zwey Städte; die Hauptstadt und das alte Lindus; in der ersteren wohnen Türken und eine kleine Anzahl Juden.

Fünf Dörfer, die von Moslems bewohnt sind.

Fünf Flecken und ein und zwanzig Dörfer der Griechen.

Anzahl der Familien.

Türken	4700
Griechen	2500
Juden	100
	7300 Familien.

Rechnet man auf die Familie fünf Personen, so kommen 36500 Einwohner heraus. Nun hat aber die Insel einen Umfang von 40 Lieues. Auf einer so großen Fläche befinden sich also weniger Menschen als in einer mittelmäßigen französischen Stadt. Und doch ist Rhodis so fruchtbar, und würde, wie sonst, einen Ueberfluß an

Ge-

Getraide, Oel, vortreflichen Wein, Wachs und Bauholz hervorbringen. Allein der Despotismus, der Monopol der Großen, verhindern die Fortpflanzung der Menschen, und ersticken sie in der Geburt. Auch entspricht der Betrag der Einkünfte der Insel vollkommen der Anzahl und Armuth der Rhodiser.

Betrag der Einkünfte der Insel Rhodis.

	Piaster oder halbe Laubthlr.
Kopfsteuer,	42500
Der Erndte-Zehnten,	23050
Die Mauth,	3500
Abgabe von Häusern,	6250
Wachs-Pacht,	10300
Vom Vieh,	800
Pacht der Bäder,	1200
An den Thoren,	200
Vom Salze,	700
Von den Weingärten,	600
Neues Kopfgeld von jedem Griechen oder Juden	900
	90000

Neunzigtausend Piaster, oder 45000 Laubthaler, bringt also die Insel dem Großherrn ein. Von dieser Summe muß man abziehn

55500 Piaster,

welche

welche angewendet werden, die Wächter in den Städten und Dörfern, und die Inspektoren der Landgüter zu besolden, die Moskeen zu unterhalten, und das Almosen an Brod und Suppe zu bestreiten, das der Sultan an die Armen spenden läßt: es kommen also in seinen Schatz nicht mehr denn

34500 Piaster.

Diese große Insel trägt demnach den Osmannschen Beherrschern weniger ein, als in Frankreich Landgüter von einigen „Lieues“ ihren Besitzern eintragen. Fragen Sie mich nicht, Madam, was aus dem mächtigen Volke geworden ist, das seine vortheilhafte Lage, seine Waldungen, seine Häfen, die Reichthümer seines Bodens, zu nutzen verstand, und das mittländische Meer mit seinen siegreichen Flotten bedeckte? Ich habe es Ihnen schon gesagt; es verlor seine Freiheit, und mit ihr, sein Genie, und seine Wissenschaften.

Von drey Städten, die nach der Fabel, die Kinder der Sonne stifteten, hat Lindus allein merkwürdige Ueberbleibsel hinterlassen. Noch trift man auf einem erhabenen Hügel, welcher das Meer überschaut, die Ruinen des berühmten Tempels der Minerva Lindia an, den Cadmus mit prächtigen Opfern bereicherte, und den die

Ein

Einwohner, Pindars siebente olympische Ode, mit goldenen Buchstaben geschrieben, heiligten. Die Trümmer seines Gemäuers, die aus ungeheuern Steinmassen bestehn, verrathen den egyptischen Geschmack. Die Säulen und die übrigen Zierrathen sind weggeschaft worden. Auf dem höchsten Gipfel des Felsens erblickt man die Ruinen des Schlosses, das der Stadt statt Citadelle war. Das neue Lindo liegt am Fuß dieses Bergs. Eine tiefe Bucht, die ins Land hineingeht, dient ihr zum Hafen. Die Schiffe finden hier einen guten Ankergrund zu 8 und 12 Klaftern. Sie sind vor dem Südwestwind gesichert, der in der rauhesten Jahreszeit regiert. Man ankert zu Anfang des Winters bey einem kleinen Dorfe, Massary genannt.

Ohngefehr in der Mitte der Insel erhebt sich ein hoher Berg, der ganz Rhodis dominirt. Man nennt ihn Artemira. Ich halte ihn für den Berg Atabyris, dessen Strabo erwähnt. Es stand ein Jupiters-Tempel darauf, der aber nicht mehr vorhanden ist. Er ist durch eine kleine Kapelle ersetzt geworden, zu der die Griechen wallfahrten. Artemira ist sehr steil. Man kann nicht hinauf reiten, sondern man muß ihn zu Fuß ersteigen, und braucht vier Stunden, um auf seinen Gipfel zu kommen. Wenn man oben

ist,

ist, genießt man eines herrlichen Blicks. Man entdeckt am Rande des Horizonts in Nordosten, die Gipfel des Cragus; gegen Norden die hohen Küsten von Karamanien; im Nordwesten kleine im Archipelagus zerstreute Inselchen, die wie leuchtende Punkte erscheinen; in Südwesten die Wolken gegürtete Spitze des Idaberges; und gegen Mittag und Südosten die ungeheuere Strecke Wasser, welche die afrikanische Küste benetzt. Diese ferne Aussicht verändert sich mit jedem Augenblicke, nachdem sie mehr oder weniger von den Stralen der Sonne erleuchtet wird. Der Zuschauer, wenn er seine Augen an diesem großen Gemälde geweidet hat, senkt sie mit Vergnügen auf die Insel, die er sich zu seinen Füßen runden sieht. Er bemerkt hier und da auf den höchsten Bergen alte Fichten, welche die Natur dahin gepflanzt hat. Vor Zeiten bildeten sie dichte Wälder, über deren Erhaltung die Rhodiser zum Besten ihrer Marine sorgfältig wachten. Jezt sind diese schöne Bäume gar dünne gesäet, weil die Türken sie zum Bau der Karavellen des Großherrn fällen, und keine wieder anpflanzen. Diese einsamen Oerter dienen den wilden Eseln zur Zuflucht, die sehr geschwinde Läufer sind.

Jen-

Jenseits dieser ersten Höhen senkt sich der Boden, und formirt bis zum Meer hinab, verschiedene Amphitheater von Hügeln. In dem größten Theile der Insel neigt sich die Küste unmerklich, und verlängert sich in einem sanften Abhange bis unter das Wasser. Auch können fast überall die Schiffe eine Ankertaus-Weite vom Ufer liegen. Die meisten Hügel sind mit Dorngesträuche oder unnützen Heidekraut bedeckt. Einige tragen Weinstöcke, die noch jenen parfumirten Wein geben, den die Alten so hoch schätzten. Er ist sehr angenehm von Geschmack, und läßt im Munde einen Blumenstrauß-Duft zurück. Es wäre leicht ihn zu vervielfältigen und ganze große Hügel damit zu bepflanzen, die ohne Kultur sind.

Von den schattigen Gipfeln des Artemira-Bergs rieseln unzählige Quellen herab, und befeuchten die Ebnen und Thäler. Man trift um den Dörfern einige angebaute Aecker und Baumgärten an, wo die Feigen-, Granat- und Pomeranzen-Bäume zwar ohne Ordnung und Geschmack gepflanzt sind, aber doch lachende Schattenlauben bilden. Die Pfirsichen *), die zu Plinius Zeiten zu Rhodis keine Früchte trugen,

sind

*) Rhodis war der erste Ort, wohin man sie aus Egypten verpflanzte. Plinius, lib. 15. c. 13.

sind heutiges Tages fruchtbarer, aber ihre Pfirsichen haben weder den Geschmack noch das Wasser der unsrigen, weil man hier zu Lande nichts vom Pfropfen versteht. Der Palmenbaum blüht noch wie zu Theophastres Zeiten, ohne Früchte zu tragen. In Egypten und den benachbarten Gegenden trägt er sie. Es giebt auf unsrer Erdkugel eine Linie, welche die Natur jeder Baumart gezogen hat. Ueber diese Linie hinaus wachsen einige nicht mehr, andre vermögen nicht Früchte zu erzeugen.

Es thut einem wehe, wenn man die Insel durchstreifet, so manches üppiges Thal, ohne Hütte, ohne Wohnplatz, selbst ohne Kultur anzutreffen. Wilde Rosen bekleiden da den Fuß der Felsen; blühende Myrthen erfüllen die Luft mit ihren Wohlgerüchen; Büsche von Oleander schmücken die Bäche mit ihren schimmernden Blüthen; aber da ist niemand, der die Fruchtbarkeit des Bodens zu nutzen, und seiner Wohlthaten sich zu freuen suche!

Die Griechen sind schuldlos an dieser strafbaren Indolenz. Sie befinden sich in der Unmöglichkeit den geringsten Versuch zu ihrem oder des gemeinen Wesens Besten zu wagen. Das ruinirende Monopol des Pascha bindet ihnen die Hände; die unaufhörlichen Frohnen des Nazir

überhäufen sie mit Arbeit. Dieser Intendant des Seewesens bedient sich ihrer den größten Theil vom Jahre, Holz zum Bau der Karavellen fällen zu lassen. Sie sind genöthiget es mit unendlicher Mühe nach Rhodis zu schaffen. Für den Transport eines großen Baum's, der viele Menschen eine lange Zeit beschäftigt hat, bezahlt er nicht mehr als 15 Sols, nach französischem Gelde *); der Großherr hingegen muß jeden solchen ins Arsenal abgelieferten Balken mit sechszig Livres tournois **) bezahlen.

Da der jetzige Nazir weder lesen noch schreiben kann, so ist er gezwungen sich bey seinen Rechnungen griechischer Schreiber zu bedienen, die kein Geheimniß aus seinen Unterschleifen machen. Der Gehalt der Arbeiter, die auf den Werften arbeiten, ist von der Pforte bestimmt; er zieht ihnen die Hälfte ab. Regnet es nur eine Stunde, so wird die Arbeit des Tages für nichts gerechnet. Dazu kommt, daß er auf dem Papiere die Anzahl der Arbeiter duplirt. Auch sind die Karavellen, die man zu Rhodis baut, sehr schlechte Schiffe. Sie bleiben so lange auf den Werften, daß sie zuweilen schon halb verfault sind, ehe sie noch ihre Vollkommenheit er-

*) Ohngefehr 4 Groschen 6 Pfennige, sächsisch.
**) Zehn Laubthaler.

erreicht haben, das hindert aber nicht, daran fortzuarbeiten. So wird der Nazir geschwind reich. Von allen Seiten klagt das Geschrey der Verzweiflung seine Ungerechtigkeit an; aber es wird nicht darauf geachtet. Der schändliche Mann hat sie schon zum voraus mit Gold aufgewogen. Er hat sich die Gunst des Kapudan-Pascha durch volle Beutel zu versichern gewußt, und fürchtet keine Strafe.

Ich schliesse meinen langen Brief mit ein paar Worten über den National-Karakter der Rhodiser. Klima, Regierungsform und Religion, modificiren ihn, wie bey allen Nationen. Die Insel genießt einer lieblichen Temperatur. Die Luft ist hier rein und gesund. Man weis nichts von ansteckenden Seuchen, wenn sie nicht von andern Orten dahin gebracht werden. Die Westwinde, die neun Monate regieren, mäßigen die Sommerhitze. Der Winter wird hier nie von Schnee, Eis und Reif begleitet; an den trübsten Tagen zertheilt die Sonne die Wolken, und zeigt sich wenigstens einige Stunden. Das übrige Jahr durch erleuchtet sie die Insel mit ihren wohlthätigen Stralen, befruchtet ihren Boden, und reinigt die Luft, die von Natur etwas feuchte ist. Tiberius, sagt Sueton, verweilte einige Zeit zu Rhodis, und war entzückt über

die Schönheit des Landes, und seine Zuträglichkeit für die Gesundheit. Dieser schöne Himmel, und diese reizende Temperatur haben einen ausgezeichneten Einfluß auf die Bewohner. Die Türken, die auf der Insel geboren sind, hab n mehr Sanftmuth, mehr Höflichkeit, mehr Geschliffenheit als in den übrigen Provinzen des Reichs. Da sie weniger als die Griechen der Habsucht der Großen ausgesetzt sind, und in Frieden ihres Eigenthums genießen, so führen sie ein glückliches Leben im Schoße ihrer Familien. Auch trift man unter ihnen Sittlichkeit, Treu und Glauben, und Geselligkeit an. Die Griechen leben zwar unter demselben Himmel, da sie aber gewohnt sind sich unaufhörlich unter den eisernen Zepter zu schmiegen, der sie zermalmt, so werden sie falsch, betrügerisch und lügner. Im Glück sind sie die aufgeblasensten der Menschen, im Unglück niederträchtig und kriechend. Sie haben alle die Laster, welche aus der Knechtschaft entstehn. Unterdessen werden sie, so zu sagen, von der Natur des Klima's gezwungen, und überlassen sich zuweilen Anwandlungen von Freude, allein es ist nicht jene ruhige und reine Freude der Türken, sondern ein lärmender Rausch. Es sind Sklaven, die ihren Stand einen Augenblick vergessen, und mit ihren Ketten tanzen.

Ich habe mich nicht so lange zu Rhodis aufgehalten, daß ich alle diese Bemerkungen selbst hätte sammlen können. Ich verdanke sie meinem Wirthe, dem Herrn Potonier, der fünf Jahre in diesem Lande zubrachte, und es vollkommen kennt.

4.

Hätte die Insel Rhodis eine Seemacht, so könnte sie sich Meister von der Durchfahrt durch die Meerenge machen, welche sie vom festen Lande von Asien scheidet, und den Eingang in den Archipelagus, von der Morgenseite, nach ihrem Gefallen öfnen oder schließen. Dieser Posten würde in den Händen jeder andern Nation als der türkischen, von großer Wichtigkeit seyn.

Wenn man das erstemal in diesen Strichen schifft, so wähnt man sich in der Mitte eines groſsen See's. Man ist beständig von Inseln oder von festem Lande umgeben. Man entdeckt Land auf allen Seiten des Gesichtkreises. Ueberall erblickt man senkrechtabgeschnittene Felsen und drohende Klippen. Aber dieser Anblick ist dem Schiffenden nicht furchtbar. Er weis, daß zahlreiche

reiche Häfen ihm Schutz gewähren. Zu einen solchen Hafen mußten auch wir unsre Zuflucht nehmen, und uns in eine tiefe Bucht der Insel Syme vor einem nahen Sturme retten.

Diese Insel, die ihren Namen von Syme, der Tochter des Yalisus erhielt, hängt von Rhodis ab. Sie ist bloß eine Klippe von geringem Umfange. Der äußerst steinige, von der Sonne verbrannte Boden, trägt weder Getraide noch Früchte. Einige zwischen den Felsen gepflanzte Weingärten, geben einen guten Wein. Das übrige Erdreich ist unfruchtbar. Heide, wilde Mandeln, Dorn- und Myrthen-Büsche an den feuchten Stellen, das ist alles, was man antrift. Die Schwämme, die im Ueberfluß auf der Insel wachsen, sind der einzige Nothbehelf der Einwohner.

Männer, Weiber, Kinder, alle sind Taucher, alle suchen unter dem Wasser das einzige Erbtheil auf, das ihnen die Natur gelassen hat. Sonderlich excelliren die Männer in dieser gefährlichen Kunst. Sie stürzen sich ins Meer, und tauchen bis zu einer sehr beträchtlichen Tiefe unter. Oft thun sie sich Gewalt an, den Athem länger an sich zu halten, und speyen, wenn sie aus dem Wasser kommen, Ströme von Blut. Ein andermal laufen sie Gefahr von den

See-

Seeungeheuern gefressen zu werden. Das Messer, das sie in der Hand führen, würde zu ihrer Vertheidigung nicht hinreichend seyn, da sie aber durch das durchsichtige Element alle Gegenstände vollkommen gut unterscheiden können, so fahren sie, sobald sie einen solchen reissenden Fisch erblicken, schnell aus dem Abgrund empor, und sind in einem Augenblicke wieder in ihrem Nachen. Ich habe alle diese Umstände von einem Taucher des Landes erfahren. Er klagte über heftige Lendenschmerzen, über die Härte seines Gewerbes, und den wenigen Gewinn, den es abwerfe, und in Wahrheit, ich glaube, er hatte nicht Unrecht. Sein zehnjähriger Sohn war in der Barke. Er lehrte ihn sein Handwerk, das einzige Erbe, das er ihm hinterlassen konnte.

Weil uns das böse Wetter einige Tage zu Syme aufhielt, so durchstrich ich die Insel und besuchte das Dörfchen der Taucher. Hier verkündigt alles Armuth und Elend. Die Gassen sind schmal und unreinlich. Die Häuser gleichen elenden Hütten, wo kaum das Tageslicht hineinfällt. Das Volk ist traurig und still, und scheint ganz vom Unglück zu Boden gedrückt. Es verräth jene lebhafte Neugier nicht, welche gewöhnlich Fremde einflößen. Männer und Weiber sind über-

überein gekleidet. Alle tragen ein langes Gewand, einen Gurt, und um den Kopf einen Chale. Man kann sie blos an der Verschiedenheit der Züge unterscheiden. Eine grausame Krankheit sucht sie heim. Der Aussatz, das häßlichste von allen Uebeln, welche die Menschheit peinigen, ist zu Syme sehr gemein. Man sieht die Unglücklichen, die damit behaftet sind, die Hände von weiten nach den Vorübergehenden ausstrecken, und sie mit erstickter Stimme um ein Allmosen anflehn. So versiechen sie einsam und verlassen in unaufhörlichen Schmerzen den Rest eines entsetzlichen Lebens. Der Anblick, den ich vor Augen hatte, machte mich traurig; ich wollte wieder aufs Schiff zurückkehren, als mich ein griechischer Priester durch sein dringendes Bitten in seine Wohnung nöthigte. Er ließ mich auf einen kleinen hölzernen Schemmel sitzen, der einzige Sitz, den er im Hause hatte, und kauerte sich auf eine elende Matte nieder. Er erzählte mir, wie er nach Rom gegangen sey, wie er im Seminar der Propaganda studirt habe, wie man ihn zum Seelenhirten von Syme erkohren, und wie er sein Vaterland allen Reizen Italiens vorziehe. Ich wünschte ihm Glück zu seinem Geschmack und seinen Reisen, und fragte mich insgeheim, wie es möglich sey, daß man

einen

einen solchen Ort liebgewinnen könne? Dieser gute Pope war sehr bejahrt. Ein langer weisser Bart ging ihm bis auf die Brust. Sein Ansehn war ehrwürdig, und entweder, weil er sich glücklich an dem Platze wähnte, den ihm der Himmel anwies, oder weil es ihm wohlthat, sich mit einem Europäer in der italienischen Sprache unterhalten zu können, die er seit seiner vierzigjährigen Abwesenheit von Rom beynah vergessen hatte, genug die Freude funkelte ihm im Auge, und er überhäufte mich mit Komplimenten. Er verließ mich einen Augenblick, um in einen dunkeln Behälter zu kriegen, dem er seinen Keller nannte, und kam mit einem großen Kruge mit Wein zurück. Er füllte einen kleinen hölzernen Napf damit an, tunkte die Lippen hinein, und bat mich zu trinken. Der Anblick des Napfs erweckte mir großen Ekel; ich wäre es gern überhoben gewesen, allein die Rechte der Gastfreiheit verboten es mir; ich würde meinen Bewirther empfindlich gekränkt haben. Ich nahm also den Napf aus seiner Hand, und trank auf seine Gesundheit; er trank die meinige, und bat mich von neuem zu trinken, aber ich bedankte mich. Ich erinnerte mich, daß Philemon und Baucis auch in einer kleinen engen Hütte wohnten, ihr Tisch war nicht über

drey

drey Fuß groß, aber ihre Gefäße waren in ihrer Einfalt sauber und glänzend, und Reinlichkeit diente überall der Dürftigkeit zum Schleyer. Mein guter Alter war so arm wie dieses tugendhafte Paar; er empfing seine Gäste eben so gern und freundlich, allein seine zerlumpte Matte, sein raucheriges Dach, sein rußfarbener Napf, behagten weder dem Auge noch der Nase. Ich dankte ihm für seine Höflichkeit; er wünschte mir glückliche Reise, und wir schieden als gute Freunde.

Wir verließen Syme und kamen der Insel Creta, unserm Bestimmungsorte einsmal so nah, daß wir das Grün ihrer sanftschwellenden Anhöhen unterscheiden konnten, das von ihren Spitzen bis an das Gestade des Meers lief; allein widrige Winde und hohe See zwangen unser zu schwer beladenes Schiff, nach der Insel Casos zu steuern, und da niemand von unserm Schiffsvolk mit dieser Rheede bekannt war, so würden wir sicher an den unzähligen Klippen gescheitert seyn, wenn eine große vor Anker liegende Barke uns nicht den rechten Ankerplatz gezeigt hätte.

Es sind nun schon fünf und vierzig Tage, seit unsrer Abfarth von Alexandrien, daß wir die See halten. Von den Winden umherge-

wor-

worfen und von Insel zu Insel gejagt, suchen wir Candia wie Ulysses sein Itaka suchte. Von Tag zu Tag bekommen seine Reisen in meinen Augen eine größere Wahrscheinlichkeit. Wahr ist's, unsre Matrosen sind würdig der Zeiten des Homers. Beym geringsten stürmischen Wetter verkrochen sie sich in einem Hafen. Seit unsrer Abfahrt von Alexandrien würde ein französischer Kapitain sechsmal die Reise nach Candia gemacht haben.

Der Aberglaube dieser Griechen gleicht ihrer Unwissenheit. Sie glauben in ganzem Ernst ihr Schiff sey behext. Sie sehn mich scheel an und mir ist bange, daß sie mich für den Urheber der Bezauberung halten. Da sie im höchsten Grad Schwärmer sind, so könnte es ihnen leicht einfallen, daß ein Ketzer Schuld an ihrem Unfalle sey, und daß der Himmel besänftigt werder würde, wenn sie ihn ins Meer würfen. Dem sey wie ihm wolle, sie haben so eben im Boote einen griechischen Pope abgeholt, der das Schiff entzaubern soll. Er ist in der Ceremonien-Kleidung; in der einen Hand hält er ein Rauchfaß, in der andern einen Weihwedel. Eine lange Stola hängt über seinem schwarzen Rock. Sein langer Bart, seine gerunzelten Augenbraunen, seine spitzige Mütze, geben ihm etwas Hexen-

renmeistermäßiges. Ein kleines Kind trägt ein Becken mit Weihwasser vor ihm her. Der gravitätische Mann machte den Anfang damit, unsre Kajüte zu besprengen, ohne einen der Anwesenden zu verschonen. Er segnete uns, die Verdecke, die Masten, das Tauwerk ein, er sagte eine Menge Beschwörungs-Gebete wider den Satanas her; hierauf lief er durchs ganze Schiff, mit dem Rauchfaß in der Hand, und räucherte; jeder von uns bekam auch seinen Theil davon, denn wir haben uns alle räuchern lassen müssen. Als die Ceremonie vorbey war, präsentirte uns der Pope ein kleines Becken, worein jeder etwas Geld legen mußte. Beym Abschied versprach er uns eine glückliche Reise, und vielen Heil und Seegen.

Die Matrosen halten sich nun für entzaubert, und sind vergnügt; sie ahnden nicht, daß unsre Schneckenfahrt nicht mit Hexerey, sondern mit sehr natürlichen Dingen zugeht, und daß ihre Unwissenheit in der Schiffkunst allein daran Schuld ist. Aberglauben ist das Kind der Unwissenheit. Er entstand mit dem menschlichen Geschlecht, und wird nicht ehe vergehn als mit ihm. Die Griechen, die mit einer lebhaften und reizbaren Einbildungskraft begabt sind, scheinen von jeher mehr dazu geneigt gewesen zu seyn,

als

als andre Völker; das bezeugen die vielen auf den Inseln des Archipelagus dem Neptun errichtete Tempel, und Iphigenia, die geopfert wurde, um günstige Winde zu erhalten.

5.

Die Insel Casos hat das Schicksal des Archipelagus gehabt, und befindet sich unter der Bothmäßigkeit der Osmannen; aber die Türken wagen es nicht sich auf ihr häuslich niederzulassen, weil sie kein Fort hat. Sie fürchten von den Maltheser-Corsaren weggeschifft zu werden, ein Schicksal das sie zu Antiparos und andern unbefestigten Oertern mehr als einmal betraf. Diese Furcht ist für die Einwohner ein Glück; denn ihr verdanken sie die Ruhe, den Wohlstand und die Freiheit der sie genießen.

Den Tag nach unsrer Ankunft war ich neugierig die Insel zu besehn. Die Schaluppe wurde ins Wasser gelassen, und wir ruderten auf die Felsen zu, welche die Insel umzingeln. Wir wußten nicht wo wir landen sollten. Alles starrte rings umher von drohenden Spitzen, welche die brüllenden Fluthen mit weissen Schaum überzogen.

zogen. Ein Einwohner wurde die Verlegenheit gewahr, in der wir uns befanden. Er ging aus dem Dorfe nach dem Ufer, und zeigte uns durch Winken mit einem Schnupftuch die Stelle, wohin wir unsern Lauf richten sollten. An dieser Stelle senkt sich das Erdreich, und formirt ein Thal, an dessen äußerstem Ende man ein kleines Becken gegraben hat, worinn Barken liegen können. Die Einfahrt ist nicht breiter denn zwölf Fuß, und sehr gefährlich; man muß genau die Mitte halten, denn stieße die Barke ans Ufer, das aus scharfen Klippen besteht, so liefe sie Gefahr in Stücken zu zerfliegen. Dazu kam, daß eine sehr hohe Brandung, in dem Augenblicke unsres Einlaufens, an der Oefnung der Einfahrt ging. Der Casiote rief einen von seinen Landsleuten, sie stellten sich an die Seite, einander gegenüber, und gaben uns ein Zeichen, scharf zuzurudern. In dem Augenblick, wo sich die Schaluppe in der Einfarth befand, hielten sie sie mit langen Stangen ab, daß sie nicht an die Felsen stoßen konnte, und führten sie in Hafen. Diese Passage ist die einzige, durch die man in die Insel kommen kann; die Einwohner könnten sie erweitern, aber sie wollen lieber etwas Gefahr laufen, als mehr von ihren Feinden zu befürchten haben.

Der

Der Casiote, der uns zurechtgewiesen hatte, lud uns höflich ein, ins Dorf zu kommen. Wir folgten ihm mit Vergnügen. Ich war völlig französisch, mit Hut, Degen ꝛc. gekleidet. Es verbreitete sich gar bald das Gerüchte, daß Fremde kämen. Weiber und Kinder verließen ihre Häuser, und erwarteten uns oben auf der Höhe. Sie verriethen viel Neugier, und betrachteten uns aufmerksam. Als wir bey ihnen vorbeygingen, schlugen sie alle sittsam die Augen nieder. Unter der Menge befanden sich einige sehr hübsche. Verschiedne grüßten uns, wünschten uns einen guten Tag, und sagten: „Seyd willkommen!“ Wir antworteten ihnen nach morgenländischer Sitte: „Dieser Tag müsse glücklich für euch und eure Gäste seyn!“

Unser Führer war einer von den vornehmsten Einwohnern der Insel. Er bat mich in sein Haus zu kommen, und führte mich in einen Saal, der, ohne prächtig meublirt zu seyn, überall von Reinlichkeit und Wohlstand zeugte. Ein Sopha ging rundherum: ich mußte mich auf einen erhöheten Platz setzen, und er setzte sich unten hin, indessen wurde das Frühstück bereitet. Nicht lange, so erschien seine Frau und seine Tochter, und trugen in ihren Händen frische Eyer, Feigen und Trauben. Die junge Casiotin

siotin erröthete vor einem Fremden, der ihr ohne Zweifel etwas sonderbar gekleidet vorkam. Während wir mit gutem Appetit frühstückten, und mein Wirth mir in ein geräumiges Glas vortreflichen Wein einschenkte, besuchten ihn die meisten Frauen aus dem Dorfe, grüßten uns, und nahmen ohne Umstände rings im Zimmer Platz. Die Neugier trieb sie hierher. Sie fingen gar bald an sich einander zuzuflüstern, und alle Stücke der französischen Tracht zu zergliedern. Selten kommen Europäer in diese einsame Insel. Ihre Augen, die an geschorene mit einem Wulst oder Chale umwundene Köpfe, an lange mit einem Gurt aufgeschürzte Kleider, und an bärtige Kinne gewöhnt waren, mußten durch unsre lange gelockte Haare, unsre Bartlose Kinne, unsre spitzige Hüte und unsre kurzen Röcke, die nicht weiter bis ans Knie gehn, nothwendig in Verwunderung gesetzt werden. Auch schien ihnen dieser Contrast sehr aufzufallen. Zu Zeiten entwischte ein Lächeln ihren Lippen, und verrieth spaßhafte Bemerkungen. Ich, meiner Seits, betrachtete sie mit nicht geringerm Vergnügen, sonderlich zeichneten sich mir zwey junge Personen aus, die selbst zu Paris schön gewesen seyn würden.

Die

Die eine, die nicht so groß war wie die andre, hatte feurige Augen, von schwarzen Augenbraunen gekrönt, welche zwey gleiche Bögen formirten. Ihr Teint war ein wenig braun, aber sehr lebhaft. Ihre sanftgewölbten Wangen färbte jeder Augenblick mit einer neuen Rosenröthe. Ihr kleiner Mund schien gemacht die niedlichsten Sachen zu sagen. Wenn sie lächelte, machten ihre schneeweissen Zähne einen angenehmen Contrast mit dem Roth ihrer Lippen. Sie schien von Witz zu strotzen, und eine schimmernde Lebhaftigkeit beseelte alle ihre Züge. Pechschwarze, auf den Wirbel des Kopfs hinaufgeschlagene Haare, fielen nachläßig auf einen Hals herab, der den Glanz und die Glätte des Elfenbeins vereinigte. Dieser von der schönen Natur selbst geformte Hals, verlängerte sich in reichen, schönen Ebenmaaßen, und rundete sich zu einem prächtigen Busen, dessen wollüstige Contoure man durch das oben offenstehende Leibchen erblickte, das ohne Ermel war. Ein Rock von einem sehr feinen baumwollenen Zeuge und von blendender Weisse, ging ihr bis auf die Fersen; er war mit einer purpurnen Besetzung eingefaßt, die vier Finger breit und künstlich gestickt war. Ein Gürtel umschloß ihn läßig, und wallte um ihr her.

Die andre machte ihr den Rang streitig. Ihr Wuchs hatte mehr Zierlichkeit, ihre Haltung mehr Edles. Ihre Augen glänzten von einem sanften, schmachtenden Wesen, und athmeten Wollust. Lange, sittsam niedergeschlagene Wimpern verschleyerten ihren Glanz, als ob sie sich fürchtete, die Geheimnisse ihrer Seele zu verrathen. Ihr Teint war weisser, und ihre minder glühenden Wangen glichen Lilien mit einem leichten Rosa-Anstrich. Ihre Züge waren nicht so ins Auge fallend, hatten aber mehr Regelmäßigkeit. Es war ein Verein der bewundernswürdigsten Ebenmaaße. Beym ersten Blick hielt man sie für minder schön; betrachtete man sie aber gnauer, so riß die Vollkommenheit dieses Ganzen zur Bewunderung hin. Der Anblick der ersten begeisterte zur Heiterkeit; man konnte sie nicht ohne Vergnügen anschauen. Die zweyte fiel Anfangs nicht so sehr auf, aber wenn man sie unverwendet angesehn hatte, dann fesselte ein unwiderstehlicher Reiz an sie, und das Herz empfand tiefe Eindrücke.

Alle die Frauenzimmer, die uns mit ihrer Gegenwart beehrten, waren eben so gekleidet. Alle trugen das Leibchen, den Gürtel, den langen baumwollenen Rock. Die einzige Abweichung bestand in der Stickerey, die nach dem

Ge-

Geschmack einer jeden verschieden war, und in der Art die Haare zu befestigen. Einige ließen sie in einer oder in mehrern Locken über die Schultern wallen; andre befestigten sie oben auf dem Kopf, und sie fielen nachläßig auf ihren Hals herab. Die beiden, die ich Ihnen geschildert habe, waren nicht die einzigen, die ich schön fand, aber sie machten den meisten Eindruck auf mich. Glauben Sie nicht, Madame, daß ich im ersten Rausch etwas hinzugesetzt oder verschönert habe. Ich malte was ich sah, was ich fühlte; nicht einen Zug kann ich zurücknehmen. Ich gestehe Ihnen, meine Ueberraschung glich meiner Freude. Ich erwartete auf diesem Felsen unglückliche Sklaven zu finden, die unter dem türkischen Despotismus seufzten, und ich fand ein fröhliges, glückliches, freyes Volk.

Als das Frühstück vorbey war, entfernten sich die Schönen. Mein Wirth führte mich in ein andres Zimmer, und um mir Vertrauen zu den Casioten, und sonderlich zu sich selbst einzuflößen, hohlte er aus einem Kasten ein Certificat, das von zwey Provensaler Schiffskapitainen unterzeichnet war, und bat mich es zu lesen.

Der erste schrieb: „Franzmann, den der „Sturm auf diese Insel verschlägt, traue ihren „Bewohnern! Ich litte an diesen Felsen Schiff-

„bruch, und sie leisteten mir alle den Beystand, „den sich Menschen bey solchen Unglücksfällen „schuldig sind.“

Der zweyte schrieb: „Ich warne meine „Landsleute, welche das Ohngefähr auf die In„sel Dû Gaze *) bringen wird, auf ihrer Hut „zu seyn, und den Einwohnern nicht zu trauen. „Es sind Schelme und Spitzbuben, und Fremd„linge haben alles von ihrer Gottlosigkeit zu „fürchten.“

Ich gab diese sonderbare Schrift an meinen Wirth mit einer zufriedenen Mine zurück, und sagte, ich bedürfe solcher Zeugnisse nicht, um auf seine Ehrlichkeit zu bauen. Er hob das Papier sorgfältig auf, weil er glaubte, einen Schatz darinn zu besitzen, und diese Zuversichtlichkeit brachte mir eine gute Meinung von ihm bey. Wahr ist's, er verstand den Inhalt nicht, und wußte nicht, daß ihn der zweyte Kapitain betrogen hatte. Ich wollte ihn auch nicht aus einem Irthum reissen, der ihm werth zu seyn schien; über dieses konnte dieses doppelsinnige Certificat bey den Lesern nichts weiter als ein nützliches Mistrauen wirken. Ich meines Theils hielt mich an das erste Zeugniß, und fuhr fort mit

*) So nennen die französischen Seefahrer die Insel Easos.

mit den Cassioten im vertrauten Umgange zu leben. Ich brauchte bloß die Vorsicht, nicht anders als in Begleitung eines Bedienten, und wohlbewafnet, unter ihnen zu erscheinen. Aber diese Sorge war vergebens. Ich erfuhr von ihnen keine andre als gute Begegnungen.

Da ich die Insel genauer zu kennen wünschte, so verließ ich das Dorf, und nahm meinen Weg auf den höchsten Berg. Ich erreichte ihn nach einem Marsch von einer Stunde. Man entdeckt von seiner Spitze Carpathe, das gar nicht weit entfernt zu seyn scheint, und dessen Küste sich von Osten nach Westen verlängert. Dem Dorfe gegenüber bilden drey gegen Morgen, Abend und Norden liegende Inselchen, die ungeheuere Rheede, auf der wir vor Anker waren. Sie sind wüste, und es wächst nichts als Strauchholz darauf. Unterhalb der Anhöhe, auf der ich meine Betrachtungen machte, stehet eine kleine Kapelle, von einigen Feigenbäumen umringt. Von dieser Stelle geht eine Kette von Hügeln aus, die sich in einen halben Zirkel biegen, und mitten eine Plane von einer Lieue im Umfange lassen. Sie ist von den Einwohnern mit unendlicher Mühe urbar gemacht worden. Sie haben große Felsenblocke und Steinmassen ausrotten müssen, die nun zu einer Einfassungs-

mauer

mauer dienen. Dieser ganze Fleck ist in Stücke unter die Casioten vertheilt. Sie bestellen es mit Gerste und Korn, wenn die regnichte Jahreszeit anfängt, die vom Oktober bis in Februar dauert. Der Regen hält nicht beständig an, aber es fällt welcher nur in diesen Monaten. Das übrige Jahr hindurch ist das Wetter heiter und klar. Alle Tage sind schön, alle Nächte gestirnt. Die Seewinde mäßigen die Hitze, und man genießt unter dem schönen Himmel einer lieblichen Temperatur, und einer fast unwandelbaren Gesundheit. Die Abhänge der Hügel sind mit Weinstöcken bedeckt, die einen sehr angenehmen Wein geben. Ich wunderte mich, wie diese emsigen Insulaner hatten Felsen urbar machen können, die kaum mit ein paar Zoll Erde bedeckt waren, und freute mich, wenn ich überlegte, daß sie für ihre Arbeit belohnt werden, und daß die Insel zu ihrem Unterhalt hinreichend ist.

Als ich meine Neugier befriedigt hatte, kehrte ich in meine Herberge zurück. Man erwartete mich zum Mittagsessen. Ein Huhn mit Reis, frische Eyer, vortrefliche Tauben, Käse und guter Wein, entschädigten mich für die schlechten Mahlzeiten, die ich am Bord gehalten hatte. Die Männer aßen zusammen, und saßen in einem Kreise auf dem Teppich: die Frauenzim-

zimmer speiseten in einem abgesonderten Zimmer. Das ist so Sitte, und ob sie gleich nicht nach unserm Geschmack war, so mußten wir uns doch darein fügen. Gegen dem Schluß der Mahlzeit ließ man die Schaale von Hand zu Hand herumgehn. Man trank auf meine glückliche Reise, und ich trank auf die Wohlfarth der Casioten. Fröhligkeit bemächtigte sich der Gäste, als musikalische Töne uns vom Tische aufjagten. Zwanzig junge Mädchen, alle weiß gekleidet, mit fliegenden Gewändern, und geflochtenen Haaren, traten ins Zimmer. Sie begleiteten einen Jüngling, der auf der Leyer spielte, und sich mit der Stimme akkompagnirte. Verschiedene von den Mädchen waren reizend, alle aber frisch und blühend, und einige hätten es mit den beiden Schönen aufnehmen können, die ich Ihnen beschrieben habe. Es war ein allerliebster Blick! Der gleichförmige Putz dieser Nymphen, die Sittsamkeit, die ihre Reize hob, die Schaamhaftigkeit, die auf ihrer Stirne glänzte, und ihre vom Anstand gemäßigte Munterkeit, das alles hätte mich beynah auf die Gedanken bringen können, daß ich auf die Insel der Calypso versetzt sey. Sie fingen an sich in die Runde zu stellen, und luden mich zum Tanz ein. Ich ließ mich nicht lange bitten. Der

Kreis,

Kreis, den wir formirten, hat was eigenes durch die Art, wie er an einander gereihet ist. Der Tänzer giebt nicht den beiden Personen die Hand, welche die nächsten an ihm sind, sondern den beiden folgenden, so daß seine Arme vor und hinter seinen Nachbarinnen wegkreuzen, welche sich auf die Art, wie die Ringe einer doppelten Kette verflochten finden. Diese Verschlingungen haben ihr Angenehmes, und man fühlt warum? Mitten im Kreis stand der Musikant. Er spielte und sang zu gleicher Zeit. Alle beobachteten genau den Takt, sowohl im Vorwärtsgehn, als im Rückweichen, oder wenn sie sich um ihn herumdrehten. Ich meiner Seits ließ mich führen, und war weniger mit dem Tanze als mit den Tänzerinnen beschäftigt.

Den folgenden Tag durchstrich ich das Dorf; es besteht aus einhundert Häusern, wo in jedem eine Familie wohnt. Alle sind von Stein und sehr dauerhaft gebaut. Gewöhnlich enthalten sie zwey oder drey niedrige Säle mit einem Paar Zimmern darüber. Jedes Haus hat seinen Ofen, und seine in Felsen gehauene Cisterne. Man füllt diese Cisternen zur Regenzeit, und das Wasser erhält sich rein und klar darinne. Außerdem trift man auch noch hundert Schritte unter-

terhalb des Fleckens eine schöne Quelle an, welche das ganze Jahr durch läuft.

Ich ging in einige Häuser, und fand die Frauenzimmer mit Spinnen, Stricken und Verfertigung der schönen baumwollenen Zeuge beschäftigt, worein sie sich kleiden. Ihre Weberstühle sind klein, aber gut eingerichtet. Sie arbeiten mit großer Geschwindigkeit. Ueberall erblickte ich Emsigkeit, Industrie, und eine angenehme Reinlichkeit. Da ich von einigen meiner Tänzerinnen recht gut empfangen wurde, so ließ ich mich ins Gespräch mit ihnen ein, und fragte sie, warum man so viele hübsche Frauenzimmer auf ihrer Insel, und so wenig Mannspersonen fände? (denn ich hatte deren kaum fünf oder sechse angetroffen.) Sie gaben mir zur Antwort, die Casioten brächten das Frühjahr, den Sommer und einen Theil des Herbstes zu Schiffe zu. „Sie treiben, setzten sie hinzu, im Archipe„lagus Kaufmannschaft, kommen von Zeit zu „Zeit zurück, um ihre Familien mit dem, was „sie brauchen, zu versorgen, bringen aber nur „den Winter bey ihnen zu. Sie bestellen die „Felder im November-Monate, erndten im „März, und begeben sich dann gleich wieder auf „die See. Da die Produkte der Insel nicht so „reichlich sind, um alle Einwohner zu ernähren,

„so

„so sind sie gezwungen anderwärts Unterstützung „zu suchen. Mit diesem Beystand leben wir zwar „nicht im Ueberfluß, aber doch wenigstens in ei„ner süßen Mittelmäßigkeit. Die Söhne begle„ten ihre Väter, und bilden sich zu Seefahrern. „Während ihrer Abwesenheit spinnen wir Baum„wolle, und weben einen Theil von ihren und „unsern Kleidern.“

Bey meinen Besuchen bewunderte ich die Ordnung und Weisheit dieser kleinen Republik, den Frieden und die Eintracht, die unter ihren Gliedern herrschte, und sonderlich jene sanfte Freude, jene Zufriedenheit, die auf ihren Gesichtern stralte. Glückliches Volk! dachte ich dann bey mir selbst, Ehrsucht und Ränke stören deine Ruhe nicht! der Durst nach Golde verdirbt nicht deine Sitten, und dir sind die Zwiespalte, Zänkereyen und Laster unbekannt, womit er die Erde ansteckt! Auf deiner Insel tritt kein auf seine Titel oder Schätze Stolzer, seinen demüthigen Landsmann mit Füßen; und kein kriechender Knecht schmeichelt hier den Lastern seines Herrn. Der Mensch ist hier dem Menschen gleich, und kein Casiote erröthet oder erniedrigt sich vor einem andern Casioten. Wechselseitige Achtung und Ehrerbietung vereinigen sie, und

Mit-

Mittelmäßigkeit und Gleichheit sind die dauernden Grundfesten ihrer Glückseligkeit.

Um der Wahrheit jedoch treu zu bleiben, muß ich bekennen, daß ich in meinen Unterredungen mit einigen dieser schönen Casiotinnen, ihnen ein schmeichelhaftes Gemälde von dem Leben unsrer Französinnen entwarf. Ich schilderte sie ihnen in zierlichem Putze, oft mit Gold, Seide und Juwelen bedeckt, in prächtigen Wagen kutschirend, von Festen zu Festen, von Schauspielen zu Schauspielen fliegend, von Anbetern umringt, und bloß mit ihren Vergnügungen und mit unaufhörlichen neuen Freuden-Genussen beschäftigt; ich malte, wie man sieht, nur die Rosenfarbene Seite eines so herrlichen Lebens. Sie schienen entzückt, seufzten über sich selbst, warfen einen Blick der Verachtung auf ihre Insel, und hätten auf der Stelle nach Frankreich versetzt seyn mögen; so sehr ist das menschliche Herz geneigt, der Glückseligkeit zu entsagen, die es genießt, um sich den glänzenden Schimären zu überlassen, welche die Einbildungskraft ihm darstellt.

Unter andern besuchte ich einsmal zwey Schwestern, die man mir als sehr liebenswürdig beschrieben hatte. Traurigkeit herrschte in ihrer Wohnung, und mitten unter ihren Beschäf-

tigungen entfuhren ihnen Seufzer. Die älteste, ohngefehr achtzehn Jahre alt, war groß, wohlgemacht, und von einer höchst interessanten Figur. Sie hatte sich nicht auf dem Balle befunden. Tiefe Schwermuth trübte ihre Schönheit; die Farbe ihrer Wangen war fast verbleicht; eine sterbende Flamme glänzte in ihren Augen; Thränen glitten unter ihren langen Augenwimpern hervor: sie war so rührend! — Ihre junge Schwester theilte ihren Schmerz, und glich einer Blume, die im Schatten steht, und nicht von den sanften Stralen der Sonne erwärmt wird, sondern in ihrer ersten Blüthe dahin welkt. Gern hätte ich diese schönen Betrübten getröstet, allein ich hatte kein Recht über ihre Herzen, und konnte ihnen in so kurzer Zeit nicht Interesse genug einflößen, um ihre Thränen trocken zu dürfen. Ich erfuhr, daß die eine ihren Mann verloren hätte, den sie liebte. „Es war, „sagte man mir, das schönste Paar auf der Insel; Liebe knüpfte ihr Band, aber kaum waren „sie einen Monat verheyrathet, so litte der unglückliche junge Mann Schiffbruch. Das Meer „verschlang ihn, gleichsam in der Geburt, denn „er war noch nicht zwanzig Jahr alt. Die „Jüngste, die ihrer Schwester zärtlich ergeben „ist, weint mit ihr. Das ist aber nicht der

„ein-

„einzige Kummer, der sie beugt. Sie ist schon „sechszehn Jahr, und noch nicht verheyrathet, „und hier zu Lande sind die Männer selten; „das Meer verzehrt einen großen Theil derselben, und viele von unsern Mädchen müssen ledig bleiben.“

Dieses machte mir's begreiflich, warum man zu Candia, und in vielen anden Städten, Casiotinnen antrift, die ihr Vaterland freywillig verlassen haben. Ohne Beschützer, ohne Verwandte, ohne Freunde, sehn diese junge Schönheiten sich in die harte Nothwendigkeit versetzet, zu dienen, wo ihre Unschuld große Gefahr läuft. Oft lassen sie sich vom Beyspiel oder von reichen Kaufleuten verführen, und leben in Ueppigkeit und Wollust. Ich habe deren verschiedene gekannt, welche die Sitten ihres Vaterlandes vergessen, und jene Treuherzigkeit und Reinigkeit der Seele verloren hatten, welche den Reiz ihrer Landsmänninnen ausmachen.

Während meines Aufenthalts zu Casos langte eine Barke an, die mit Reis, Melonen, Granatäpfeln und anderen Obst beladen war. Fast alle Frauenzimmer verließen das Dorf, und eilten den Berg hinab, um einen Gatten, einen Vater, einen Bruder, oder einen Freund zu bewillkommen. Nie habe ich Freude und Zärtlichkeit

keit stärker ausdrücken gesehn; sie umarmten sie mit Entzücken, drückten sie in ihre Arme, und segneten den Himmel, der sie ihren Wünschen wiederschenkte. Alle Zeichen der Freude, alle Ausdrücke der Liebe, wurden von beiden Seiten verschwendet. Es war ein wahres rührendes Schauspiel. Dies sind die alten Griechen! sagte ich bey mir selbst; dies ist ihre lebhafte, leicht feuerfangende Einbildungskraft! dies ist jene feine Empfindlichkeit, die sie vor allen Völkern der Erde auszeichnete! Dieser Felsen hat sie vor dem türkischen Joch geschirmt, und sie haben ihren alten Karakter gerettet!

Der Nachmittag dieses merkwürdigen Tages wurde der Freude geweihet. Der casiotische Schiffskapitain gab einen kleinen Ball. Ich begab mich auf seine Einladung dahin. Der Saal war von Tänzerinnen umringt. Die Haare waren parfunirt, man hatte die niedlichsten Leibchen, die am schönsten gestickten Gürtel, die weissesten Röcke, angezogen. Man formirte verschiedene Ronden oder Kreise, die Arme auf die gewöhnliche Weise verschlungen. Zwey Leyern und einige Sänger standen auf einem erhöhten Platz, und belebten den Tanz. Fröhligkeit funkelte aus aller Augen. Die jungen zurückgekommenen Seefahrer hatten sich neben ihre Gattinnen

nen oder Geliebten gestellt; sie umschlangen sie im Tanze mit ihren Armen, und fühlten das Klopfen ihres Herzens. Die jungen Griechinnen hatten die Augen niedergeschlagen, und ließen ihre Freude weniger ausbrechen, aber ihr Erröthen und die Unruhe ihres Busens, verriethen nur zu deutlich, daß sie sich in der Nähe von lieben Gegenständen befanden. Jede Bewegung war Genuß. Unsre gekünstelten Tänze haben unendlich mehr Grazie, mehr Eleganz, mehr Majestät, aber wie kalt sind sie gegen diesen einfachen Rund = Tanz. Bey jenen genießt bloß die Eitelkeit, bey diesen redet das Herz zum Herzen, durch einen Blick, ein Lächeln, und sonderlich durchs Berühren.

Die Westwinde hielten uns acht Tage auf der Rheede von Casos auf, und ich dankte dem Himmel dafür. Es that mir so wohl, mitten unter den Sklaven des osmannschen Jochs, einen Felsen von drey Stunden im Umkreise zu finden, wo ein glückliches Volk lebt. Hier ist jeder Hausvater Herr in seinem Hause; er schlichtet die Zwistigkeiten, und seine Aussprüche sind Gesetze. Entstehn Uneinigkeiten unter den Männern, so versammeln sich die Popen und Aeltesten, und legen sie bey; aber dergleichen ereignet sich selten unter Leuten, die alle einander

gleich

gleich sind, und nichts von Armuth noch Reichthum wissen. Alle Glieder dieser kleinen Gesellschaft sind beschäftigt. Ich habe die hübschesten Casiotinnen hinab ins Thal gehn, und, wie in den Tagen des Homers, ihre Wäsche selbst an der Quelle waschen gesehn, die da fließt; diese Arbeit erniedrigte sie nicht; sie heiterten sich durch Gesänge dabey auf. Nur in den Ländern, wo der Reiche die Hände des Armen kaufen kann, schämt er sich die seinigen zu gebrauchen.

Reisende, welche Beobachtungen über Griechen angestellt haben, die dem Osmannschen Druck unterworfen sind, werfen ihnen mit Recht Betrug, Treulosigkeit und Niederträchtigkeit vor. Das sind aber Laster, die nicht in ihrer Natur liegen, sondern die sie dem knechtischen Zustand verdanken, in welchem sie leben. Die Einwohner von Casos sind Griechen; ein Stral von Freyheit leuchtet ihnen, und sie besitzen Industrie, Rechtschaffenheit, Empfindung und Sittlichkeit; man schicke ihnen einen Cadi, einen Muteweli, einen Pascha, und sie werden eben so spitzbübisch, eben so verderbt werden, wie die übrige Nation. Aus dieser Bemerkung läßt sich eine große Wahrheit folgern, nemlich daß der Mensch in dem Maaße gut bleibt oder ausartet, wie man

ihm

ihm seine natürlichen Rechte, Freyheit und Eigenthum läßt oder nimmt.

6.

Endlich haben wir zu Dia dem heutigen Standie uns vor Anker gelegt: sie liegt vier Lieues von der Stadt Candia entfernt, und ist ganz wüste; man findet da weder Dorf noch Bewohner. Die Dorngesträuche, Gebüsche und Hecken, welche seine Felsen bekleiden, dienen den wilden Ziegen zur Fütterung, die sich hier in großer Anzahl aufhalten, und so geschwinde im Lauf durch die Jähen und Abgründe sind, daß es fast unmöglich ist, ihnen nach zu kommen. Standie hat drey Hafen, wo die für Candia befrachtete Schiffe einlaufen. Wir entdeckten die Stadt von der Spitze des Berges, das Meer ging aber so ungestüm, daß keine Barke sich herauswagen wollte, um uns aus diesem Kerker zu erlösen; erst am vierten Tag hohlte uns ein Fahrzeug nach Candia ab.

Das neue Candia, das Kandakh der Araber, das durch die merkwürdige Belagerung so berühmt ist, die es gegen die ganze osmannsche Macht aushielt, und die von 1646 bis 1670 daurete, scheint allerdings den Platz des alten Heraclea einzunehmen. Die Türken haben die

Verwüstungen des Krieas ausgebessert. Die Mauern, welche diese Stadt umgeben, haben über eine Lieue im Umkreise, sind gut unterhalten, und werden von tiefen Gräben vertheidigt, aber von keinem Außenwerke gedeckt. Von der Seeseite ist die Stadt nicht anzugreifen, weil die Schiffe nicht genug Grund finden, um sich zu nähern. Candia ist der Sitz einer türkischen Statthalterschaft; die Pforte pflegt einen Pascha von drey Roßschweifen dahin zu schicken. Die vornehmsten Beamten, und die verschiedenen Korps der osmannschen Miliz halten sich hier auf. Als sie noch den Venetianern gehörte, war sie eine wohlhabende und volkreiche Handelsstadt, aber jezt ist sie sehr von ihrer Größe herabgesunken. Der Hafen, welcher ein niedliches Becken bildet, wo die Schiffe vor allen Winden sicher liegen, füllt sich täglich mehr an. Er kann nur Barken und kleine Fahrzeuge aufnehmen, die über dieses noch von einem Theil ihrer Waaren gelichtet werden müssen. Die Schiffe, welche die Türken zu Candia ausrüsten, sind gezwungen, fast bloß mit ihrem Ballast auszulaufen, und ihre Befrachtung in den standieschen Häfen abzuwarten, wohin sie ihnen durch Boote nachgebracht wird. Dergleichen Fesseln können der Handlung nicht anders als hinderlich seyn, und da die Statthalter nicht darauf bedacht sind, sie zu lösen, so nimmt Handel und Wandel beträchtlich ab.

Can-

Candia, das von den Venetianern verschönert, und mit schnurgeraden Strassen, gutgebauten Häusern, einem schönen Platz und einem prächtigen Brunnen geziert wurde, enthält in seinem weitläuftigen Bezirk nur eine kleine Anzahl von Einwohnern. Verschiedene Viertel der Stadt sind fast öde; das Markviertel ist das einzige, wo man Menschen und Gewimmel sieht. Die Mohammedaner haben die meisten christlichen Kirchen in Moskeen verwandelt, doch haben sie zwey Kirchen den Griechen, eine den Armeniern und den Juden eine Synagoge gelassen. Die Kapuziner besitzen ein kleines Kloster mit einer Kapelle wo der französische Viceconsul die Messe hört. Seitdem sich die französischen Kaufleute nach Canea begeben haben, ist er der einzige von der Nation, der zu Candia lebt.

Ueber eine halbe Stunde weit, um Candia, trift man keinen Baum an Die Türken hieben sie, bey der Belagerung, alle ab, und verwüsteten die Gärten und Baumpflanzungen, die sich um der Stadt befanden. Aber über diese Strecke hinaus ist das Land reich an Getrayde und Obst. Die benachbarten Weinberge geben den Malvesier vom Berg Ida, der würdig ist auf der Tafel der Leckermäuler zu prangen. Dieser Wein, der in Frankreich nicht recht bekannt ist, hat einen Parfüm und sehr ange-

nehmen Geschmack, und wird hier zu Lande sehr geschätzt.

Gleich nach meiner Ankunft zu Candia, that ich mit eilf andern Reisenden eine Wanderung ins Innere der Insel, um die merkwürdigsten Oerter zu beschauen. Unsre Reisegesellschaft bestand aus dem französischen Viceconsul, einem neuen Consul, den wir zu Canea installiren sollten, einigen jungen Kaufleuten, Jengitscheri und wißbegierigen Reisenden, wir waren alle mit Flinten, Pistolen, Säbeln und Degen bewaffnet, denn in einem Lande, wo Gewalt Herr ist, ist diese Art zu reisen die sicherste. Die Bergbewohner und Türken haben Respect vor den Waffen der Franzosen.

Wir erreichten bey guter Zeit die Ruinen von Cnossus, das die neuern Griechen Cnossu nennen: diese Trümmer wollen wenig mehr sagen, weil ihre Nähe wahrscheinlich die Venetianer bewog, sie zur Erbauung der Festungswerke, Wälle und Häuser der neuen Hauptstadt zu verwenden. Als wir vier „Lieues“ Südöstlich von „Candia“ waren, und einen jähen Pfad hinankletterten, benachrichtigten uns unsre Führer, daß wir nahe bey Jupiters Grab vorbeykämen. Wir erstiegen den Berg, um dieses alte Denkmal in Augenschein zu nehmen. Wir erblickten einen Klumpen großer, von der Zeit halbzernagter Steine, welche die Einwohner Jupiters Grab nennen. Die Schriftsteller des Alter-

terthums bezeugen es, daß ein Juviter zu Creta starb, und daselbst begraben wurde. Wahrscheinlich war dieses der Name eines Fürsten, der durch gute Thaten sich um seine Unterthanen verdient machte, und dem man in der Folge göttliche Ehre erwies; man errichtete ihm einen Tempel, den die Zeit zerstört hat, und noch zu den Zeiten der römischen Kayser zeigte man sein Grabmal, mit einer Inschrift, die nach des Chrysostomus Angabe so lautete: „Hier ruht Zan, den man Jupiter nennt.“ Jetzt ist nichts mehr übrig, als obgedachte Steinklumpen.

Als wir den Berg hinabritten, begegneten wir einer Dorfhochzeit, welche sich in das benachbarte Dorf begab. Eine große Anzahl Griechen, auf Pferden und Mauleseln reitend, machten das Gefolge der Braut aus. Ein Trupp junger, schöner Mädchen umringte sie; sie waren mit ihren schönsten Kleidern angethan; ihre langen, weissen Schleyer wallten mit Grazie auf ihre Schultern herab. Die Männer trugen glänzende Gürtel. Jedermann schien lustig und fröhlig. Wir hielten es der französischen Höflichkeit gemäß, die Braut zu begrüssen: wir machten halt, stellten uns in zwey Reihen, an ihren Weg, und gaben eine General-Salve aus unsern Gewehren; die Griechen, welche mit Feuergewehren versehen waren, antworteten uns und wir schieden unter

ter wechselseitigen Höflichkeitsbezeugungen von einander.

Wir gelangten nun in die Ebene, und ob es gleich im November war, so empfanden wir doch eine starke Hitze. Das Kloster St. Georg sollte unsre Nachtherberge seyn; wir kamen über verschiedene Reihen Hügel, welche den Fuß des Bergs Ida gegen Osten formiren, durch eine sehr malerische und manchfaltige Gegend, und durch tiefe Thäler voller Obstbäume und blühender Sträucher, wo wir zwischen den schroffen Bergseiten wie eingekerkert waren. Es war Abend, als wir in den Hof ritten. Anfangs erschreckte die Mönche unsre Anzahl, und der Superior versteckte sich, wie es in solchen Fällen Gewohnheit ist. Aber wir hatten einen Mann bey uns, der die Griechen und ihre Ausflüchte von Grund aus kannte. Dieser wendete sich an einige Mönche, und sagte ihnen, der neue französische Consul von Canäa sey in unsrer Gesellschaft, und könne ihrem und andern Klöstern, bey den Vornehmen des Landes und bey dem Bischof, durch seinen Kredit, wichtige Dienste leisten. Sogleich wurde der Superior sichtbar, bekomplimentirte uns, und Thüre und Thore standen uns offen.

Wir waren sieben „Lieues" geritten, die man für zehn französische rechnen kann. Das hatte unsre Pferde sehr angegriffen. Sobald wir

wir abgestiegen waren, führte man sie eine ganze Viertelstunde im Schritt spatzieren, ehe man sie in Stall zog. Das ist so auf der ganzen Insel Gebrauch; man thut diese Thiere nie in Stall, wenn sie warm geritten sind, sondern läßt sie sich erst in freyer Luft ein wenig abkühlen. Auch sind die hiesigen Pferde gesund, stark, und nicht zu ermüden. Sie klimmen die jähesten Berge hinan, und klettern ohne Anstoß, in Thäler herab, die Abgründen gleichen. Das Leben des Reisenden hängt von der Sicherheit ihrer Füsse ab; oft reitet er auf schmalen Pfaden, am Rande von gräßlichen Tiefen, in die ein Fehltritt ihn ohne Rettung hinabstürzen würde.

Während das Abendessen bereitet wurde, lud uns ein Mönch auf das dringendste in seine Zelle ein. Er liebte den guten Wein, und er glühte auf seinem Gesichte. Er bewirthete uns auf das Beste mit seinem geliebten Rebensafte. Zwar besaß er nur Eine Schaale, aber sie war weit und tief. Er ließ sie Reihherum gehn, und war sehr mit den Lobsprüchen zufrieden, welche wir seinem Wein ertheilten.

Die Mönche des Klosters St. Georg besitzen unermeßliche Ländereyen, und halten zahlreiche Heerden darauf. Sie erndten da Korn, Gerste, Wein, Oel, Wachs, und Honig im Ueberfluß. Die Türken haben sie ihnen unter der Bedingung gelassen, daß sie die Gastfrey-

heit

heit gegen Reisende ausüben sollen. Sie entledigen sich gewöhnlich dieser Obliegenheit ziemlich gut. Mann und Pferd finden bey ihnen Dach und Kost. Diese Klöster sind von großer Hülfe in einem Lande, wo es weder Wirthshäuser noch Karwanserays giebt. Die Reisenden würden sonst gezwungen seyn, ein großes Gepäcke, und alle Bedürfnisse des Lebens mit sich zu schleppen. Diese Mönche bauen ihr Feld selbst, und verdanken ihrer Arbeitsamkeit den Wohlstand den sie geniessen.

Man trug uns ein prächtiges Ambigu auf. Ein gebratener Spanferkel machte die Mittel-Schüssel aus, und um ihm her erblickte man vortreffliches Schöpsenfleisch, Tauben, und sehr gutes Geflügel. Einige Schüsseln mit Granatäpfeln, Mandeln, Weintrauben, frischen Oliven und Honig, bedeckten die Tafel. Dieses Honig war durchsichtig wie Kristall, und köstlich. Es hatte den Parfüm der Blumen, das Delicate des besten Zuckerwerks, und schmeichelte beyden Sinnen, dem Geruch und Geschmack. Der Superior ließ uns die ausgesuchtesten Weine vorsetzen. Der rothe, weisse, und orangenfarbene Wein, den man auf den Anhöhen zieht, welche das Kloster umgeben, empfingen, einer nach dem andern, unsre Huldigungen.

Nach der Tafel führte man uns in einen weitläuftigen Saal, wo wir, trotz der Härte der Betten, uns mit Wollust den

Süs-

Süssigkeiten des Schlafes überliessen. Man hatte dem französischen Consul, Vorzugsweise, ein besonderes Zimmer gegeben, und zwey angefüllte Karafinen neben sein Bette gestellt. Den andern Morgen wollte er sich den Mund ausspülen, und nahm von diesem vermeintlichen Wasser; es war weiss. Wein; er ergriff die andere Karafine, und füllte sein Glas, und siehe da, es war der lautre Brandtwein. Wahrscheinlich ist es bey diesen Mönchen Sitte, dem Gott des Schlafs Libationen zu bringen, oder sich für seine Unerbittlichkeit mit der Flasche zu trösten.

Unsre Absicht war, Gortyna und das Labyrinth zu besuchen; wir nahmen Abschied von unsern gastfreyen Klausnern, die uns noch mit einem Frühstück versorgten, das wir, unterwegens, am Fuß eines Platanen, mit allem Appetit hungriger Wandrer verzehrten. Unser Weg war so mannigfaltig und angenehm als möglich, und reich an malerischen Siten; zahlreiche Heerden von Ziegen und Schafen, weideten an den Abhängen, und in den Klüften der Berge den Thymian, und das Laub der wilden Gesträuche ab; hier gukte ein Dörfchen aus seinen Weingärten auf der Kuppe eines Felsens hervor; dort verkroch sich ein anders im dichten Gehölze. Wir legten so, ohne es zu wissen, einen ziemlichen Weg zurück, und kamen zu einem großen Flecken, dessen

Ein-

Einwohner nicht in dem besten Ruf stehen. Man giebt ihnen Schuld daß sie gern Reisende ausziehen. Wir verliessen uns auf unsre Waffen, und beschlossen, uns wo zu Tische zu bitten. Wir wurden in einigen Häusern sehr übel aufgenommen; die Leute, die darinn wohnten, hatten ein so Unglückschwangeres zweydeutiges Aussehn, daß wir weiter zogen; endlich klopften wir an ein Haus, dessen Besitzer sich bereitwilliger finden liessen. Aber die Tafel unsrer reichen Mönche trafen wir da nicht an. Eyer, Oliven, Honig, und schlechter Käse, waren die einzigen Gerichte, die man uns vorsetzte. Wir bezahlten sie reichlich, und reiseten weiter. Als wir dieses verwünschte Nest verliessen, überhäuften uns viele der Einwohner mit Schimpfreden aber unsre angeschlagne Gewehre, und die blossen Säbel unsrer Jengitscheri, brachten sie bald auf bessre Gedanken. Wir betraten nun die Ebne von Messara, welche sieben Lieues lang ist, und sich gegen Mittag bis ans Meer erstreckt. Sie ist die fruchtbarste an Korn im ganzen Königreich Candia. Der Boden ist vortreflich, und die Erndte täuscht des Landmanns Hoffnung nie. Eine festgeschlagene, schnurgerade Heerstrasse benachrichtigte uns, daß wir Gortyna nah wären; es währete nicht lange, so entdeckten wir die Ruinen dieser Stadt, und brachten einige Stunden mit ihrer Untersuchung zu. Sie

bede-

bedecken eine große Strecke, aber die Denkmähler, welche noch vorhanden sind, gehören nicht ins hohe Alterthum: ein Stadtthor von Backsteinen, das vielleicht eins von den Gebäuden ist, welche Ptolomäus Philopator unternahm, als er die Mauern von Gortyna wieder herstellen wollte; ein Portikus eines Tempels; die Ueberbleibsel der alten Kathedralkirche, welche Titus, der Jünger des heil. Paulus stiftete u. s. w. Diese Trümmer scheinen freilich der Grösse und Pracht des alten Gortyna nicht angemessen, allein man muß überlegen, daß die schönsten Marmorstücke weggeschafft worden sind; (z. B. die Gartenthüren der Türken in den benachbarten Dörfern bestehn aus alten Säulen) und daß der größte und schönste Theil ihrer Zierrathen unter der Erde verschüttet liegt, denn der Boden hat sich hier um ein beträchtliches erhöht. Wenn man nachgrübe, so würde man eine Menge Statüen und kostbare Denkmäler entdecken. Jezt führt der Ackersmann seine Pflugschaar über sie hin, und bedeckt mit Aehren die Ruinen der Palläste und Tempel des alten Gortynas. Das ist das Schicksal alter Städte. Sie sind das Werk der Menschen, und vergehn wie er. So viele, welche vor Zeiten das Schrecken oder die Zierde der Erde waren, Theben, Memphis, Babylon, sind nicht mehr. Glauben Sie, Madam, es wird eine Zeit kommen, wo das

stol-

stolze Paris, das alle Künste und eine ungeheure Volksmenge in seinem Schooß verschließt, auch nicht mehr seyn, und ein neugieriger Reisender unter seinen Trümmern umher wandeln, und die Stätte seiner berühmtesten Paläste und Kirchen suchen wird. Doch trösten Sie sich; diese Epoche ist noch fern!

Wir verliessen die Ebene von Gortyna, und begaben uns nach dem Labyrinth. Der Weg, welcher zu diesem merkwürdigen Orte führt, ist rauh und jäh; wir mußten über eine Stunde bergan steigen, bis wir zum Eingang kamen; wir hatten Ariadnens Faden, das heißt, eine Leine von 400 Toisen Länge mitgebracht, welche wir an der Thüre befestigten, und eine Wache von zwey Jeng-itscheri mit dem Befehl dabey stellten, niemand hinein zu lassen. Die Oeffnung des Labyrinths ist nicht breit, und von der Natur gemacht. Kommt man ein wenig tiefer hinein, so trift man auf einen großen, mit Steinklumpen besäten Platz, der oben ein flaches, in den Berg gehauenes Gewölbe oder Decke hat. Jeder von uns hielt eine große Fackel in der Hand, um sich in dieser dicken Finsterniß zu leuchten. Zwey Griechen trugen den Knaul von der Leine, die sie ab- oder aufwickelten, nachdem es die Umstände heischten. Anfangs verirrten wir uns in verschiedene Gänge ohne Ausgang, und mußten auf demselben Weg wieder umkehren;

end-

endlich fanden wir den rechten Gang. Er ist zur Rechten, wenn man hereinkommt; man steigt auf einem schmalen Pfad hinan, und muß einhundert Schritte auf Händen und Füssen kriechen, weil das Gewölbe so niedrig ist; alsdenn aber wird der Plafond auf einmal höher, und man kann sich wieder aufrichten. Tiefe Dunkelheit war um uns gelagert, und wir befanden uns von allen Seiten von zahllosen Irrwegen umringt, die sich nach allen Richtungen durchkreuzten; die beyden Griechen, welche wir gemiethet hatten, zitterten für Furcht, der Schweiß trof von ihrer Stirne, und sie wollten keinen Schritt vorwärts thun, wenn wir nicht an ihrer Spitze wären.

Die Gänge, welche wir durchstrichen, waren gewöhnlich 7 = 8 Fuß hoch. Ihre Breite wechselte zwischen sechs und zehn Fuß, und manchmal noch mehr. Alle sind mit dem Meissel in den Felsen gearbeitet, dessen Steine von einem schmutzigen Grau, in horizontalen Schichten auf einander liegen. An manchen Stellen hatten sich große Blocke von diesen Steinen von der Decke abgerissen, und drohten herunter zu stürzen. Wir mußten, mit Gefahr von ihnen erschlagen zu werden, uns bücken, um darunter wegzukriechen. Wahrscheinlich rühren diese Beschädigungen von den Erdbeben her, welche auf der Insel Creta sehr häufig sind.

Wir

Wir wollten alle Krümmen und Windungen dieses Labyrinths kennen lernen; wenn wir einen Gang durchstrichen hatten, so kamen wir in einen andern. Oft fanden wir keinen Ausgang, und mußten wieder umkehren. Manchmal erstaunten wir, uns nach langen Umwegen wieder auf demselben Platz zu befinden, von dem wir ausgegangen waren. Dann hatten wir mit unsrer Leine eine große Strecke vom Berge umwunden, und mußten sie aufwickeln, und denselben Weg zurückkehren. Es ist unmöglich zu beschreiben, wie vielfach und verschlungen alle diese Wege sind. Einige bilden Bogengänge, welche unmerklich zu einem grossen, von ungeheuren Pfeilern getragenen Platz führen, von dem drey oder vier Strassen nach der entgegengesetzten Seite auslaufen. Andre theilen sich, nach langen Umschweifen, in verschiedne Arme. Wieder andre verlängern sich weit, endigen sich am Felsen und zwingen den Wanderer zur Rückkehr. Wir wanderten mit großer Vorsicht, in den Krümmen dieses Labyrinths und in der ewigen Finsterniß umher, die hier herrscht, und die unsre Fackeln kaum zu erhellen vermochten. Die geschäftige Einbildungskraft schuf sich tausend Spucke, Abgründe, die sich unter den Füssen öffneten, laurende Ungeheuer, mit einem Worte, eine Menge Hirngespinnste, die nicht existirten.

Die

Die Vorsorge, die wir gebraucht hatten, unsre Reise mit Ariadnens Faden anzutreten, und ihn von Entfernung zu Entfernung anzubinden, aus Furcht, daß er zerreissen möchte, erlaubte uns Wanderungen nach allen möglichen Richtungen anzustellen, was Belon, Tournefort, Pokoke, aus Mangel gleicher Hülfe, nicht hatten thun können. An verschiedenen Stellen des mittlern Eingangs bemerkten wir die Jahrszahl 1700 mit Bleystift von der Hand des berühmten französischen Botanikers angeschrieben. Ein Faktum, das er anführt, und das wir, wie er, bewunderten, ist die Eigenschaft des Steins, die Namen, die man hineingegraben hat, erhaben zu machen. Wir sahn verschiedene von diesen, anfangs tief eingeschnittenen Zügen, die jezt über zwey Linien hoch waren. Die Materie ist weisser als der Stein *). Wir erreichten das Ende des Ganges, dem Tournefort gefolgt war, und fanden einen großen Saal, wo verschiedenes angeschrieben stand; die älteste Schrift ging aber nicht über das 14te Jahrhundert hinaus. Ein andrer ähnlicher Saal liegt zur Rechten. Jeder von diesen Sälen mag ohngefähr 24=30 Fuß ins

*) Einige von uns gruben ihre Namen, 1779, tief in den Stein, und jezt, (1787) da ich dieses drucken lasse, erfahre ich, daß diese Aushöhlungen sich schon mit dem ausschwitzenden Steinsaft angefüllt und eine Linie hoch erhoben haben.

ins Gevierte groß seyn. Wir mußten fast unsern ganzen Knaul abwickeln, um bis hieher zu kommen. Wir brachten drey Stunden in dem Labyrinth zu, und hörten nicht auf zu gehn, ohne uns schmeicheln zu können, Alles gesehn zu haben. Es ist gänzlich ohnmöglich, daß sich ein Mensch, ohne Faden und Fackel, herausfinden könnte.

Auf unsrer Rückkehr besuchten wir noch einen Seitenweg, den wir nicht kannten. Er brachte uns zu einer schönen, kuppelartigen Höhle, welche von den Händen der Natur gebildet war; sie hat keine Stalaktiten; auch trift man in allen diesen unterirrdischen Gängen dergleichen nicht an, weil kein Wasser durchsickert. Alles ist hier trocken, und die Luft hat einen sehr widrigen Geruch, weil sie durch keine frische ersetzt wird. Viele Tausende von Fledermäusen, deren Unflath haufenweise umher liegt, sind die Bewohner dieses finstern Aufenthalts, und die einzigen Ungeheure, die wir antrafen. Wir verliessen das Labyrinth mit grossem Vergnügen, und athmeten mit Wonne die frische, äußere Luft. Die Nacht fing an ihren Schleyer auszubreiten. Wir eilten den Berg hinunter, und kehrten in einem nahen Meyerhof ein, wo ein Türke uns gastfrey aufnahm. Der Teppich, der unser Tischtuch gewesen war, diente uns auch zum Bette, und wir legten uns gestiefelt und gespornt darauf. Den andern

dern Morgen brachen wir mit Sonnenaufgang auf, und belohnten unsern Wirth, der nahm, was wir ihm geben wollten.

Der Berg Ida erhob sein majestätisches Haupt über das gedoppelte Amphitheater von Unterbergen und Hügeln, das zwischen ihm und uns war. Wolken umgürteten eine Zeitlang den Gesetzen der anziehenden Kraft gemäß seine Gipfel, und löseten sich zuletzt in unmerkliche Tropfen auf; andre nahmen ihre Stelle ein, und zergingen wie sie. Diese anziehende, allgemein verbreitete Kraft, welche die Wolken gegen die Gipfel der Berge treibt, ist der Ursprung der Quellen, Brunnen, Bäche und aller Flüsse der Welt. Wenn sie sich in den höhern Regionen befinden, wo Kälte die Flüßigkeiten verdichtet, verwandelt sich das Wolkenwasser in Hagel und Schnee; erreichen sie aber nur eine Mittelhöhe, wo die Kälte nicht so stark ist, so schmelzen die Wolken in Nebel, Regen und starken Thau. Sind die Berge mit Wäldern bedeckt, so werden die Quellen und Bäche zahlreicher, weil die Blätter der Bäume vorzüglich die Eigenschaft haben, die in der Atmosphäre verbreitete Feuchtigkeit auszusaugen. Um einem dürren Lande Wasser zu verschaffen, brauchte man blos mit hochstämmigem Gehölze die Gipfel der Hügel zu bepflanzen. Wenn man die Alten den Glaucus und Xantus, welche in Anadoli fliessen, und jetzt bloße

Bäche sind, mit dem Namen Flüsse beehren sieht, so möchte man ein Mißtrauen in ihre Treue setzen: aber wenn man bedenkt, daß die Gebirge, wo diese Flüsse entspringen, jezt von Bäumen und Erdreich entblöst sind, und dem Lauf der Wolken keine Schranken mehr entgegensetzen, statt daß vor Zeiten ihre mit Wäldern gekrönte Gipfel sie um sich her häuften, und ihre Feuchtigkeit tranken, so bleibt kein Zweifel übrig, daß der Glaucus und Xantus, so wie viele andre, den Namen Fluß sehr wohl verdienten.

Es wurde immer dunkler auf dem Ida, und nicht lange, so sahn wir seine Glatze mit Schnee bedeckt, und über ihn des Winters schimmernde Hülle geworfen. Wir, die wir ein 1200 Toisen niedriger waren, genossen des schönsten Wetters. Der Himmel war heiter und rein, und die Sonne durchwandelte die Lasurbläue des Himmels, in dem ganzen Glanz ihrer Glorie. In den tiefen Thälern, die sich zu unsrer Linken ausdehnten, faßten Myrthen und Oleander das Bette der wilden Wasserströme ein. Grüne Bäume schmückten den Fuß des Berges, und im Novembermonate trafen wir Lauben an, deren Grün so frisch war, wie in den Tagen des Frühlings.

Der Berg Ida fängt gegen Candia an, und zieht sich von Osten nach Westen, bis zu den weissen Bergen. Er ist der höchste Berg

auf

auf der Insel. An vielen Stellen liegt das ganze Jahr Schnee auf ihm. Von seinem Gipfel entdeckt man das Cretische und Libysche Meer. Der Blick umfaßt einen unermeßlichen Gesichtskrays, und man sieht verschiedene Inseln des Archipelagus, als Cythere, Milo, Argentiera. Im Sommer, wenn der Schnee geschmolzen ist, geben seine Abhänge vortrefliche Triften ab; auf der Seite von Candia besitzt er Wälder, die größtentheils aus Ahornbäumen und Steineichen bestehn; gegen Mittag sind seine Seiten mit Erdbeerbäumen, Andrachnen, Cistusrosen und Alaternen besetzt, und gegen Osten schmücken sein Haupt Fichten, Cypressen und Cedern; unzählige Bäche und Quellen stürzen sich von allen Seiten von den Gipfeln des Bergs, und befeuchten die Thäler und Ebenen; auch enthält er einen Schatz von seltenen Kräutern für den Botaniker. Die Manchfaltigkeit und der Reichthum der Landschaften, die unsere Augen unaufhörlich entzückten, machten uns die Gefahr vergessen, in der wir uns befanden; denn eine ganze Lieue lang, ritten wir am Abhange eines hohen Hügels hin, und auf einem Pfad, der über einem Abgrund von 200 Fuß schwebte, eine schroffe Wand auf der andern Seite hatte, und so schmal war, daß seine Breite an manchen Stellen nicht über $1\frac{1}{2}$ Fuß austrug, und man nicht so viel Platz hatte vom Pferde abzusteigen. Hier probten wir recht die

Güte und Sicherheit unsrer Rosse, und kamen nach einem zehnstündigen Marsch gesund und wohlbehalten im Kloster Asomatos an.

Es war Nacht, und unsre Jeng-itscheri gingen zuerst ins Kloster. Der Superior glaubte von einem Schwarm Türken überfallen zu werden, und versteckte sich. Aber unser Dollmetscher, der uns schon bey dem Superior zu St. Georg so gute Dienste leistete, überredete auch diesen eines besseren, er verließ seinen Schlupfwinkel und bewillkommte den Consul in eigner Person. Er führte uns aus dem Fremdenzimmer, wo wir auf dem nackten Boden geschlafen, und eine Hungermahlzeit gehalten haben würden, in einen sehr großen Saal, in dessen Mitte man einen Tisch deckte. Wir liessen uns mit ihm in Gespräch ein, und unser pfiffiger Dollmetscher, welcher die schwache Seite unsers Wirthes gar bald entdeckt hatte, wußte seine Eitelkeit baß zu schmeicheln, und ihn mit großen Versprechungen von dem mächtigen Einflusse des Consuls so gut zu unterhalten, daß unser Tisch auf das schnellste bedient, und Fleisch, Gemüse und Obst zusammengerechnet, mit vierzig Schüsseln besetzt wurde. Das war ein herrlicher Anblick für heißhungrige Leute die den ganzen Tag, ohne einen Bissen zu genieſſen, auf der Strasse gelegen hatten. Der Superior beehrte uns mit seiner Gegenwart, und ermahnte uns von ganzem Herzen,

es

es uns wohlschmecken zu lassen. Er gab dem Diaconus, der hinter seinem Stuhle stand, einen besondern Schlüssel, und gleich darauf kam dieser mit einigen Flaschen alten Wein zurück, dessen Duft den ganzen Saal balsamirte. Er trank ein paar Gläser auf unsre Gesundheit und verlangte, daß wir ihm Bescheid thun sollten. Gegen das Ende der Mahlzeit wurde er so guter Laune, daß er in Vorschlag brachte, zu unserm Spaß, seine Mönche ein Kyrie Eleison singen zu lassen. Wir nahmen den Vorschlag an. Sogleich traten einige Knaben, Diaconusse und Subdiaconusse herein, und stimmten auf ein Zeichen, das er ihnen gab, das Kyrie Eleison an. Sie sangen durch die Nase, und machten ein abscheuliches Geplärre. Wir mußten uns alle Gewalt anthun, um nicht überlaut zu lachen. Der Superior, dessen Unwissenheit so groß war, daß er sie selbst nicht ahndete, wollte uns einen Beweis von seinen seltenen Verdiensten geben, ließ seine Stimme mit erschallen, und gab seinen Mönchen den Ton an. Endlich hörte das Gesinge auf, und wir klatschten zum Zeichen des Beyfalls in die Hände. Wir glaubten, es wäre nun Alles vorbey, allein er bat uns, dieselben Verse auf französisch zu singen. Alsbald begann ein junger Kumpan, von unserer Gesellschaft einen lustigen Gassenhauer in den wir Chorweise einfielen. Der Superior und seine Mönche waren entzückt über

die

die Schönheit unsers Kyrie Eleison, fanden jedoch, daß das Ihrige mehr Majestät habe, was wir ihnen denn gar gerne zugestanden.

Verzeihen Sie mir Madam die Wiederhohlung dieser Kleinigkeiten, allein sie dienen zur Karakteristik einer Nation. Die Griechen haben bey aller ihrer Erniedrigung einen Stolz und eine Eitelkeit behalten, die nur mit ihrer Ignoranz in Vergleich kommt. Schmeichelt man diesen Leidenschaften, so erhält man alles von ihnen; stößt man dagegen an, so macht man sie zu unversöhnlichen Feinden.

Das Kloster Asomatos liegt am Fuß des Ida von der mittäglichen Seite, und zwar so nah, daß die herabhängenden Felsenstücke es unter ihrem Einsturze zu begraben drohn. Die andere Seite des Klosters ist weit anmuthiger; wir sahen da Gärten von Pomeranzen-, Citronen-, Mandeln- und Jujubenbäumen mit reifen Früchten. Die Mönche besitzen ansehnliche Oelbaumpflanzungen, urbare Ländereyen und vortrefliche Weinberge. Zahlreiche Bäche befeuchten ihre Felder. Asomatos würde ein schöner Aufenthalt seyn, wenn es etwas weiter von den Bergen entfernt wäre.

Wir beschlossen zu Arcadi, dem schönsten Kloster der Insel, zu frühstücken, das wir bald zu erreichen hofften, weil es nur drey Lieues weit lag, allein die Wege dahin sind abscheulich;

lich; jähe Fußsteige, wo man Stufen in die Felsen gehauen hat. Diese Marmor- und Granittreppen mußten nun unsre Pferde, ohne zu straucheln oder zu gleiten, hinanklettern. Das erstemal, wenn man in Creta reiset, glaubt man sein Leben in Gefahr, aber es währt nicht lange, so macht die Erfahrung sicher und beherzt. Die Schönheit der Siten, die sich unsern Blicken darstellten, entschädigten uns für unsre Mühseligkeiten. Wir ritten durch Wälder von Erdbeerbäumen, Andrachnen und Alaternen, die ewig grünen. Tannen von ungeheurer Höhe ragten mitten aus dem Schnee empor, wo man Heerden von Steinböcken und wilden Ziegen antrift. In den Thälern bezeichneten blühende Mirthengebüsche den Lauf der Wasser, und vermischten das glänzende Grün ihres Laubes mit dem Grün des Oleanders. Schaafe weideten auf den Abhängen der Felsen, und die Dörferchen, von Trüppelchen Bäumen umringt, bildeten Landschaften, die das Auge nicht müde werden konnte zu bewundern.

Nach einem dreystündigen beschwerlichen Ritt langten wir im Kloster Arcadi an. Der Superior empfieng uns höflich, und ließ uns ein Frühstück zurecht machen. Dieses Kloster, das in dem Idaschen Gebürge liegt, besitzt ungeheure Ländereyen, welche von seinen zahlreichen Mönchen sorgfältig angebaut werden.

Was

Was sie jedes Jahr an Oel, Wein, Getrayde und Wachs gewinnen, beläuft sich auf sehr ansehnliche Summen. Sie genieſſen eines groſsen Wohlstandes, und nehmen Reisende sehr gut auf.

Die Gebäude, welche das Kloster ausmachen, sind um einen weitläuftigen Hof angelegt. Es befindet sich eine schöne Kirche darunter, in der die Griechen aus den umliegenden Gegenden ihren Gottesdienst halten. Unter der groſsen Menge von Mönchen giebt es sehr wenige geweihete Priester. Die mehresten dienen als Layenbrüder, und werden zu den härtesten Feldarbeiten angehalten. Auf Tourneforts Wink besuchten wir den Keller, wo er hundert Stück Faſs Wein zählte; wir fanden nur 40 volle Fässer, sie waren aber groſs. Nach jeder Weinlese geht der Superior in den Keller, um den jungen Wein einzusegnen, und betet folgendes Gebet. „O Gott, der du die Menschen liebest, blicke auf diesen Wein, und auf die, welche ihn trinken werden. Segne diese Fässer, wie du den Brunnen Jakobs, den Teich von Siloah, und das Getränke deiner heiligen Apostel segnetest. Herr, der du dich auf der Hochzeit zu Cana einfandest, und durch die Verwandlung des Wassers in Wein deinen Jüngern deine Herrlichkeit offenbartest, sende deinen heiligen Geist auf diesen

Wein

Wein herab, und segne ihn in deinem Namen. Amen!"

Nach einem reichlichen Frühstück verlangten wir die Klosterbibliothek zu sehn, die man uns als die reichhaltigste und vollständigste auf der ganzen Insel geschildert hatte; wir glaubten Wunder was wir für litterarische Schätze darinn antreffen würden. Man führte uns in ein Zimmer, wo wir ohngefähr ein paarhundert alte theologische, homiletische und polemische Scharteken aufgestellt fanden, die so mit Staub bedeckt waren, daß sie wahrscheinlich seit langer Zeit keinen Besuch erhalten haben mochten. Wir blätterten viele durch, ohne das anzutreffen, was die Mühe lohnte, ausgenommen einen Homer, in der Handschrift, den man uns aber nicht verkaufen wollte. Wir bedankten uns beym Superior und ritten nach Retimo.

Ein reicher, zu Retimo ansässiger jüdischer Kaufmann, trieb ruhig daselbst seinen Handel, unter dem Schutze eines Firmans von der Pforte, den der französische Consul ihm ausgewirkt hatte. Es war ihm also daran gelegen, gut mit dem neuen Consul zu stehn, und er hatte große Anstalten zu seinem Empfang getroffen. Sobald er erfuhr, daß wir uns näherten, schickte er ihm ein Pferd mit prächtigem Zeug entgegen, und wir hielten einen pomphaften Einzug in die Stadt. Wir traten in

dem

dem Hause des Kaufmanns ab, wo wir alle Bequemlichkeiten fanden, die wir wünschen konnten. Damit wir die Abendkühle geniessen möchten, wurde der Tisch unter einem Vestibul gedecket, das auf der einen Seite nach dem Hofe, auf der andern nach einem Garten von Orangenbäumen offen stand. Das Souper war ein wahrer festlicher Schmaus, und mit einem Ueberfluß, einem Aufwande, und einer Pracht ausgesteuert, von der ich noch kein Beyspiel gesehn hatte. Zuerst kamen drey gebratene Lämmer auf die Tafel, von welchen zwey gefüllt waren. Ihre Stelle ersetzten drey kalekutsche Hennen; sechs Feldhüner, sechs Poularden, sechs Tauben, und ein Dutzend vortrefliche Wachteln machten den dritten Gang aus. Hierauf wurde die Tafel mit Obst, Confect, Mandel- und Pistaciengebackenen, und einer Menge anderer Leckereyen bedeckt. Ein langer Ritt auf steilen Bergwegen hatte unsern Appetit geschärft, und er sprach, von gutem Wein unterstützt, allen Gerichten wacker zu. Hier habe ich zum erstenmal den Gesetz-Wein getrunken, den man in Frankreich fast gar nicht kennt, der es aber sehr verdient. Die Franzosen geben diese Benennung einem weissen Wein, welchen die Juden zu Retimo keltern. Er wird auf Anhöhen gezogen, die der ganzen Sonnenhitze ausgesetzt sind. Er erregt im Magen eine sanfte Wärme, und hat einen fei-

nen,

nen, delikaten, parfumirten Geschmack, der keinem von unsern französischen Weinen gleicht.

Um das Fest vollkommen zu machen, ließ man einen Virtuosen des Landes kommen: es war ein Türke, welcher während der Tafel eine Zeitlang auf der Violine spielte. Diese Leute kennen nicht eine Note; sie spielen aus dem Gedächtnisse, oder phantasiren, und geigen dann alles was ihnen in Kopf kommt. Bald reihte er eine Folge von lustigen, lebhaften, leichten Tönen an einander, welche das Ohr angenehm schmeichelten; bald (und das geschah am öftesten) ahmte seine traurige und schwermüthige Musik die klagenden Laute der Romanze nach, und schmelzte die Seele zu wehmüthigen Gefühlen. Dieser musikalische Improvisatore war in seiner Art ein ausserordentlicher Mann: Er hatte ein sehr manchfaltiges Spiel, und seine äusserst zärtliche Passagen fesselten so zu sagen Herz und Ohr mit Gewalt an die Harmonie seiner Töne. Er stand zu Retimo in einem großen Ruf, und ich glaube, daß man ihn selbst zu Paris mit Vergnügen gehört haben würde.

Wenn es nach unserm Wirth gegangen wäre, so würden wir die ganze Nacht bey Tische zugebracht haben, da wir aber den andern Tag weiter mußten, so begaben wir uns um Mitternacht, in sehr reinliche Zimmer, wo

wir

wir sanfte und weiche Betten fanden, welche uns mit einem erquickenden Schlaf labten.

Retimo ist das alte Rhitymnia des Geographen Stephan. Ptolomäus nennet es Rhitymna. Es ist eine artige Stadt, die am Eingange einer Seegenreichen Ebene liegt. Ihr Umfang ist nicht beträchtlich, und sie enthält kaum 6000 Einwohner. Man hat eine Citadelle auf einem Felsen angelegt, welcher ins Meer vortritt, und sie würde zu ihrer Vertheidigung hinreichend seyn, wenn sie nicht von einem hohen Berge, mit gutem Erfolge bestrichen werden könnte. Der Hafen, der ganz angefüllt ist, kann blos Barken aufnehmen. Die Türken lassen die Zeit schalten und walten, ohne sich an die Verheerungen zu kehren, die sie anrichtet, und sehen gelassen dem Ruin der nützlichsten Werke zu. Auch füllen sich überall ihre Häfen zu, und Handel und Wandel zieht weg, und sucht sich bequemere Plätze. Vor Zeiten hatte die französische Nation einen Vicekonsul zu Retimo, wo die Schiffe von Marseille Oel ladeten. Aber sie können schon seit langer Zeit nicht mehr hier einlaufen, und das Ministerium hat also dieses Consulat eingehen lassen.

Die Wiederherstellung des Hafens von Retimo würde äusserst wichtig seyn. Die umliegenden Ebenen haben einen Ueberfluß an allerhand Produkten. Man gewinnt da viel

Oel,

Oel, Baumwolle, Safran, Wachs, und diese verschiedenen Handelszweige würden sich noch weit mehr ausbreiten, wenn die Einwohner ihre Waaren auswärts verführen könnten. In ihren Gärten wächst das beste Obst auf der Insel, die Granatäpfel, Mandeln, Pistacien, Orangen, sind vortreflich. Hier trift man auch den Abricosenbaum an, der den Michmich trägt, welcher von einem köstlichen Safte und Wohlgeruche, und eine Art Alberge, oder Frühpfirsiche, aber weit zergehender und kleiner ist als die Französische.

Fünf Lieues von dieser Stadt öffnet sich ein ungeheurer Strich Landes zwischen dem westlichen Ende des Berges Ida, und der ersten Kette der weissen Berge. In diesem breiten Thale liegt Marguarites, das volkreichste Dorf der Insel. Es wird von ohngefähr 10000 Griechen bewohnt, welche die gesegneten Ebenen umher bauen, und ihr Oel, ihr Getrayde, ihre Produkte nach Retimo bringen würden, wenn Retimo noch einen Hafen hätte. Dieser Flecken ist nur zwey Lieues von der nördlichen Seeküste, und eine kleine Weite von der Straße nach Candia entfernt. Er wird von einem kleinen Fluß bespült, der sich in Wasserfällen von den Bergen stürzt. Das schöne Klima, und die manchfachen Produkte dieser niedlichen Gegend, lockten die Venetianer hierher. Sie bauten sich hier Landhäuser, wo sie einen Theil des Jahres

res zubrachten. Noch sind einige derselben vorhanden, und man beklagt es, sie von unwissenden Griechen oder barbarischen Türken bewohnt zu sehen. Von den Gärten, welche die Kunst anlegte, und die Natur mit immer neuen Blüthen und Früchten schmückte, erblickt man nur noch die Ruinen. Die Griechen zu Marguarites haben von ihren alten Herren die Kunst geerbt, ein sehr gutes Baumöl zu bereiten, das noch nach der Frucht, und recht lieblich schmeckt; das dicke und grobe Oel, das man in dem übrigen Theil der Insel antrift, kann keinen französischen Gaum behagen, der an Provenceröl gewöhnt ist. Dieses fruchtbare Thal, und dieses große Dorf sind eine Apanage der Sultane Walidje oder der Mutter des regierenden Großherrn. Die Pascha's von Retimo und Candia haben hier nichts zu befehlen, und sie läßt die Abgaben durch einen von ihren Hausofficianten erheben.

Wir verliessen Retimo mit den Geschenken des jüdischen Kaufmanns überhäuft, der uns noch eine Menge Lebensmittel auf den Weg einpackte, die wir nach einem sehr beschwerlichen Ritt von einigen Stunden, auf einem grünen Plan, unter dem Schatten einiger Oelbäume, in Freyem verschmausten, und nichts weniger als haushälterisch damit verfuhren, weil man uns gesagt hatte, daß uns in unserm heutigen Nachtlager ein Souper erwarte, das der französi-

zösische Consul seinem Nachfolger habe bereiten lassen. In stockfinstrer Nacht, und nach neuen Mühseligkeiten, erreichten wir dieses sehnlichverlangte Nachtlager, allein der alte geizige Consul hatte nicht Wort gehalten. Wir fanden nichts zu beissen noch zu brechen; und da alle Einwohner schon schliefen, so mußten wir uns sehr nothdürftig, mit einigen zusammengeraften Oliven, Eyern und elendem Brode behelfen, und unter einstimmiger Verwünschung des Knickers von Consul in Kleidern und Stiefeln, auf dem bretternen Boden, oder auf schlechten Matratzen und Matten zur Ruhe begeben.

Unser hartes Lager jagte uns schon vor Sonnenaufgang wieder zu Pferde; als es Tag wurde, kamen wir auf die große Heerstraße, und entdeckten den Golfo von Suda, und das Schloß, das seinen Eingang verschließt. Darüber hinaus erschien die Spitze des Kaps Melec mit Felsen gespickt. Wir ritten in die Ebene hinab, welche nach Canea führt, und ein Lieue von dieser Stadt, kam uns der Vieeconsul entgegen. Man brachte dem neuen Consul ein schönes Pferd, mit reichem Zeug; wir stellten uns in zwey Reihen, und hielten unsern Einzug in den Mauern des alten Cydon. Die Türken gossen zur Bezeugung ihrer Freude, Ströme von Kaffee unter die Füsse

der

der Pferde. Wir stiegen an der Thüre des Consulathauses ab; hier endigte sich unsre Reise, und hier will ich auch meinen langen Brief schliessen.

7.

Die Stadt Cannea, Madame, ist das alte Cydonia; sie wurde von den Venetianern auf dem Platze des letztern gebaut, und hat nicht über zwey Millien im Umfange. Sie ist von der Landseite blos von einem sehr dicken Mauerkranz umgeben, und wird durch einen tiefen und breiten, in den Felsen gehauenen Graben vertheidigt. Wenn man diesen Graben mehr aushöhlte, so würde man einen Arm des Meers um ihre Wälle leiten können, auf welchen man Katzen aufgeführt hat, um mit dem Geschütze weiter in die Ebene zu reichen. Sie hat blos ein Thor, das Thor von Retimo, das von einem halben Monde gedeckt wird. Dieser halbe Mond ist das einzige Aussenwerk. Von der Seeseite ist die Stadt besser befestigt. Zur Linken des Hafens liegen vier Batterien über einander, und sind mit schwerem metallnen Geschütze, worauf das venetianische Wappen steht, bepflanzt. Die erste Batterie ist wassergleich.

Die

Die rechte Seite vertheidigt blos eine dicke Mauer; sie ist auf der Kuppe einer Kette von Riffs angelegt, welche die Annäherung gefährlich machen. Am Ende ist ein altes Schloß befindlich, das einfällt. Unter diesem Schlosse hatten die Venetianer prächtige Arsenale mit ausgemauerten Gewölben angelegt. Die Länge, Höhe und Breite dieser Gewölber ist so beträchtlich, daß man darinn in aller Sicherheit an einem Linienschiffe arbeiten kann. Der Boden ist abhängig, und das Ende dieser schönen Arsenale mit dem Meere gleich, so daß es sehr leicht war, die Schiffe ins Wasser zu lassen. Die Türken lassen dieses große Werk eingehen.

Die Hauptstrassen der Stadt sind nach der Schnur angelegt, und die öffentlichen Plätze mit Bäumen geziert. Sie hat nicht ein merkwürdiges Gebäude. Die meisten Häuser haben nur ein Stockwerk, und sind mit Terrassen versehen. Die Häuser am Hafen haben Gallerien, von denen die Aussicht entzückend ist. Man übersieht aus den Fenstern die große, vom Cap Melec und Cap Spada formirte Bucht, und die ein- und auslaufenden Schiffe. Der Hafen nimmt Fahrzeuge von zweyhundert Tonnen auf, und grübe man ihn mehr aus, so würden die größten Fregatten darinn liegen können. Seine Oeffnung ist den heftigen Nordwinden ausgesetzt, welche zuweilen die

Wellen höher als die Wälle treiben, da sie aber schmal, und der Grund gut ist, so laufen Schiffe, die fest auf ihren Ankern liegen, keine Gefahr.

Als Tournefort Creta bereiste, enthielt Canea nicht mehr denn 5 - 6000 Einwohner. Jezt, da die Häfen von Gira - Petra, Candia, Retimo, verschlemmt sind, haben sich alle Kaufleute nach Canea gewendet, und man zählt da wenigstens 16000 Seelen.

Die Türken, welche Candia bewohnen, sind den Befehlen des Großherrn nicht so gehorsam, als in den übrigen Provinzen des Osmannschen Reichs. Man sollte schwören, daß die Luft, welche sie athmen, ihnen einen republikanischen Geist eingehaucht hätte. Sie stehn sich unter einander gegen die Eingriffe des Pascha bey, und bücken ihnen Nacken nicht unter das Joch des Despotismus. Sie werden gleich nach der Geburt als Jeng - itscheri eingeschrieben, und machen die vornehmste Miliz der Insel aus; er wäre gefährlich, sie zur Empörung zu reizen. Läßt der Vicekönig ihnen den Druck der unumschränkten Gewalt zu schwer fühlen, so nehmen sie ihre Zuflucht zu den Waffen und zur Rache. Ein auffallendes Beyspiel davon haben wir gleich nach unsrer Ankunft mit angesehen.

Der Pascha von Canea hatte einen Intendanten, der, wie alle seines Gleichen, alle Mittel hervorsuchte, sich zu bereichern. Er wur-

wurde von dem Volke gehaßt. Die Griechen wagten es nicht, sich zu widersetzen, und litten seine Ungerechtigkeiten in Geduld. Die Türken waren minder nachgiebig. Sie beklagten sich bey dem Statthalter über die Erpressungen seines Dieners, fanden aber kein Gehör, entweder, weil er den Raub mit ihm theilte, oder weil er ihn zu sehr liebte. Plözlich entstand am heil. Dreykönigetage ein großer Auflauf in der Stadt. Die Jeng = itscheri rannten mit blossen Säbeln durch die Straßen, und riefen zu den Waffen. Bey solchen Gelegenheiten haben Fremde alles von der Zügellosigkeit des Volks zu fürchten. Wir verschlossen uns also in das Consulathaus, und warteten den Ausgang ab.

Die Wohnung des Intendanten lag uns gegen über, auf der andern Seite des Haufens. In einem Augenblicke waren alle Zimmer mit mehr denn fünfhundert Menschen angefüllt, die alles verwüsteten und plünderten, was sie antrafen. Einige schlugen die Fensterkreuze entzwey, und warfen sie auf den Kay, andre stiegen auf die Terrassen, und warfen die Brustwehren um, wieder andre schleppten die Meublen hinweg; und ein Haufen suchte überall den Gegenstand des allgemeinen Hasses auf. In weniger denn zwey Stunden war das ganze Haus ausgeräumt, und halb eingerissen.

Die Soldaten bemächtigten sich eines hochliegenden Forts, welches die Stadt bestreicht, und von welchem sie das Schloß des Pascha beschiessen konnten. Sie richteten einige Kanonen des Forts gegen das Schloß, liessen eine Besatzung darinn, und verfügten sich in corpore zum Pascha, Recht von ihm zu verlangen, und wenn er es verweigerte, ihn unter den Ruinen seines Pallastes zu begraben. Die ganze Stadt folgte ihnen unter einem gräßlichen Geschrey nach. Der Vicekönig vernahm das Getümmel. Es war ein alter Krieger, den viele schöne Thaten ehrwürdig machten. Er ließ sich auf einem Sessel mitten in seinen Hof tragen, und als die Aufrührer die Thüre einzuschmeissen drohten, befahl er sie plötzlich zu öffnen. Beym Anblick dieses ehrwürdigen Greises, mit seinem langen, weissen Barte, herrschte eine tiefe Stille. Die Ueberraschung hatte alle Zungen gefesselt, und selbst die Verwegensten waren starr für Erstaunen. Niemand erkühnte sich das Wort zu nehmen. „Nun Kinder! was wollt ihr?“ redete er sie an. Alle riefen: „Wir verlangen den Kopf deines Intendanten.“ — „Er ist geflüchtet, „antwortete der Pascha, aber wenn ihr ihn fin„det, so gebe ich ihn euch Preiß. Kehrt zu „eurer Schuldigkeit zurück, legt die Waffen „nieder, und jeder begebe sich nach Hause!“ — Diese Festigkeit schreckte die Aufrührer, und

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-273052-p0280-8

und so wurde eine Empörung, welche die traurigsten Folgen hätte haben können, in einem Augenblicke durch den Muth und die Klugheit eines einzigen Mannes gedämpft. Der Pascha hatte seinen Günstling versteckt, und ließ ihn in der Nacht auf ein Schiff und nach Konstantinopel bringen. Nach seiner Entfernung begab sich alles wieder zur Ruhe und Ordnung. Dieser Tumult machte uns ein wenig bange, denn wäre es zwischen dem Vicekönig und den Einwohnern auf das äusserste gekommen, so würden die letztern auch der französischen Kaufleute nicht verschont haben, und der Verlust ihres Vermögens noch das kleinste Uebel gewesen seyn.

Einige Zeit darauf ereignete sich ein andrer Auftritt, der minder beunruhigend war, der ihnen aber, Madame, einen Begriff von der Art geben wird, wie man hier zu Lande mit den Griechen verfährt. Sie haben nicht das Recht, in die Städte zu reiten. Diese Ehre ist blos ihrem Erzbischof, und den Europäern gestattet. Der Bischof von Canea wollte diesem tyrannischen Gesetze trotzen. An einem Abend, als er in Begleitung vieler Geistlichen vom Lande kam, stieg er von seinem Pferde nicht ab, sondern galoppirte bis vor sein Haus. Die Jeng = itscheri Wache im Thore legte diese That als eine Beleidigung aus. Den folgenden Morgen wiegelten sie die

Sol-

Soldateske auf, erzählten den Schimpf, welcher dem Namen der Moslems wiederfahren wäre, und beschlossen den Bischof und seine Geistlichen zu verbrennen. Schon schleppten sie unter Ausstossung von tausend Flüchen und Verwünschungen einen Haufen feuerfangender Materien zusammen, um sein Haus in Brand zu stecken, und diese Unglücklichen waren in Gefahr, eines traurigen Todes zu sterben, als der Pascha die Menge noch besänftigte, indem er durch alle Strassen der Stadt einen Firman ausrufen ließ, der jedem Griechen, von welchem Stande er auch sey, verbot, in den Mauern von Canea die Nacht zuzubringen. Dieses Verbot wurde strenge befolgt. Alle Abende sah man diese unglücklichen Sklaven schimpflich zum Thore hinausziehen, und ein Obdach in der benachbarten Gegend suchen. Die Taglöhner und Armen, die sich keine Stuben miethen konnten, schliefen in den Felsenklüften; andere hatten die Bäume zum Dach, und die Erde zum Bette. Die Weibspersonen waren nicht unter diesem Bann begriffen, und konnten in ihren Häusern bleiben. Diese Ausnahme, welche der türkischen Galanterie Ehre macht, gab zu tausend Scherzreden Anlaß. Nachdem dieses nächtliche Exil zwey Monate gedauert hatte, dachten die Männer auf einen Vergleich. Geld hilft hier wider Alles. Sie schossen zusammen, erkauften durch eine große Summe den

Widerruf des Edicts, und mußten den Hochmuth ihres Bischofs sehr theuer bezahlen.

In allen Ländern, wo ich lebe, habe ich keine so sanfte und angenehme Temperatur angetroffen, als in Candia; es ist hier nie übermässig heiß, und in der Pläne empfindet man auch nie eine zu strenge Kälte. Aus den Beobachtungen, die ich zu Canea ein ganzes Jahr anstellte, habe ich gefunden, daß von dem Monat März an, bis zu dem Anfang des Novembers der Thermometer nur zwischen 20 und 27 Grad über dem Gefrierpunkt wechselte; eine Abweichung, welche unbeträchtlich ist. Ueber dieses wurde in den heissesten Sommertagen die Luft durch die Seewinde erfrischt. Der eigentliche Winter fängt erst im December an, und hört im Jänner auf. Während dieser kurzen Zeit schneiet es nie in der Ebene und selten wird das Wasser mit einner Eiskruste überzogen. Am gewöhnlichsten ist das Wetter noch so schön, wie in Frankreich im Anfange des Junius. Den Namen Winter hat man diesen beyden Monaten gegeben, weil häufige Regengüsse fallen, der Himmel mit Wolken überzogen ist, und heftige Nordwinde wehen: aber diese Regen sind gut für den Ackerbau, und die Winde peitschen die Wolken nach den hohen Gebürgen, wo sich ein „Depot“ von Wasser formirt, welcher einst die Felder befeuchten wird; der Bewohner der Ebene leidet

det nicht von diesen vorübergehenden Wetterlaunen.

Gleich mit dem Februarmonate schmückt sich die Erde mit Blumen und hohen Saaten; das übrige Jahr ist fast nur Ein schöner Tag. Man empfindet nie, wie in Frankreich, plötzliche Wiederkehre von Kälte, die den Blüthen, Knospen und Keimen so schädlich sind, wie der Gesundheit zärtlicher Personen. Der Himmel ist stets rein und heiter. Die stralenreiche Sonne wandelt majestätisch, am lasurnen Gewölbe des Himmels, und reift die Früchte auf den Bergen und Hügeln, und in der Ebene. Die Nächte sind nicht minder schön. Man genießt einer lieblichen Kühle. Die Luft, die weniger mit Dünsten angefüllt ist, zeigt dem Auge des Beobachters eine größere Anzahl von Sternen, die in einem weit lebhaftern Lichte funkeln. Es ist ein prachtvolles Schauspiel, das der Einwohner von Creta ganzer zehn Monate im Jahre vor Augen hat.

Mit den Reizen dieser Witterung vereinigen sich noch andre Vorzüge, und erhöhen ihren Werth. Die Insel Creta hat fast keine Moräste. Die Gewässer bleiben selten stehn. Sie stürzen sich in zahllosen Bächen von den Bergsgipfeln, formiren hier und da prächtige Brunnen oder kleine Flüsse, die sich im Meere und nicht in Seen oder Teichen verlieren, und deren Lauf, wegen der Höhe, wo sie entspringen,

gen, immer sehr reissend und schnell ist. Die Insecten können also nicht ihre Eyer hineinlegen, die ins Meer geschwemmt werden würden, und man wird nicht, wie in Egypten, von ganzen Wolken Schnaken heimgesucht, welche die Zimmer anfüllen, und deren Stich unerträglich ist. Auch ist die Luft frey von den gefährlichen Ausdünstungen, welche in feuchten Gegenden aus den Sümpfen aufsteigen.

Die Berge und Thäler sind mit drey Arten von Thymian, weiß, roth, oder blau blühend, mit Saturey, Quendelkraut, wohlriechenden Cistussträuchern und einer Menge balsamische Kräuter bedeckt, die Ufer der Bäche sind mit Mirthen und Oleander bewachsen. Boskette von Pommeranzen-, Citronen- und Mandelbäumen, erblickt man überall auf dem Felde. Gebüsche von arabischem Jasmin schmücken die Gärten; Teppiche von Veilchen zieren sie im Frühjahr, und der anmuthig duftende Diptam bekleidet die Felsenklüfte. Große Safranfelder zeigen sich dem Blicke, und Berge, Thäler und Ebenen hauchen aromatische Gerüche, welche die Luft parfumiren, und ihr Einathmen eben so balsamisch als lieblich machen. Es ist erwiesen, daß unter einem so schönen Himmelsstriche der Mensch wenigern Krankheiten ausgesetzt ist, mehr Freuden genießt, und weit mehr Mittel hat, glücklich zu

seyn,

seyn, als in den nördlichen Regionen, wo Winter und Kälte den eisernen Zepter schwingt.

Die Schönheit des Mannes, seine Stärke, seine Gesundheit, hängen im Ganzen von dem Klima ab, wo er wohnt, der Nahrung die er zu sich nimmt, und der Art seiner Beschäftigung. Der Türke auf Creta, den kein Ehrgeitz, kein Durst nach Reichthümern quält; dessen Geist nie von den Hirngespinnsten der Intrike besessen wird; der weder den Neid, welcher die Seele befleckt, noch die Wissenschaften kennt, denen man nur zu oft seine Gesundheit aufopfert; der sich von gesunden und einfachen Speisen nährt; der mitten unter seinen blühenden Gärten und Feldern, deren Kultur er versteht, und im Schooße seiner Familie lebt, die ihn liebt und ehrt; der Türke, sage ich, wächst und erhebt sich wie ein Koloß. Die gesunde Luft, die er athmet, das sanfte Klima, dessen er genießt, die angenehmen Scenen, die er beständig vor Augen hat, das ruhige Leben, das er führt, alles trägt dazu bey, seinen Körper zu stärken, und die Fülle seiner Kraft bis in das späteste Alter zu erhalten. Hier sollte der Bildhauer, der seine Kunst liebt, und mit den Alten wetteifern will, hier sollte er seine Modelle aufsuchen. Er würde zwanzigjährige Jünglinge von 5 Fuß 6 bis 8 Zolle erblicken, die mit allen Reizen ihres Alters ausgeschmückt sind,

sind, und bey denen Gang, Haltung und Alles an Stärke und Gesundheit zeugt.

Bey vollendeten Männern sind die Züge mehr entwickelt. Sie gehn mit bloßen Beinen, und wenn ihre Mäntel aufgeschlagen sind, sieht man ihre stark vorliegende Muskeln. Ihre Arme sind nervigt, wie Athletenarme. Sie haben breite Schultern und eine hohe Brust. Ihr Hals weiß nichts von den Banden, welche von Kindheit an den Hals des christlichen Europäers schnüren, und nimmt das schöne Ebenmaaß an, das die Natur ihm ausersah. Keine enge Beinkleider, kein Kniegürtel zwängt sie unter dem Knie, auch ist dieser Theil des Beins nie zusammengeschnürt, und ihr Knie nie zu vorragend. Mit einem Worte, alle ihre Glieder sind frey von den Banden, welche unsre Bewegungen fesseln, und welche Gewohnheit allein uns erträglich machen kann; sie beobachten unter sich jene bewundernswürdigen Verhältnisse, deren Vollkommenheit die Schönheit des Mannes ausmacht. Stehn sie, so sind alle Theile ihres Körpers vollkommen lothrecht; gehn sie, so belebt eine Art von Würde ihre Bewegungen. Stärke und Gravität zeigen sich in ihren Gebehrden; ein majestätisches Wesen, das auf ihrer Stirne glänzt, verkündigt, daß sie gewohnt sind zu befehlen. Oft verräth sich auch Stolz und Härte darauf, aber nimmer Niederträchtigkeit.

So,

So, Madame, sind die Mohammedaner beschaffen, welche die Insel Creta bewohnen. Gewöhnlich sind sie fünf und einen halben, bis sechs Fuß hoch. Sie gleichen alten Bildsäulen, und wirklich arbeiteten die alten Künstler nach solchen Mustern. Als ich eines Tages mit einem Officier um Canea spatzieren ging, rief er bey jedem vorübergehenden Türken aus: O, wäre es mir erlaubt, 700 Mann hier auszusuchen, so wollte ich das schönste Regiment in Frankreich haben.

In einem Lande, wo Stärke und Majestät der Antheil der Männer sind, können Sie leicht denken, Madam, daß Schönheit und Grazie der Antheil der Damen seyn müssen. Nie hindert ihre Kleidung den Wachsthum irgend eines Theiles ihres Körpers, sondern schmiegt sich nach den herrlichen Ebenmaassen, womit der Schöpfer das Meisterstück seiner Hände geziert hat. Nicht alle sind hübsch, nicht alle sind reizend, aber es befinden sich große Schönheiten darunter, sonderlich unter den Türkinnen. Im Ganzen genommen haben die Cretenserinnen einen prächtigen Busen, zierlich gerundeten Hals, schwarze, feurige Augen, einen kleinen Mund, eine vollkommen wohlgebildete Nase und Wangen, welche Gesundheit mit einer sanften Röthe färbt. Aber das Oval ihrer Figur weicht von dem Oval der Europäerinn

rinn ab, und der Karakter ihrer Schönheit ist nur ihrer Nation eigen.

In den ersten Jahren meiner morgenländischen Reise fiel meinen Augen, die an die Frisur der Französinnen, die Eleganz ihres Kopfputzes, und den Puder gewöhnt waren, der ihre Haare weiß oder blond färbt, der Anblick der schwarzen Haare der morgenländischen Damen unerträglich. Es schien mir, als ob es ihnen ein hartes, zurückstoßendes Ansehn gäbe. Es kostet der Vernunft so viele Mühe, die Ketten der Gewohnheit zu zerbrechen. Aber als ich reiflicher darüber nachgedacht hatte, fand ich, daß die Schwärze dieser langen, künstlich geflochtenen Haare, ohne Puder und Pomade, die keine Kleider und Stühle besudeln, der Weiße des Teints, und dem Kolorit der Wangen weit mehr Schimmer geben. Das Rosenwasser, womit sie solche waschen, duftet einen sanften Geruch, und ihre Reinlichkeit entzückte mich. Ich änderte ganz meine Meinung, und wünschte sogar, daß die Europäerinnen gleichfalls, eine ihrer schönsten Zierden, nicht durch erkünstelte Farben verunstalten möchten, die dem natürlichen so weit an Schönheit nachstehn.

Sie werden sich wundern, Madam, daß ich ihnen noch kein Wort von den Griechinnen gesagt habe, welche die Insel Candia bewohnen, und mit den Türken die Vortheile eines

schö-

schönen Himmels, einer reinen Luft, und glücklichen Klima's theilen. Es ist wahr, sie genießen die gemeinschaftlichen Wohlthaten, aber sie leben unterm Druck, und mitten unter ihren Tyrannen. Ihre Tage verstreichen unter Kummer und Angst, und endigen sich oft mit Verzweiflung. Die Spachioten ausgenommen, welche weniger der Tyranney ausgesetzt sind, haben diese Unglücklichen weder den hohen Wuchs, noch die Stärke, noch die Schönheit der Moslem's. Ihr Blick ist krächend; Trug und Niederträchtigkeit entstellen ihre Züge. So sind jetzt jene Cretenser beschaffen, die vor Alters so eifersüchtig auf ihre Freyheit waren; von allen Völkern als geschickte und unerschrockene Krieger gesucht wurden; und im Schatten ihrer Hayne sich den Künsten widmeten, die sie liebten. Jetzt sind sie feig und träge, leben in der Erniedrigung, und auf ihrer Stirne steht geschrieben: Wir sind Sklaven! —

Die Insel Candia nährt nicht so vieles, giftiges Ungeziefer, wie Egypten. Man trift wenige, und nur kleine Schlangen auf dieser Insel an. Der Naturforscher Belon, zählt drey Arten derselben; Ophis, Ochendra, Ephloti. Die erste Art ist nicht giftig; ob es die beyden andern sind, weiß ich nicht; wenigstens habe ich nicht gehört, daß ihr Biß geschadet hätte.

Die Tarantel, welche Belon, Phalangion, nennt, ist eine Art Spinne, 8 bis 10 Linien

nien lang, mit schuppiger Haut. Sie baut sich am Abhange kleiner Höker ein ziemlich tiefes Loch, und bekleidet es mit einem dichten Gewebe, von gekreuzten, und an einander geklebten Fäden. Diese kleine Höhle, in der sie sich hinten aufhält, wird von außen durch eine Klappe verschlossen, damit der Regen nicht hinein dringen kann. Sie öfnet diese Klappe, wenn sie auf die Jagd der Insekten ausgeht, und schließt sie, so bald sie wieder in ihrer Wohnung ist. Thut man in ein Glas zwey von diesen Taranteln, so tödten sie sich, wie ich aus Erfahrung weiß: ich habe aber nicht erfahren können, welche Wirkung ihr Stich auf den Menschen thut.

Man findet auf der ganzen Insel nicht ein einziges reißendes, oder schädliches, vierfüßiges Thier, nicht einmal einen Fuchs. Die Steinböcke und wilden Ziegen sind die einzigen Bewohner der Wälder, welche die hohen Berge bedecken, und haben sich bloß vor dem Schuß des Jägers zu fürchten. Der Haase hält sich auf den Hügeln und in der Ebene auf. Die Schaafe ätzen sich ungestört mit dem Thymian und Quendelkraute. Man pferchr sie alle Abende ein, und der Hirte kann ruhig schlafen, ohne sorgen zu dürfen, daß wilde Thiere Tod und Verwüstung unter seine Heerde bringen.

Unter den medicinischen Kräutern auf Creta, behauptet der Diptam den ersten Rang.

Die

Die Alten *) prießen seine Tugenden, und erzehlten Wunderdinge von ihm, die übertrieben waren; allein ich glaube, daß man heutiges Tages, zu gleichgültig in Absicht auf den Nutzen ist, den die Arzneykunst aus diesem Kraute ziehn könnte. Die Blätter sind sehr balsamisch, und die Blüthe verbreitet einen vortreflichen Geruch. Die Einwohner bedienen sich dieses Krautes, mit gutem Erfolge, bey verschiedenen Gelegenheiten. Die Blätter gedürrt, und wie Thee getrunken, giebt ein weit wohlschmeckenderes und parfumirteres Getränke, als dieses chinesische Kraut; es heilt auf der Stelle die Schwäche des Magens, und stellt ihn von Unverdaulichkeiten her. Dieses Kraut, das Creta allein eigen seyn soll, wächst in den Felsenritzen, und in der Tiefe der Abgründe.

In einem Lande, wo man eine so reine Luft genießt, können auch die Krankheiten nicht häufig seyn. Im Sommer regieren Fieber, die aber nicht gefährlich sind; man weiß nichts von ansteckenden Seuchen, und auch die Pest würde ewig in Candia unbekannt geblieben seyn, wenn die Türken nicht die von den Venetianern angelegten Quarantainhäuser aufgehoben hätten. Seitdem brin-

*) Selbst Hippokrates, der Vater der Aerzte, verordnete einen Aufguß von diesem Kraute, in verschiedenen weiblichen Krankheiten, und sonderlich in den Wehen einer Gebärerin. Deswegen war auch die Statüe der Diana mit Diptam gekränzt.

bringen die Schiffe von Smirna und Konstantinopel dieses Uebel von Zeit zu Zeit mit, und da man keine Gegenanstalten trifft, so greift es um sich, und hält bey der gelinden Witterung zuweilen achtzehn Monate hinter einander an.

Eine minder gefährliche Krankheit als die Pest, deren Symptomen aber noch weit abscheulicher und gräßlicher sind, sucht dieses schöne Land heim, der Aussatz. Seinen alten Sitz hatte er in Syrien, von da er sich auf einige Inseln des Archipelagus fortpflanzt. Er ist ansteckend, und die Berührung theilt ihn auf der Stelle mit. Die Unglücklichen, die damit behaftet sind, werden in kleine, an den Seiten der Heerstraßen aufgeführte Gemäuer verbannt. Es ist ihnen untersagt, diese Hütten zu verlassen, oder mit jemand Umgang zu pflegen. Gewöhnlich haben sie um ihrer kleinen Wohnung ein Gärtchen, Gemüße, und Hüner: und mit dieser Hülfe und dem Allmosen der Vorübergehenden fristen sie ihr schmerzhaftes, elendes Leben. Ihre dick aufgelaufene Haut bedeckt eine schuppichte Kruste, welche mit rothen und weißen Flecken besäet ist, die ihnen ein unausstehliches Jucken verursachen. Sie hohlen tief aus der Brust, eine heischere, rauhe Stimme, deren Ton Entsetzen auspreßt. Was sie reden, ist kaum verständlich, weil die Krankheit innerlich die Sprachwerkzeuge anfrißt. Diese wahren Scheusale verlieren nach und nach den Gebrauch ihrer Gliedmaßen,

und leben so lange, bis die ganze Masse ihres Blutes verdorben ist, und sie in die Fäulniß übergehn. Es giebt keinen traurigern und entsetzlichern Anblick, als den Anblick eines Aussätzigen, und keine Quaal läßt sich mit der Quaal vergleichen, die ein solcher Elender duldet.

Reiche Personen erkranken nicht an diesem Uebel; nur das gemeine Volk, und sonderlich die Griechen werden damit behaftet. Diese Griechen halten streng ihre vier Fasten, und leben in der Zeit blos von gesalzenem Fische, Botaraum, (eingesalzener und geräucherter Fisch-Roggen) marinirten Oliven, und Käse. Sie trinken in Uebermaaß die dicken und hitzigen Weine des Landes, und eine solche Diät kann ihr Blut entzünden, seine flüßigen Theile verdicken, und endlich den Aussatz hervorbringen. Was mich geneigt macht, dieses zu glauben, ist der Umstand, daß weder die Türken davon leiden, die reich genug sind, um das ganze Jahr Fleisch, Reiß, und Gemüse zu essen, noch diejenigen Griechen, welche auf den Bergen wohnen, und sich zum Theil von Milchspeisen, Obst, und Kräutern nähren. In den hundert Jahren, daß sich die Franzosen zu Canea niedergelassen haben, ist kein einziger von dieser Krankheit befallen worden, und zwänge man die Griechen, ihren schlechten Nahrungsmitteln zu entsagen, so würde man diese Seuche vielleicht mit Stumpf und Stiel ausrotten.

8.

Ich will Sie, Madame, mit einem der liebenswürdigsten Türken der Insel bekannt machen, und ich hoffe, Sie sollen mir es Dank wissen. Ismael-Aga, einer von den wohlhabendsten Einwohnern von Canea, ist ein Mann in die siebenzig, von majestätischem Wuchse und schöner Gestalt, und dessen Züge noch das Karakteristische von Stärke und Kraft haben. Er hat die Karavellen des Großherrn kommandirt, und einige Zeit zu Venedig zugebracht. Er ist ganz Egypten durchreiset, und, dem Gebrauch nach, bey dem Grabe seines Propheten gewesen. Auf seinen Reisen hat er den Stolz verlohren, den Unwissenheit und Religions-Vorurtheile den Türken einflößen, und der bey ihnen Verachtung der Fremden erzeugt. Ismael liebt sie, und sucht ihren Umgang. Er hatte uns eingeladen, einige Zeit auf seinem Landgute zuzubringen. Er schickte uns Pferde, und befahl seinen Söhnen, unsre Wegweiser zu machen. Wir verließen Canea früh um acht Uhr, durchkreuzten das schöne, mit Oelbäumen bedeckte Feld, durchstrichen die prächtige Ebene der Myrthen, in ihrer ganzen Länge, und erreichten seine Wohnung gegen Mittag; sie liegt eine Lieue jenseits dieser Ebene am Abhange eines Hügels. Dieser Herr empfieng uns sehr freundschaftlich, aber ohne jene verschwenderische Versicherungen von Freu-

de und Vergnügen, die bey uns Etikette sind. „Seyd willkommen!“ sagte er mit einem zufriednen Gesichte, und auf der Stelle führte er uns an den Ort des Festes.

Der Himmel war heiter und rein, aber die brennende Sonne entflammte die ganze Atmosphäre: vier Stunden waren wir ihrer Gluth ausgesetzt gewesen, und jeder von uns seufzte nach Kühlung. Unsre Wünsche wurden erfüllt. Die Tafel war im Garten, im Schatten von Orangenbäumen aufgeschlagen. Sechs von diesen schönen in einem Krayse gepflanzte Bäume, vereinigten ihre Zweige, die keine Schere verstümmelt hatte, und bildeten ein Gewölbe, das die Strahlen der Sonne nicht zu durchdringen vermochten. An einem der heissesten Tage genossen wir in diesem Saal, den die Natur so sorgsam verschönerte, der lieblichsten Kühle. Ueberall hiengen die Blüthen in Guirlanden, auf die Gäste herab, und kränzten jedes Scheitel. Ihr Schimmer, ihr Wohlgeruch, die Schönheit des Laubs, das leichte Säuseln des Westes, in den Blättern, Alles beredete uns, in einen bezauberten Aufenthalt versetzt zu seyn. Unser Vergnügen vollkommen zu machen, rieselte ein niedlicher Bach, der von den benachbarten Bergen kam, unter der Tafel hin, und trug das Seinige bey, die Laube kühl zu erhalten. Man sah ihn rechts und links sich über einen Goldsand ergießen, und seine krystallhelle Fluthen

durch

durch den Garten winden. In künstlich angelegten Ableitungen wässerte er täglich den Fuß der Orangen- Granat- und Mandelbäume, die den Tribut seines Wassers, mit Wucher, durch einen Ueberfluß an Blüthen und Früchten erstatteten.

Es war unterdessen aufgetragen geworden. Der Aga hatte sich in Allem nach unserm Geschmack gerichtet. Der Tisch war mit alle dem Geräthe versehn, dessen sich die Franzosen bedienen, und er selbst fügte sich nach unsern Gebräuchen. Weil er wußte, daß die Potage eins von unsern Gerichten ist, so hatte er auf eine große Schüssel geröstete Brodschnitte legen lassen, die mit einer köstlichen Gelee bedeckt waren. Rings herum erblickte man Rothhüner oder rothe Rebhühner, fast so groß, wie unsre Hennen, und von einem herrlichen Appetiterweckenden Fümet, vortrefliche Wachteln, ein zartes und delikates Lamm, und gehacktes Fleisch, mit Reiß vortreflich zugerichtet. Der Wein entsprach der Güte der Gerichte. Wir hatten Gesetzwein, den ich schon oben beschrieben habe, Malvasier vom Idaberge, welcher dichter, aber angenehmer von Geschmack ist, und rothen, wohlriechenden Wein, der beydes Geschmack und Geruch zugleich kitzelte. Unser guter Altvater, der es seinen Gästen gleich thun, und wie sie von diesen Weinen, Trotz Mohammeds Verbot, kosten wollte, hatte seine Bedienten und Kinder

ent-

entfernt. Er vergoß die Türkische Gravität, der nie ein Lächeln entwischt, schwatzte munter mit uns, und setzte uns oft durch die Scharfsicht seines Geistes, die Klugheit seiner Antworten, und die Richtigkeit seiner Ideen, in Erstaunen. Als abgetragen worden war, brachte man den Moka-Kaffee, und die Tabackspfeife. Die Pfeifen, deren man sich hier bedient, sind von Jasminholz, und das Mundstück ist von Ambra. Wegen ihrer ungeheuren Länge spürt man das Beißende des Tabaks weniger, überdieses ist der Tabak, den man in der Türkey raucht, milde, man vermischt ihn mit Aloeholz, und sein Dampf, der anderwärts so widrig ist, bekommt hier etwas Angenehmes.

Wir ruhten wollüstig im Schatten aus, und labten uns an dem Duft der Orangenblüthen. Unser Wirth plauderte mit uns, und gab der Unterhaltung den Ton. Es war nicht jener Mode-Schnickschnack, der gewöhnlich unsre europäischen Gesellschaften belebt, sondern es wurde von lauter vernünftigen und verständigen Dingen gesprochen. Als die große Hitze vorüber war, rief er seine Kinder, und befahl ihnen, uns auf die Jagd zu führen. Wir begaben uns in eine Ebene, wo wir Wachteln fanden, und das Vergnügen hatten, viel zu schießen, ohne uns sehr zu ermüden. Die Abendschatten senkten sich von den Bergen, und wir kehrten nach Ismaels Wohnung zurück. In dieser Jahreszeit sind

auf

auf Candia die Nächte so schön als die Tage, wir soupirten also in dem Orangesaal. Der Himmel war unbewölkt, die Kühlung angenehm, und die Luft so still, daß die Flammen der vier großen Kerzen kaum fackelten. Sie erhellten das Laub auf tausend verschiedene Weisen. Ihr mannichfacher Wiederschein schuf Dunkel und Hellungen, von wunderbarer Wirkung. Hier und da schimmerte ein Stern durch die Oeffnung zweyer Blätter, und funkelte wie ein Diamant. Die condensirte Luft hatte die balsamischen Düfte der Gewächse mehr zusammengedrängt, und unsre Sinnen waren wie berauscht. Das Blüthengewölbe über unsern Häuptern dünkte mir in der Finsterniß der Nacht noch schöner als im Lichte des Tages.

Bey den Türken haben bloß die Frauenzimmer abgesonderte Gemächer. Die Männer schlafen zusammen in großen Sälen, auf Matratzen, welche auf die Teppiche gelegt werden, und mit Tüchern und einer Decke versehen sind. Zufolge dieses alten, bey den Morgenländern eingeführten Gebrauchs, wieß man uns ein großes Zimmer an, wo unsre Betten rings herum auf der Erde lagen. Es sind noch nicht zwey hundert Jahre, daß in Frankreich eine ganze Familie des Nachts auch nur Ein Zimmer einnahm. Seitdem haben sich unsre Sitten sehr geändert. Sie haben unendlich mehr Annehmlichkeit und Delikatesse, vielleicht mehr

Wohl-

Wohlstand; sind sie aber auf einem freundschaftlichern Fuße?

Kaum dämmerte die Morgenröthe, als man uns weckte. Die Mohammedaner stehn mit ihr auf, um das Morgengebet zu verrichten, und die ersten Stralen der Sonne, und die herrliche frische Morgenluft zu genießen. Als wir hinunter kamen, erwartete uns das Frühstück. Wir tranken Mokakaffee, rauchten den wohlriechenden Tabak von Latakuich, und gingen mit dem Sohne des Aga und zweyen Piqueurs auf die Rebhühner-Jagd. Ich habe auf der Insel nur eine einzige Art Rebhühner gesehn, das Rothhuhn. Es lebt auf den Bergen, wo es sich ungeheuer vermehrt. Es hat lebhaftere Farben, und ist weit größer, als unser rothes Rebhuhn. Sein Fleisch ist von vortreflichem Geschmack. Wir trafen sehr zahlreiche Kitte auf allen Hügeln an. Unsere Jagd war fatigant, aber glücklich. Oft stiegen wir von Hügeln voll Heidekraut, in schöne Mirthen- und Oleander-Thäler hinab, wohin sich das Wild vor der Sonnenhitze zu flüchten pflegt, und trieben aus den blühenden Gebüschen, Feldhühner, Wachteln und Hasen auf.

Bey unsrer Rückkunft in das Haus des Aga, vergaßen wir in der allerliebsten Laube, bey einem herrlichen Mittagsmahl, und dem Malvasier des Bergs Ida, gar bald unsre Strapatzen.

patzen. Die Weiber des Aga machten uns eine Galanterie. Sie schickten uns einen ungeheuren Kuchen, die Arbeit ihrer Hände. Er bestand aus Kernmehl, wohlriechendem Honig, frischen Mandeln, und gestoßenen Pistacien, mit etwas Rosenwasser eingemengt. Dieses Backwerk war sehr leicht, und jedermann fand es vortreflich.

Die ganze Zeit über, daß wir bey Ismael Aga waren, wurden wir von ihm mit Höflichkeiten überhäuft. Er verschwendete keinen Schwall von Komplimenten, aber er studirte unsre Lieblingsneigungen, und wir konnten darauf rechnen, daß seine Tafel stets mit den Gerichten besetzt war, die wir am meisten liebten. Als ich an einem Morgen früher als meine Gefährten aufstund, und in den umliegenden Gärten umherstrich, erblickte ich diesen ehrwürdigen Moslem, bey einem benachbarten Brunnen seines Hauses stehend. Er wusch sich Gesicht und Hände, und sang das erste Kapitel des Korans, das heißt, eine der schönsten Hymnen, die je von Sterblichen an die Gottheit gerichtet worden sind. Sie athmet jenes Edle, jene antike Einfalt, welche die Sprache des Menschen zum Ewigen seyn sollte. Ismael schien von Andacht durchdrungen, und ich faßte eine gute Meinung von einem Manne, der mit so vieler Würde die erste seiner Pflichten erfüllte.

Dieser Aga besitzt noch verschiedene andere Landhäuser; das, wo wir jetzt waren, bewohnt

er

er nur im Frühling. Die heissesten Sommertage bringt er in einer artigen, in den Gebirgen gelegenen Wohnung zu. Während die Sonne die Ebene sengt, die Luft glüht, und das Thermometer auf 27° steht, genießt er hier einer anmuthigen Temperirung, und sieht um sich her die Felder grünen, und Blüthen und Früchte die Bäume bedecken.

So leben alle reiche Mohammedaner auf Candia. Drey Viertheile des Jahres bringen sie auf ihren Landgütern zu, und den Winter kommen sie in die Stadt, und verkaufen den Ueberschuß von ihren Produkten. Das Oel, das sie im Ueberfluß gewinnen, das Wachs, der Wein, die Wolle ihrer Heerden, verschaffen ihnen große Reichthümer. Sie begnügen sich an dem was sie besitzen, und streben nicht nach Aemtern und Bedienungen, die ihre Sicherheit in Gefahr bringen könnten; sie sehn sie, ohne Neid in den Händen von Fremdlingen. Auf ihren Gütern sind sie Könige, und ihre Worte sind Gesetze. Sie besitzen die schönsten Weiber auf der Insel *), und erziehen ihre zahlreichen Kinder in

*) Hat ein Grieche eine hübsche Tochter, und läßt sie allein aus dem Hause, so passen die Türken den Augenblick ab, entführen sie, und machen sie zu ihrer Gattinn. Sie zwingen sie nicht ihrer Religion abtrünnig zu werden, wenn sie fest an derselben hängt, aber alle Kinder sind Moslems. Ich sah zu

Canea

in der schuldigen Ehrfurcht und Gehorsam gegen das Haupt der Familie. So genießen diese Mohammedaner ohne Sorgen, ohne Unruhe, ohne Ehrsucht aller der Güter, welche die Natur ihnen darbietet, leben glückliche Tage, und behalten bis in ein sehr hohes Alter, eine fast unverwüstliche Gesundheit.

9.

Wenn man Canea verläßt, hat man die Lemi, oder weißen Berge vor sich, welche jetzt die Berge von Sphachia heißen. Diese Bergkette, die an Höhe bloß dem Berge Ida nachsteht, erstreckt sich am weitesten. Sie fängt beym Cap Drepassum, östlich von Suda an, und verlängert sich bis an die mittägliche Seite des Meeres, wo der Flecken Sphachia liegt, und von einem kleinen Fort vertheidigt wird, das die Corsaren abschrecken soll. Von diesem erhabenen Mittelpunkte gehen zwey Arme aus, gerade nach dem Peloponnesus zu, endigen sich spitzig, und formiren das Cap Spada und Cap Su-

Canea eine schöne Griechin, welche auf diese Art ihrer Familie geraubt worden war. Nach dem Tode ihres Mannes kehrte sie zu ihren Eltern zurück, aber ihre Kinder blieben Mohammedaner, und sie mußte sich von ihnen trennen.

Susa; diese Nebenäste sind jäh, voll Abstürze und Abgründe, und nicht sehr reich an Produkten. Man hält da Heerden; hier und da stehn Cypressen, Fichten, und verschiedene andere immergrüne Baumarten zerstreut. Dörfer trifft man nicht häufig an, und sie sind nicht stark bewohnt. Der Reisende findet nicht eine einzige merkwürdige Stadt. Im Hintergrund des Golfo's, den diese Berge umzingeln, liegt der Flekken Cisamo, vor diesem Cysamum; mit einem schlechten Hafen, und einem Schlosse, das einfällt. Nahe beym Vorgebürge Susa erblickt man die auf einer Klippe angelegte Festung Grabusa. Die Venetianer vertheidigten sie lange gegen die ganze osmannische Macht, und würden sie vielleicht noch inne haben, wenn einer ihrer Statthalter sie nicht den Osmannen für ein Faß Zechinen verkauft hätte. Zwischen dem Felsen und dem festen Lande haben Schiffe von jeder Größe einen treflichen Ankerplatz.

Diese Berge bilden im Gesichte von Canea, einen ungeheuren Wall, dessen Rücken sich in den Wolken verliert, und der sie von der übrigen Insel zu sondern scheint. Die niedrigste Kette ist nur zwey Lieues von der Stadt entfernt, und mag 300 Toisen hoch seyn. Zwischen ihr und der zweyten thut sich eine weite Ebene auf, die drey Lieues im Durchschnitt, und eine beträchtliche Länge hat. Diese Zwischenkette ist ungleich höher, als die erstere. Jenseits

ragen

ragen die hohen Spitzen und Hörner empor, denen man wahrscheinlich die Benennung, weiße Berge, gab, weil sie eine ganze Zeit vom Jahre mit Schnee bedeckt sind. Er häuft sich in den tiefen, dem Nordwinde ausgesetzten Thälern an, verhärtet sich, und schmilzt nicht. Die Einwohner hauen ihn in Stücken, bringen sie bey Nachtzeit nach Canea, und man hat so das Vergnügen, in den heissesten Sommertagen über Eis trinken zu können.

Diese Gebirge sind ein Apanage der Sultanin Walidje. Die Pascha's haben hier nichts zu befehlen. Die Sultanin schickt einen vertrauten Mann hierher, um die Aufsicht zu führen, und den Tribut zu erheben. Man nennt die Griechen, welche diese Berge bewohnen, Sphachioten. Sie haben zahlreiche Ziegen- und Schaaf-Heerden, eine starke Bienenzucht, und machen vortreflichen Käse, der wie Parmesankäse schmeckt; sie verkaufen in den angränzenden Dörfern und Städten den Ueberfluß ihrer Produkte.

Die Sphachioten, in ihren abgesonderten Gebirgen, haben sich mit den verschiedenen Völkern, welche Creta besaßen, nicht so sehr vermischt, als die Bewohner der Ebenen. Ihr Dialekt ist weniger verdorben, als bey den übrigen Cretensern. Verschiedene Gebräuche ihrer Vorfahren, und verschiedene Züge ihres alten Karakters haben sich bey ihnen erhalten. Als Belon in ihren Bergen reisete, waren sie die

besten

besten Bogenschützen auf der Insel. Sie hatten sehr große Bögen, und zeigten mehr Geschicklichkeit, Stärke und Muth, als die übrigen Griechen. Jetzt hat die Flinte den Bogen verdrängt, und sie wissen eben so gut damit umzugehn. Die mehresten sind vortrefliche Jäger.

Die Sphachioten sind die einzigen Cretenser, welche den pyrrhischen Tanz beybehalten haben. Wenn sie ihn tanzen, sind sie im alten Costum gekleidet. Ein kurzer Rock mit einem Gürtel gegürtet, eine Hose und Halbstiefel machen ihre Kleidung aus. Ein Köcher mit Pfeilen hängt auf ihrer Schulter, ein gespannter Bogen am Arm, und ein langer Degen ziert ihre Seite. So geputzt fangen sie den Tanz an, der drey Tacte hat; der erste marquirt den Pas; sie hüpfen von einem Fuß auf den andern fast wie bey einigen deutschen Tänzen; die Bewegungen beym Zweyten sind größer, und haben eine Aehnlichkeit mit den Tänzen der Nieder-Bretagner; beym dritten Tact hüpfen sie mit vieler Leichtigkeit vor- und rückwärts auf einem Fuß, und dann auf den andern. Ihre Gegentänzer machen dieselbe Pas. Sie singen und tanzen zu gleicher Zeit. Bald formiren sie eine Runde, bald dehnen sie sich auf zwey Linien aus, und scheinen sich mit ihren Waffen zu drohn, bald theilen sie sich zwey und zwey ab, als wenn sie einen Zweykampf beginnen wollten. Aber bey allen diesen Bewegungen

gungen ist ihr Ohr der Musik treu, und sie fehlen nie wider den Tact.

Sie werden sich erinnern, Madame, daß in der alten Republik der Cretenser das Volk in zwey Klassen, die Klasse der Jünglinge und die Klasse der erwachsenen Männer, getheilt war. Diese Eintheilung hat sich bey den Sphachioten, aber nicht in der Reinheit ihrer ersten Einsetzung, fortgepflanzt. Vor Alters war die junge Klasse der alten unterthan, und gehorchte ihr; jezt will sie sich des Befehlens anmaßen. Dieser Mangel an Subordination hat der ganzen Nation ein großes Unglück zugezogen. In dem letztern russischen Kriege bildeten sich die Türken ein, daß die Einwohner von Sphachia die Insel in die Hände ihrer Feinde spielen wollten. Sie behaupteten, daß russische Schiffe an der mittäglichen Seite gelandet wären, und ein Bündniß mit den Sphachioten geschlossen hätten. Mehr bedurfte es nicht, um die Mohammedaner zur Ergreifung der Waffen zu bewegen. Sie brachen auf, achttausend streitbare Männer an der Zahl, und erstiegen ohne Mühe die erste Bergkette. Allein es war nicht so leicht die zweyte zu erobern, und eine Handvoll Soldaten konnte es ihnen verwehren. Die Klasse der erwachsenen Männer wollte fechten, und seine Felsen vertheidigen; allein die jungen Leute stimmten für die Uebergabe und ließen sich wahrscheinlich durch türkische Versprechungen verblenden. Während

ihre

ihre Väter den Feinden die Spitze boten, begiengen sie die Niederträchtigkeit, die Türken durch verborgene Pfade einzulassen, und auf die Gipfel ihrer Berge zu führen. Bey diesem Anblick ergrif alles die Flucht, und verbarg sich, so gut es gehn wollte, in den Felsenklüften und Abgründen. Die Moslems machten einen grausamen Gebrauch von ihrem Sieg. Sie verwüsteten die Dörfer, metzelten viele Einwohner nieder, und führten eine große Anzahl derselben als Gefangene mit sich fort. Männer, Weiber, Kinder, nichts wurde verschont. Sie verkauften sie als Sklaven in die verschiedenen Provinzen des osmannschen Reichs. Seit dieser unglücklichen Epoche bezahlen die Sphachioten, wie die übrigen Griechen, das Kopfgeld, von dem sie vorher frey waren.

Die Jünglinge, aus welchen die Ayelas der alten Cretenser bestanden, würden gewiß ganz anders gehandelt haben, und nicht Verräther ihres Vaterlandes geworden seyn!

Das Cap Melec erstreckt sich gegen Norden und Osten der Stadt Canea. Sein ungeheures Haupt hat sieben Lieues im Umfange. Der östliche Theil dieses Vorgebirges formirt eine von den Seiten des Golfos von Suda. Eine halbe Lieue von seinem Eingange liegt der Felsen, auf welchem das Schloß steht, das eben den Namen führt, und den Waffen der Osmanen so lange widerstand. Man könnte es vortheil-

theilhafter auf der Seite des Cap Melec anlegen, weil es nur eine Viertel Lieue vom Ufer entfernt ist, und vom Terrain dominirt wird, allein es ist gänzlich unmöglich es ohne eine Eskadre wegzunehmen; es hat verschiedene Batterien über einander, die in den lebendigen Felsen gehauen sind, und so viel Umfang, daß es ein Dorf von 150 Häusern in sich faßt. Schiffe von jeder Größe können um der Festung ankern. Würde ihr Geschütz von geschickten Konstablern dirigirt, so würde die fürchterlichste Flotte weder die Einfahrt in den Golfo erzwingen, noch ihn verlassen können, wenn man sie einmal eingelassen hätte. Das Fort von Suda ist einer der wichtigsten Plätze auf der Insel, und den die Venetianer am längsten behauptet haben.

Der Theil des Golfo's, jenseits des Schlosses, hat $1\frac{1}{2}$ Lieue in der Länge, und ein Drittel in der Breite. Erst eine halbe Lieue von seinem äußersten Ende können die Schiffe ihre Anker fallen lassen. Alles übrige ist ein unergründlicher Abgrund, und das Senkblei findet auf 150 Klafter keinen Grund. Der Ankerplatz ist noch immer groß genug, um die zahlreichste Flotte aufzunehmen; sie liegt hier wie in einem Bassin, und vor allen Winden sicher.

Die äußerste Spitze, la Calate, genannt, liegt nur $1\frac{1}{2}$ Lieue vom Hafen von Canea. Ein natürliches Thal erstreckt sich von dem einen Hafen zu dem andern, und nichts wäre leichter,

als eine Gemeinschaft zwischen beiden Häfen zu öfnen. Man brauchte blos einen kurzen Kanal zu graben, den die Lage des Bodens selbst zu bezeichnen scheint. Hieraus würde ein unschätzbarer Vortheil für den Handel erwachsen. Oefters halten die Nordwinde die Schiffe zu Canea acht Tage lang auf: dann könnten sie den Kanal von Suda hinunter, und unter Seegel gehn. Ein Gleiches gälte vom Einlaufen; schlössen Gegenwinde sie von dem einen Hafen aus, so stünde ihnen der andre offen. Ich schweige von den übrigen Vortheilen, weil dergleichen Projekte unter türkischer Herrschaft, ewig Projekt bleiben.

Um auf die Höhen vom Cap Melec zu gelangen, muß man beschwerliche steile Berge erklettern, die gänzlich wüste und unfruchtbar sind. Der Liebhaber der Jagd findet hier was er wünscht, Haasen und Rebhühner im Ueberfluß, allein der Freund des Ackerbaus trauret beym Anblick der nackten Felsen, und der mit Heide und Thymian und andern wilden Kräutern bedeckten Hügel. Hat man aber diese Einöde zurückgelegt, so kommt man in eine Ebene, welche ihre Fruchtbarkeit und Seegen einem Kloster griechischer Mönche, vom Orden des heiligen Basilius, verdankt. Sie haben die wüsten Hügel mit Weinstöcken besetzt, und in den Gründen Wälder von Oel- Mandel- und Obst-Bäumen angepflanzt, die ihnen ein Beträchtliches eintragen.

gen. Die beste Länderey bestellen sie mit Korn und Gerste. Die Türken sind so gerecht ihr Eigenthum zu respektiren, und ohngeachtet ihre Besitzungen ihnen jährlich so viel abwerfen, ihre alten sehr geringen Abgaben um keinen Asper zu erhöhen.

Man kommt zu dem Dreyfaltigkeits-Kloster durch eine lange Cypressen-Allee. Der Hof formirt ein länglichtes Viereck, um welches die Werkstätten und Zellen der Mönche vertheilt sind. Mitten im Hof steht eine kleine Kirche; ihr Portal und ihre Seiten zieren Orangenbäume, und bilden um ihr her ein prächtiges Peristil, das zur Blüthenzeit die Luft mit Wohlgerüchen anfüllt. Dieses Kloster ist mit allen zur Landwirthschaft erfoderlichen Geräthschaften versehn. Die Priester besorgen den Gottesdienst, und die Layenbrüder den Feldbau. Es ist eine kleine Republik, deren Schätze in ihrer Arbeitsamkeit bestehn, und deren Glieder ihre Pflichten gern und fleissig erfüllen, und ein emsiges aber friedliches und glückseliges Leben führen. Wir haben uns oft der Nähe der Jagd wegen bey diesen guten Mönchen aufgehalten, und sind immer sehr gastfrey von ihnen aufgenommen worden.

Sehr rauhe und beschwerliche Wege bringen von diesem Kloster in einer Stunde zu dem Kloster des heiligen Johannes. Dieses liegt auf dem höchsten Gipfel des Caps Melec. Die

Esplanade vor dem Hause dominirt die ganze umliegende Gegend. Hier steht ein einzelner Oelbaum, der zwischen zweyen Felsen aufgewachsen ist. An den heissesten Sommertagen athmet der Wandrer unter seinem Schatten Kühlung, und überschaut eine ungeheuere Strecke. Gegen Mittag erblickt er die Kette der weissen Berge, mit Schnee und Wäldern gekrönt, gegen Abend die Minaretthürme von Canea, gegen Norden die entfernte Spitze des Caps Spada, und alle die Schiffe, welche der Handel in diese Meere lockt. Seine Ideen vergrößern sich wie das Schauspiel, das er vor Augen hat. Zieht er seinen Horizont enger zusammen, so werden sich seine Blicke an Hügeln voll Weinreben, und an zerstreuten Dörfern und Schlössern der Ebne, die freundlich aus ihren Bosketten hervorragen. Seine Einbildungskraft glaubt in ihrem Schatten zu wandeln, wähnt die Aeste unter der Last ihrer Früchte sich beugen zu sehn, und den Duft der blühenden Mirthensträuche zu riechen. Aber plötzlich stört ihn ein furchtbares Getöse aus seinen süßen Träumen. Der Sturm brüllt von Ferne, die empörten Winde heulen, die Wellen schlagen ungestüm an die Felsen, die sich über ihren Abgrund neigen; sie nagen an ihren Grundvesten, und drohn sie in ihre brausende Fluthen hinabzustürzen. Ströme von Schaum spritzen hoch in die Luft. Gehabt euch wohl, ihr lachenden Schattengefilde! ihr reizenden Aussichten gehabt

habt euch wohl! Der erschrockene Wandrer unter dem Oelbaum sieht euch nicht mehr. Aengstlich schaut er unter sich, und erblickt nichts als Abgründe, verbrannte Felsen, wüste, über einander gethürmte Berge! Er glaubt sich von der ganzen Welt verlassen, springt auf, und eilt in die Gesellschaft der Menschen zurück.

Von dieser Einsiedeley führt ein schmaler, und an einer Stelle sehr abschüssiger Pfad, zu einer Grotte, welche die Hand der Natur verschönerte. Ueberall hängen schimmernde Stalactiten herab; einige waren pyramidenartig gestaltet, andre glichen Orgelpfeifen, und wieder andre schwebten drohend an der Decke über dem Haupte des neugierigen Beschauers. Alle stralten wie Krystall das Licht der Fackeln zurück. Aber an Schönheit und manchfaltigen Gestalten werden sie weit von der Höhle auf Antiparos, der schönsten aller Grotten, übertroffen!

Die Salbey, welche die Salbeyäpfel trägt, und von Tournefort beschrieben ist, wächst in Menge längst dem Thale, das zu der Grotte führt. Es ist ein Unglück für die Kräuterkunde, daß dieser berühmte Naturforscher sich so kurze Zeit auf der Insel aufgehalten, und sie zu einer Jahreszeit bereiset hat, wo alle Pflanzen von der Sonne verbrannt waren. Hätte er sie im Frühjahr besucht, so würde er sein Verzeichniß mit vielen Gewächsen bereichert haben, die bey seiner Ankunft nicht mehr vorhanden waren.

Der

Der niedliche, unter dem Namen des cretensischen Ebenholzes bekannte Strauch, wächst unter den Klippen am Seegestade, und nicht sehr hoch, aber die purpernen Blüthen, die zwischen seinen silberfarbigen Blättern glänzen, geben ihm ein sehr anmuthiges Ansehn.

Auf dem Rückwege vom Cap Melec nach Canea, trift man das Nonnenkloster Acrotiri an. Es ist eine schreckliche Einöde von traurigen Felsen umringt, an deren Fuße Quendelkraut, Heide, Thymian, Ladanum Cistus, und einige Klumpen Meerkirschbäume wachsen. Diese Nonnen sind keiner Klosterregel unterworfen, und thun bloß das Gelübde der Keuschheit und ewigen Jungfrauschaft. Jede von ihnen wählt sich eine Gesellschafterin. Sie wohnen in kleinen Häuserchen, die um eine Kapelle gebaut sind, wo ein griechischer Pope ihnen Messe lieset. Jedes Paar erweiset sich alle mögliche Freundschaftsdienste, und besitzt gemeinschaftlich ein Stück Feld, das zu der doppelten Zelle gehört, und ihr Garten ist. Man findet Orangen- Oel- und Mandelbäume und Bienen darinnen. Die Bienen werden hier nicht in Körbe gethan. Man legt Breter queer über ein paar Pfosten, um ihnen zur Dachung zu dienen, und die emsigen Insekten bauen unter diesem Schirmdach ihr Honig und ihr Wachs an. Die ersten Scheiben sind die längsten, dann nehmen sie nach und nach ab, und endigen sich in einer Spitze. Jeder Honig-

kuchen

kuchen hat die Gestalt einer umgestürzten Pyramide. Die Bienen bauen ihn sehr schnell; sie ziehn ihr Honig aus der Thymianblüthe, dem Hühnerklee, und einer Menge balsamischer Gewächse, womit die Erde bedeckt ist. Dieser reine, klare, köstliche Nektar hat den Wohlgeruch des Ambrosia.

Ich habe schon oben gesagt, daß die Nonnen zwey und zwey in kleinen abgesonderten Wohnungen wohnen, welche drey oder vier Zimmer enthalten. Eine jede solche Wohnung vereinigt verschiedene Bequemlichkeiten. Man trift darinn eine große Cisterne an, die in einer solchen Höhe, wo man kein Wasser hat, unentbehrlich ist, ferner eine Presse, einen Backofen, und einen oder zwey Weberstühle, um Leinwand zu weben. Gewöhnlich ziehn sie Seidenwürmer auf, und sammeln Baumwolle, welche auf der Insel eine jährige Pflanze ist. Die eine von den Schwestern spinnt, die andre webt. Einige stricken Strümpfe. Wenn sie sich mit den Bedürfnissen ihres Haushalts versorgt haben, so verkaufen sie ihrer Hände Arbeit in der Stadt.

Ueppigkeit und Pracht trift man nicht in diesen Zellen an, nur nützliches Geräthe, einfache Meublen, und was man zur Nothdurft braucht. Aber Reinlichkeit schmückt sie, und leiht ihnen ihre Reize. Diese Nonnen, ohne reich zu seyn, leben in einem Wohlstande, den sie ihrer Emsigkeit verdanken. Fröhlichkeit kehrt bey ihnen ein,

und man sieht kein trauriges Gesicht. Gewöhnlich paart sich eine junge Schwester mit einer ältern, um ihr Erleichterung zu verschaffen, und ihr die beschwerlichsten Arbeiten abzunehmen. Sanftmuth, Bescheidenheit und Freundlichkeit, herrscht unter diesen freywilligen Nonnen, aber nicht jenes störrische harte Wesen, das gewiß nicht Tugend ist.

Ich sah in diesem Kloster drey Nonnen, die würdig waren Gegenstände des Pinsels eines geschickten Malers abzugeben; eine Nonne von 109 Jahren, eine andre von 36, und eine Novitzin von 16. Die erste ging krumm wie ein Sprengel, an einer kleinen Krücke, und schien jeden Augenblick den Boden mit ihrer Stirne berühren zu wollen. Sie hatte den Gebrauch ihrer Sinne nicht verloren, aber sie waren in einer Art von Betäubung. Um sie zum Schwatzen zu bringen, mußte man ihr ein Gläschen Liqueur oder guten Wein geben. Dann sah man unmerklich das Leben in sie wieder kehren. Sie erzählte wie sie in dem Dorfe Suda geboren worden sey, wie die Türken zu wiederhohltenmalen die Vestung belagerten, und wie die geworfenen Bomben auf die Dächer gefallen wären, und die Einwohner in Angst und Schrecken gesetzt hätten. Nach der Einnahme des Forts begab sie sich nach dem Kloster Acrotiri, wo sie nun seit achtzig Jahren lebte.

Die

Die zweyte hatte einen vortheilhaften Wuchs, schwarze Augenbraunen, feurige Augen, schönen Hals, lebhaften Teint, etwas majestätisches in ihrer ganzen Gestalt. Aber die Rosen ihrer Wangen, und die Lilien ihres Teints waren im Verbleichen; noch war sie schön, allein jeder Tag raubte ihr eine Grazie.

Die Dritte — man muß sie gesehn haben, um sich eine Vorstellung von ihr machen zu können. Mein Pinsel fällt zu ihren Füßen, und meine Farben erblassen vor ihrer himmlischen Gestalt. Man stelle sich alle die bewundernswürdigen Züge vor, welche die Natur zuweilen vereinigt, um ein Meisterstück der Schöpfung zu bilden, und man wird nur ein unvollständiges schwaches Bild von der Novitzin von Acrotiri haben. Das Frische der Jugend glänzte auf ihrer Stirne. Jeden Zug beseelte eine Grazie. Blitze schossen unter ihren niedergeschlagenen Augenwimpern hervor; etwas göttliches lebte in ihren schönen Augen; es war unmöglich das Feuer ihrer Augen auszuhalten, ohne tief in der Seele die heftigste Rührung zu empfinden. Ein Lächeln würde ihren Rosenmund noch verschönert haben, allein die blühende Jungfrau wollte nicht lächeln. Ein niedlich zugerundetes Kinn endigte das Oval ihres schönen Gesichtes. Die Schönheiten unter dem Kinn hatte Sittsamkeit mit einer dreyfachen Hülle verschleyert. Sie war ganz einfach gekleidet; aber die zierliche Form

ihres Wuchses verschönerte ihren Gürtel; aber die glänzende Schwärze ihrer langen Haare zierte ihr kattunes Gewand; aber die Lilien ihres Halses verdunkelten die Weisse ihres Schleyers. Ging sie, so bewunderte man die Leichtheit ihrer Schritte; saß sie, so bewunderte man wieder. Sie wußte nicht, daß sie schön war. Sie diente mit Freuden der Nonne, welche Mutterstelle bey ihr vertrat, und kam allen ihren Wünschen zuvor. In ihren Wesen und Gebehrden war nichts erkünsteltes. Sie schien mit ernsthaften Betrachtungen beschäftigt, und einzig nach dem Glücke zu streben, unter die Nonnen von Acrotiri aufgenommen zu werden. Ich gestehe Ihnen, Madame, daß mir der Gedanke wehe that, so viele Reize auf ewig in einer solchen traurigen Einöde begraben, und die, welche geschaffen war, das Glück eines Sterblichen zu machen, auf immer der Gesellschaft der Menschen entrissen zu wissen! — Ich reisete oft zu diesem Kloster, und ermangelte nie die gute Nonne zu besuchen, die ihr statt Mutter war.

10.

Die Insel Creta steht jezt unter den Befehlen dreyer Pascha's, welche zu Candia, Canea und Retimo residiren. Der erste ist jederzeit einer

von

von drey Roßschweifen, und gleichsam der Vice-König der Insel. Er hat die Inspection über die Forts und Arsenale, ernennt zu den erledigten militairischen Stellen, und besetzt die Kommendantenschaften zu Suda, Grabuga, Spina-Longa und Gira-Petra. Die Befehlshaber dieses Forts heissen Begs. Sie haben einen Kastellan und drey Oberofficiere unter sich, wovon der eine die Artillerie, der andre die Reuterey, und der dritte die Jeng-itscheri kommandirt.

Der Rath des Pascha besteht aus einem Kihaja, durch dessen Kanal alle Geschäfte und fast alle Gnadenbezeugungen gehn, dem Jeng-itscheri-Aga, zweyen Befehlshabern der Artillerie, einem Defterdar oder Großschatzmeister der kaiserlichen Gefälle, einem Schatzmeister des kaiserlichen Schatzes, und den vornehmsten Officieren der Armee. Man sieht, daß diese Regierungsform ganz militairisch ist; auch ist die Gewalt des Pascha-Seraskier unumschränkt. Man kann von seinen Urtheilen nicht appelliren, und sie werden sogleich vollstreckt.

Die Rechts- oder Schriftgelehrten bestehn aus dem Mufti, dem Religions-Oberhaupte und dem Cadi. Der erste ist der Ausleger der Gesetze, welche die Theilung des Vermögens unter Kinder, die Erbfolge, die Ehen, kurz alles das betreffen, was Mohammed in dem Koran verordnet hat; er entscheidet über alles was den

Ritus

Ritus der Moslems angeht. Der Cadi kann nicht ehe über Fälle entscheiden, welche sich auf diese Gesetze beziehn, bis er die schriftliche Meinung des Mufti eingehohlt hat, welches ein Fetfa genannt wird. Seine Verrichtungen bestehn darinn, die Declarationen, Klagen und Donationen der Privatpersonen anzunehmen, und die Streitigkeiten zu schlichten, die unter ihnen entstehn. Der Pascha muß diese beyden Richter um ihre Meinung fragen, wenn er recht- und gesetzmäßig einen Türken mit dem Tode bestrafen will. Allein ein Pascha von drey Roßschweifen setzt sich oft über das Gesetz weg, und fällt und läßt aus eigener Macht das Todesurtheil vollziehn.

Alle Moskeen haben ihren Jlam oder Art von Pfarrer. Schulmeister sind in die verschiedenen Viertel der Stadt vertheilt, und werden in der Türkey sehr geschätzt; man legt ihnen den Titel Effendi bey, welcher ehrenvoll ist, und nur solchen Personen gegeben wird, für die man Hochachtung hat.

Die Besatzung von Candia besteht aus folgenden Truppen.

Fünf Kompagnien Jeng-itscheri, deren Anzahl nicht festgesetzt ist.

Fünf und zwanzig Kompagnien Jerli, jede 120 Mann stark.

Zwey Kompagnien Jsdarli.

Vier Kompagnien Kanonirer.

Vier Kompagnien Reuterey.
Vier Kompagnien Freywillige.
Eine Kompagnie Bombardirer.
Eine Kompagnie Minirer.

Zusammen sechs und vierzig Kompagnien, welche ein Korps von ohngefehr zehntausend Mann ausmachen; alle diese Truppen liegen nicht in der Stadt, aber sie würden sich in einem Augenblick darinn versammeln. Sie erhalten richtig alle drey Monate ihren Sold, die Jengitscheri ausgenommen, deren Officiere allein bezahlt werden. Die verschiedenen Grade dieser Miliz hängen nicht vom Pascha ab. Der Rath einer jeden Kompagnie, welcher aus den Officieren im Dienst, und den Veteranen besteht, ernennt dazu. Man kann diese Stellen nur zwey Jahr bekleiden; die Stelle des Kapitains hingegen, die zu Konstantinopel gekauft wird, behält man lebenslänglich. Auch der Koch bleibt so lange im Dienst, als die Kompagnie mit ihm zufrieden ist. Jede Kompagnie hat eine Art von Feldprediger, der Iman heißt.

Die Garnisonen von Canea und Retimo sind auf eben den Fuß eingerichtet, nur bey weitem nicht so zahlreich. Die erste ist ohngefehr 3000, die letzte 1500 Mann stark. Da aber alle männliche Kinder der Türken gleich in der Geburt Mitglieder des Jeng-itscheri-Korps werden, so würde die Zahl dieser Soldaten in Kriegszeiten um ein Beträchtliches steigen. Im

Grunde

Grunde sind sie nicht sehr furchtbar. Die meisten sind noch nicht im Feuer gewesen. Sie werden nie in kriegerischen Manövren geübt, und ihnen ist jene fürchterliche Kunst gänzlich unbekannt, die in unsern Tagen zu einem so hohen Grad der Vollkommenheit gebracht worden ist; die nach sichern Regeln handelt, und leicht über die Menge und blinde Stärke siegt.

Ein Pascha von Canea, der sich in dem letzten russischen Kriege ausgezeichnet hatte, wollte die Geschicklichkeit der Kanonirer der Stadt auf die Probe stellen. Er ließ eine Barke eine halbe italienische Meile von der Stadtmauer fest vor Anker legen, und eine große Tonne darauf setzen. Das Meer war ruhig, und das Ziel sehr deutlich zu erkennen. Er setzte eine Belohnung für den aus, welcher die Tonne niederschiessen würde. Die Kanonirer schossen den ganzen Tag, und konnten weder das Faß noch die Barke treffen.

Die Pascha's von Canea und Retimo befehlen eben so unumschränkt in ihrem Gebiete, als der von Candia. Sie haben gleiche Vorrechte, und ihr Rath besteht aus denselben Officieren. Diese Pascha's trachten blos, wie sie schnell reich werden wollen, und bedienen sich aller möglichen Mittel, um Geld von den Griechen zu erpressen, die unter einem unaussprechlichen Druck schmachten. Diese Unglücklichen sind selbst daran Schuld. Der Neid, der sie foltert,

giebt

giebt ihnen ohnaufhörlich die Waffen gegen sich in die Hand. Lebt einer von ihnen nur einigermaßen im Wohlstande, so dichten sie ihm Verbrechen an, und verklagen ihn bey dem Pascha, der diese Verhetzungen nutzt, um sich das Vermögen beider Partheyen zuzueignen.

Es ist kein Wunder, daß unter einer solchen barbarischen Regierung die Anzahl der Griechen täglich abnimmt. Man zählt kaum

	150000 Griechen,

von denen 65000 die Kopfsteuer *) bezahlen.

Die Türken sind erst 120 Jahr im Besitz der Insel, allein da sie nicht gleiche Drückungen leiden, so haben sie sich so sehr vermehrt, daß ihre Anzahl sich beläuft, auf 200000 Türken.

Man zählt nur 200 Juden.

350200 Seelen.

Muß man nicht erstaunen so wenige Bewohner auf einer Insel zu finden, welche über 250 Lieues im Umfange hat? Diese Menschen-Abnahme ist lediglich die Schuld der verheerenden Regierungsform. Creta hat zwar Berge, aber auch gesegnete Thäler, und ungeheuere Ebenen von unglaublicher Fruchtbarkeit. Es mangelt

*) Weiber und Kinder bezahlen sie nicht.

gelt dem Boden nichts als arbeitsame Hände, und geschützte Bebauer. Er könnte viermal mehr Einwohner ernähren, als er jezt enthält.

Das Alterthum prieß die hundert Städte Creta's; noch wissen wir ihre Namen und Stätten manche von ihnen enthielten dreißigtausend Bewohner; wir wollen für jede nur 6000 annehmen, was gewiß, ehe zu wenig als zu viel ist, so beträgt dieses auf die hundert Städte 600000

Schlägt man die Einwohner der Flecken, Dörfer ꝛc. auf eine gleiche Anzahl an, so hat man wieder 600000

Zusammen 1200000

Und diese Anzahl ist nicht übertrieben. Als die Venetianer Candia besaßen, zählte man auf der Insel 996 Dörfer. Die Städte Sitia, Gira-petra, Cisamo, Sphachia, wimmelten von Einwohnern; jezt sind es nur elende Dörfer mit ruinirten Festungen und verschlemmten Häfen. Candia, die Hauptstadt des Königreichs, faßte eine ungeheure Volksmenge in sich, und trieb einen starken Handel mit Wein, Getraide, Seide, Wachs ꝛc. Sie war ein zweytes Venedig; jezt ist sie fast wüste.

Wahr ist's, in dem 25jährigen Kriege tödtete das Schwerdt der Türken eine große Menge Candioten; die Pest, die sie überall begleitet, und die sie auf die Insel brachten, fraß noch meh-

mehrere; aber wenn bey der osmannschen Regierung Menschen in Anschlag kämen, so würde sie während eines ganzen Jahrhunderts der Ruhe und des Friedens, diese Lücken sehr gut haben ausfüllen können.

Die Türken haben den Griechen die freye Ausübung ihrer Religion gelassen aber sie verbieten ihnen ihre Kirchen und Klöster auszubessern. Sie müssen die Erlaubniß dazu mit Gold aufwägen, und von den Paschas um ansehnliche Geldsummen erkaufen. Sie haben zwölf Bischöfe, wie vor diesem; der erste führt den Titel eines Erzbischofs von Gortyna: er hat seinen Sitz zu Candia, wo die erzbischöfliche Kirche ist. Er wird von dem Patriarchen zu Konstantinopel gewählt, und ernennt zu den übrigen Bisthümern *). Seine Thiare ist dreyfach gekrönt, er unterschreibt sich roth, und steht für alle Schulden der Geistlichkeit. Deswegen legt er auch den andern Bischöfen und sonderlich den Klöstern starke Contributionen auf. Er wird für das Haupt der Griechen anerkannt, die er mit seinem schwachen Credit schützt. An ihn wendet sich die Regierung bey wichtigen Vorfällen. Von

 seiner

*) Diese Bisthümer sind jezt: Gortyna, Cnossus, Mirabella, Hyera, Gira-Petra, Arcadia, Eberronese, Cambis, Milopotamo, Retimo, Canea, Cisamo: fast die nemlichen wie unter der Regierung der Byzanzschen Kaiser.

seiner ganzen Nation hat er allein das Recht zu Pferde in die Städte reiten zu dürfen.

Der Oelbaum, dieser nützliche, der Minerva geheiligte Baum, ist fast aus Attica verschwunden. Die Albaneser und Türken, die wechselsweise Morea verheerten, haben sich um die Wette bemüht, ihn auszurotten. Man hat mich versichert, daß sie in zwanzig Jahren über 200000 Stämme umgehauen haben. Hat man einen Begrif von einer solchen Barbarey? Und so ist Morea, das unter den Venetianern so reich und blühend war, ein dürftiges unglückliches Land geworden.

Die Insel Creta ist mit solchen Verwüstungen verschont geblieben. Die Oelbäume, die einen sandigen Boden, gelindes Clima, und Nähe der See lieben, wachsen in Menge auf den Hügeln und in der Ebene. Die Kälte ist nie so strenge, daß sie ihnen schaden könnte, und die Wärme immer so stark, daß ihre Früchte zur völligen Reife gelangen. Einige scheinen so alt, wie der Boden, der sie trägt; sie werden sehr dick, und wachsen funfzig Fuß hoch. Ihr Ertrag macht den Hauptreichthum der Einwohner und ihren stärksten Handlungszweig aus. Von zwey Jahren ist gewöhnlich eines sehr gesegnet, und eines mittelmäßig.

Die Einwohner consummiren ungeheuer viel Oel, sonderlich die Griechen, die es in ihren vier Fastenzeiten an ihr Gemüße und Fischspeisen

thun;

thun; die Türken von Candia verbrauchen ebenfalls sehr vieles zu ihren Seife-Fabriken, womit sie die ganze Levante *) versehen; man macht eine sehr große Menge Oliven ein, die man auf allen Tafeln antrift: und doch beladen die Türken noch jährlich vier und zwanzig Fahrzeuge mit Oel. Diese Schiffe halten, eines ins andre gerechnet, 150 Tonnen, und ihre Ladung kostet ohngefehr 90000 Livres. Von diesen Schiffen gehören nur fünfe fremden Nationen, und ihre Ausfuhr beläuft sich auf 450000 Livres.

Die 19 übrigen gehören nach Marseille, und ihre Ladung beträgt 1,710000 —

Die französischen, zu Canea wohnhafte Kaufleute, kaufen überdies jährlich an Wachs und andern Artikeln, für 80000 —

Dies macht für die Franzosen eine jährl. Ausfuhr aus von 1,790000 Livres.

Dagegen führen sie ein, 450000 Livres an Languedocschen Tüchern, und ohngefehr für 100000 Livres an Zucker, Kaffee ꝛc. zusammen 550000 Livres.

Zieht

*) Es ist noch nicht lange, daß ihnen ein Provensale Seife machen lehrte, wovon sie jezt verschiedene Fabriken zu Canea angelegt haben. Dieser Afterpatriote hat dadurch dem Handel von Marseille einen beträchtlichen Schaden zugefügt.

Zieht man dieses von obiger Summe ab, so beträgt die Handelsbilanz zwischen Frankreich und Creta zum Vortheil der letzten, einen Ueberschuß von 1,240000 Livres.

Die Handelshäuser von Marseille, die sich zu Canea niedergelassen haben, sind mit denen zu Constantinopel und Smirna verbunden, und bestreiten diesen Ueberschuß mit osmannschen Piastern.

Fast der ganze Ausfuhr-Handel von Creta wird zu Canea getrieben, wo die Kauffahrer der verschiedenen Nationen einlaufen; wir wollen aber die Produkte, welche die Cretenser in ihren übrigen Häfen einschiffen können, auf ein Drittel der obigen Summe anschlagen, was mehr zu viel als zu wenig ist, und so bekommt man die Totalsumme von 2,986,606 Livres.

Ein solcher Handel ist viel zu unbeträchtlich für eine Insel, von dem Umfange wie Creta. Aber er ist in den Händen der Türken, die nichts von Künsten und Ackerbau verstehn, und der Griechen, die unzähligen Bedruckungen ausgesetzt sind, und weder zu ihrem noch zu dem gemeinen Besten etwas zu unternehmen wagen. Die geringe Bevölkerung der Insel reicht nicht hin alle Ländereyen anzubauen. Es thut einem wehe ganze Ebenen von drey bis vier Stunden Größe anzutreffen, die von Bächen gewässert wer-

werden, und wo man keine Spur von Feldbau findet. Die herrlichsten Thäler, deren Boden eine Menge wilder Gewächse treibt, bleiben aus Mangel an Arbeitern, Industrie und Aufmunterung, brach liegen. Der lässige Türke lebt auf seinen Gütern, ohne sich um ihre Ausbreitung zu bekümmern, und erhält ein Grieche die Erlaubniß, ein Stück Feld urbar zu machen, so nimmt es ihm der vornehme Nachbar weg, sobald er die Früchte seines Schweisses zu geniessen anfängt.

Als das Königreich Candia noch der Republik Venedig gehörte, war es reich an Getraide, und versorgte nicht allein seine Einwohner zur Gnüge damit, sondern führte auch noch welches in die Fremde aus. Jezt muß es sich Korn zuführen lassen, und ich habe zu Canea Schiffe einlaufen sehn, die damit beladen waren Der Boden ist nicht an dieser Unfruchtbarkeit Schuld: ihn bescheint noch dieselbe Sonne, ihn wässern noch dieselben Bäche; die Tyranney des Gouvernements verursacht es allein.

Dinge von der äußersten Wichtigkeit, welche die Handlung der Cretenser unendlich vergrößern würden, werden fast gänzlich vernachlässigt. Der Maulbeerbaum gedeiht vortreflich auf der Insel; die Seidenwürmer-Zucht geht sehr leicht von statten; die Baumwolle, die man baut, ist von schöner Qualität; die Wolle ist nicht sehr fein, aber in Ueberfluß vorhanden; — Und

doch

doch trift man auf der ganzen Insel nicht eine Fabrik an, die diese Reichthümer aus der ersten Hand benutzen könnte; man bekümmert sich wenig oder gar nicht um die Seidenwürmer-Zucht, man baut Baumwolle und Lein nur in geringen Quantitäten, und nie wird es einem Türken einfallen, daß man in einem so einem günstigen Clima, wo die Heerden das ganze Jahr unter freyem Himmel bleiben können, durch Vermischung der Racen, und sorgfältigere Wartung und Fütterung so gute Wolle von ihnen bekommen könnte, als die spanische.

Wäre diese Insel in den Händen eines policirten Volks, das stolze Creta würde wieder aus seiner Asche auferstehn!

R — d.

85 L 1084
[06 96]
[06 101]
ULB Halle
003 759 792
3

Neueste Reise durch Corsica,

mit Bemerkungen
über die natürliche Geschichte des Landes,
und die Sitten und Gebräuche
seiner Bewohner.

Aus dem Französischen
des Abbé Gaudin, Jacques



Leipzig
in der Weygandschen Buchhandlung
1788.

Farbkarte #13
B.I.G.
Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black
Centimetres Inches
Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-273052-p0335-4